

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Jungmädchenjahre**

**Kravogl, Paula**

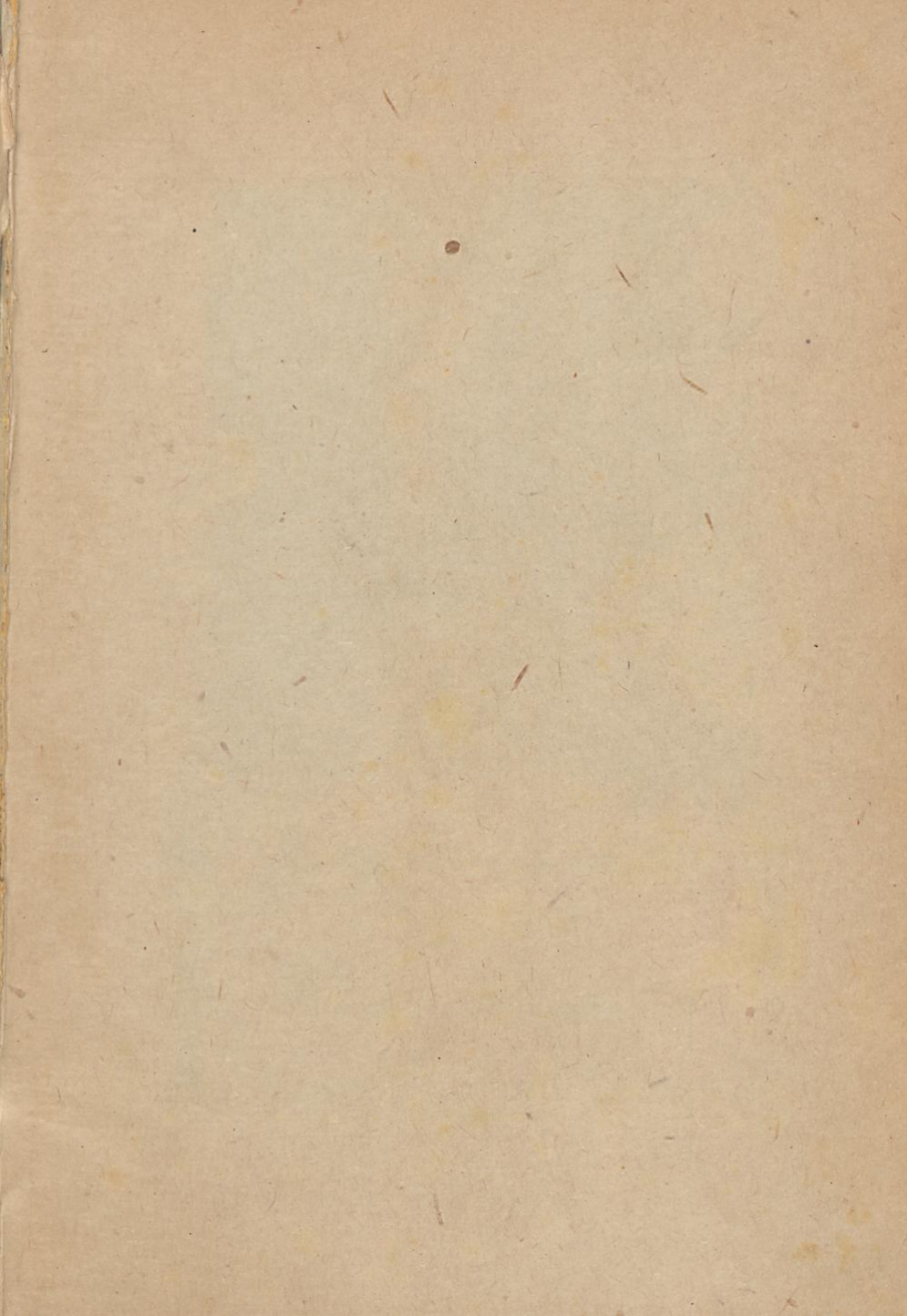
**Innsbruck, 1917**

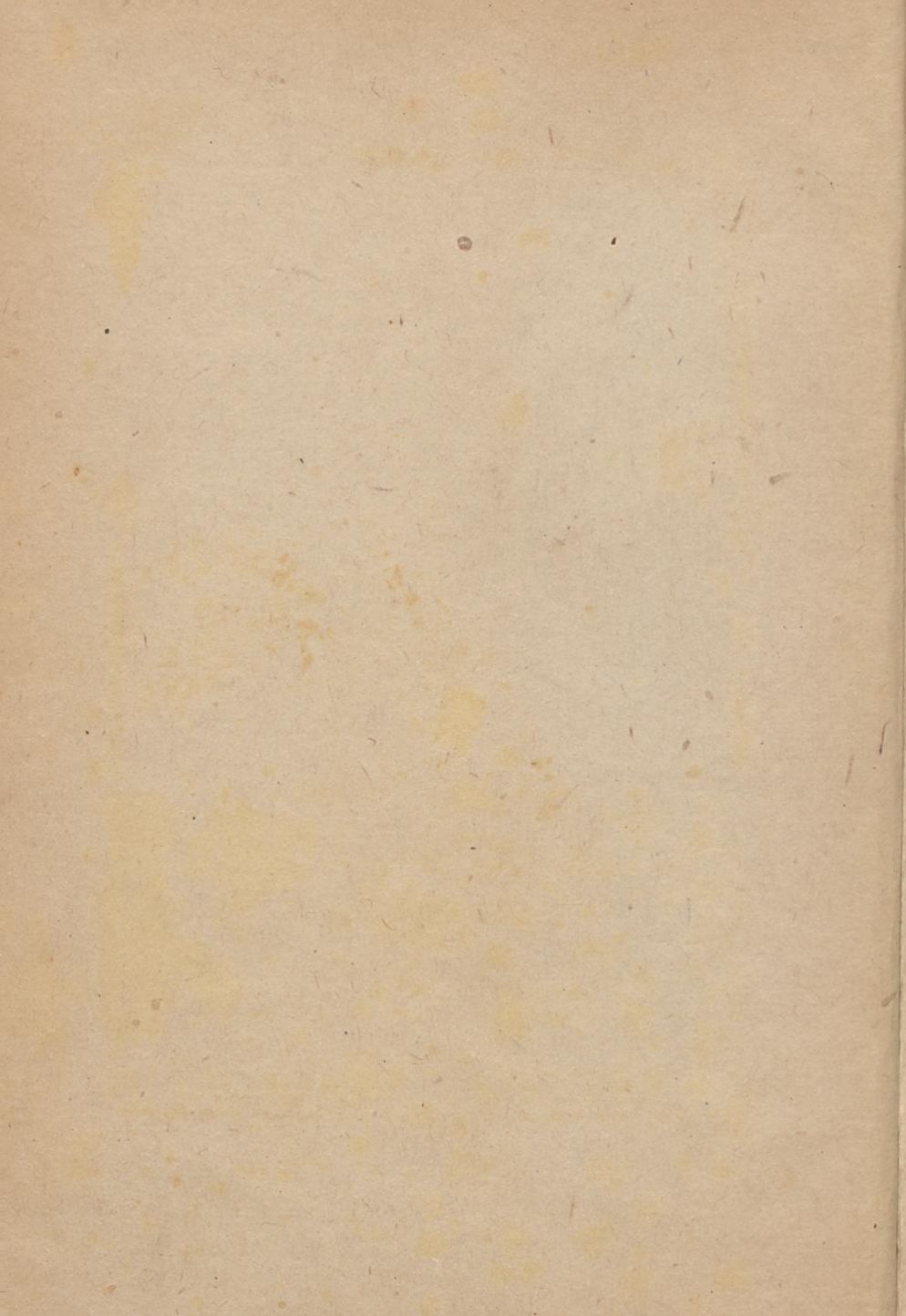
Univ.-Bibliothek Innsbruck



34447

34447





mit Unpflanz!

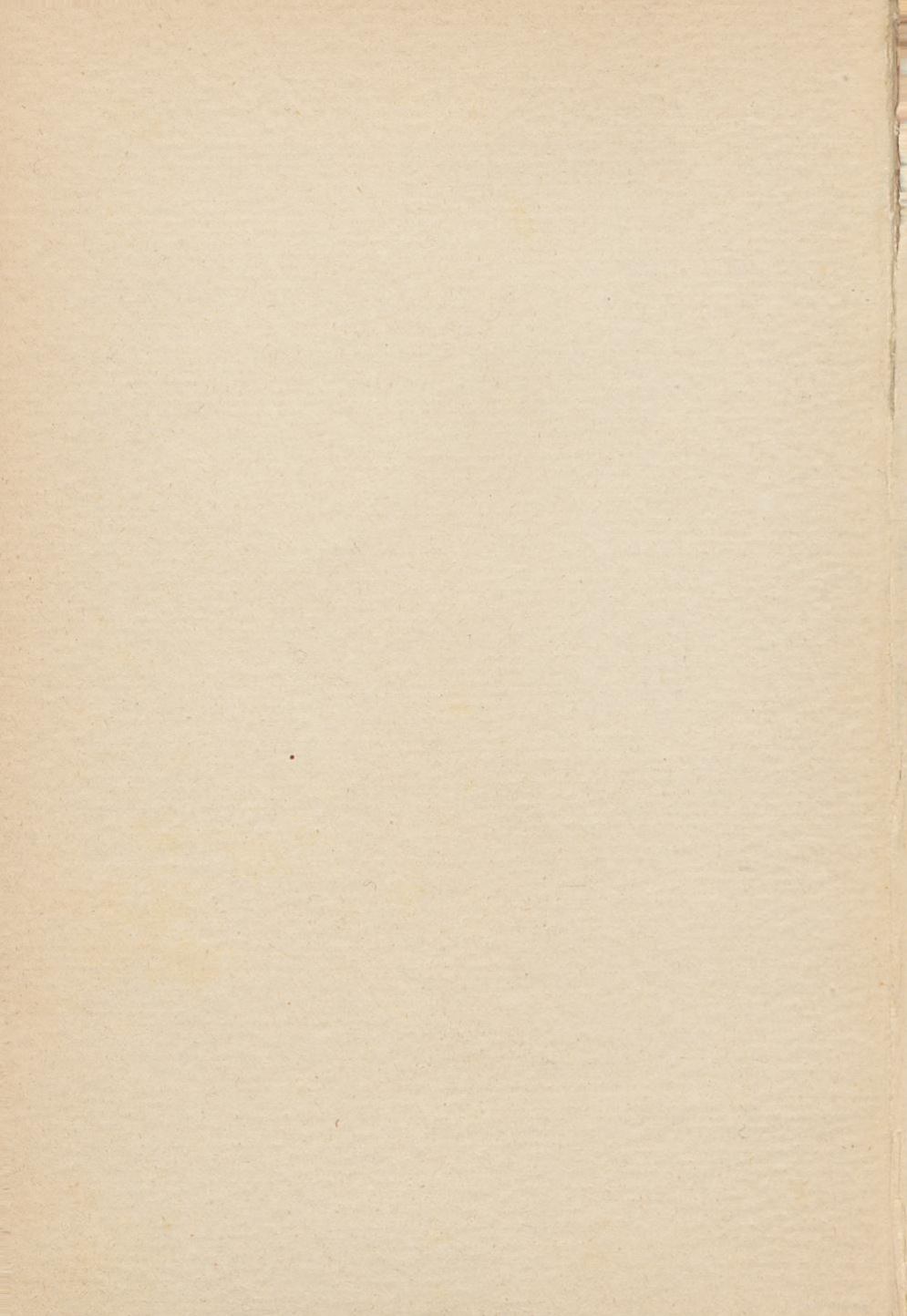


Jungmädchenjahre  
Erinnerungen

von

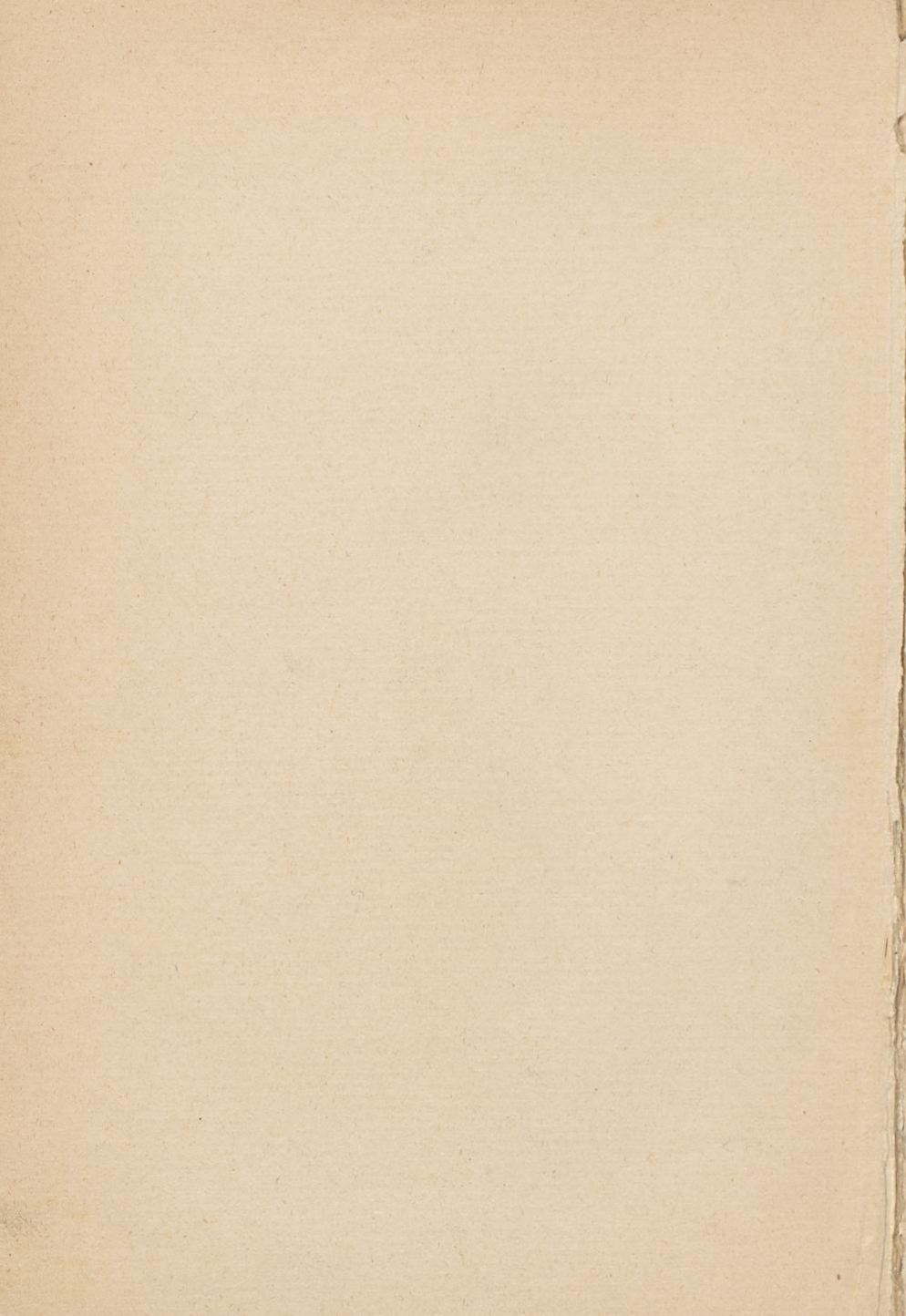
Paula Knavogl

Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck









# Jungmädchenjahre.

Erinnerungen von Paula Kravogl.

(Mit 3 Tfln.)

1917.

Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

UB INNSBRUCK



+C42190503

(34447)

1917/18 Off. Soc.



18. 8. 17.

## Paula Kravogl,

gestorben am 21. August 1916.

**S**innend waren Paulas Blicke am Sommerabend ihres Lebens über all ihr Erfahren gegangen, langsam hatte sie mit froher Seele noch einmal das Land der Vergangenheit durchschritten. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, um die frischen Blüten der Erinnerung zum Kränzlein zu winden.

Es war ein liebes, schönes Schaffen. Viele dankten es ihr, denn die Kösslein schimmerten im Frühtau kindlichen Frohsinnes und mädchenhafter Zartheit und doch lag die abgeklärte Schönheit des Sommers über ihnen.

Und dann war eines Tages der Platz am Schreibtisch leer.

Auch Paula Kravogl war ihren großen, letzten Weg gegangen. Wie ein Flüstern zog es durch viele Herzen: „Schade, daß sie tot ist.“ Ihre Erinnerungen aber lagen in tausend Reisklein über das ganze Tirolerland verstreut.

Manch einer nahm da und dort eine der losen Blumen zur Hand und es schien, als wäre noch Leben und Glanz in ihnen.

Da erwachte das Verlangen, die Blüten zu sammeln. — Die Gedenkbildchen, die Paula Kravogl einst zeichnete, sind heute ein Erinnerungsbuch an sie geworden.

„Eine Tirolerin von Adel war sie — nicht von jenem Adel, der sich auf Brief und Wappen stützt, aber eine Adelige an Geist und Herz“, so charakterisiert ein Freund der Toten ihr Wesen mit den knappsten Zügen. Ihr Leben zu kennzeichnen genügte ein fast gleich kurzes Wort, denn es war ein-

fach und ohne große Schicksale, ohne stürmende Leidenschaften nach innen, ohne mächtigen Wellenschlag für die Öffentlichkeit. Und doch liegen Blätter vor mir, die es mir schwer machten, Paula Kravogls Leben im Andenkenbildchenstil zu skizzieren. Verwandtschaftliche Liebe und Freundestreue haben ja in feinen Strichen ein Frauendasein gezeichnet, so selten schön und übergall an stillem Reichtum, daß es anmutet wie ein Lied von Meisterhand im Abenddämmern gespielt, dessen Klänge aus offenem Fenster über schöne Gärten wogen, wo ein einsamer Wanderer wohl sinnend steht und lauscht . . .

Paula Kravogls Wiege stand zur heiligen Weihnachtszeit im Jahre 1856 in einem Brixener Hause. Ihr Vater, Karl Kravogl, war Steuerinspektor in dem gemüthlichen, sonnigtrauten Eisackstädtlein. Ein Bruder und eine Schwester machten der jugendlichen Mutter schon manche Mühe und Sorge, so daß das kleine „Paulinele“ früh zu den goldtreuen Malser Großeltern kam, denen es bald Leben und Sonnenschein wurde.

Wohl aus diesen Jahren schon trug Paula das Sichere, Allzeit-Frohe ihres Wesens ins Leben hinaus. Ein Schatten fiel freilich über das Kinderglück, als der Tod am 13. Jänner 1861 der kleinen Familie den Ernährer nach kurzer Krankheit entriß. Die Witwe zog nun auch mit den beiden anderen Kindern nach Mals und fortan gehörte Paula ihrer Mutter bis an deren Lebensende.

Ein fröhliches Wachsen und Werden umschließt die Zeit bis zu der Ueberfiedlung nach Innsbruck, die Paula bereits in den „Jungmädchenjahren“ schildert. Ausnahmsweise früh für damalige Begriffe wurde dem geweckten und wohl auch braven Kinde bereits in Mals der Empfang der Erstkommunion gewährt; dies Beste hat ihr die Jugendheimat noch gegeben, ehe die Innsbrucker Studienjahre begannen.

---

Rückblickend zeichnet sie Freud und Leid der letzteren in den vorliegenden Blättern, die der Verlag „Tyrolia“ als ein Kränzlein von Rotrosen auf Paulas stilles Grab am Malser Friedhofs legt.\*

Diese „Erinnerungen“ sollten nach Paulas Willen mit der Zeit abschließen, da sie an der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt in Innsbruck ihre Reifeprüfung ablegte (1876).

Ihre Sehnsucht nach einem entsprechenden selbständigen Wirken als Lehrerin oder Erzieherin wurde nur insofern erfüllt, daß sie durch einige Semester als Gehilfin der ehrwürdigen Mater Ignatia an der Volksschule der Ursulinen praktizieren und später einen Kreis junger Mädchen in Gesang und Musik unterrichten durfte. Einem weiteren Verlangen nach lehrberuflicher Tätigkeit trat der bestimmte Wunsch der Mutter entgegen. Diese, eine Frau von seltener körperlicher Rüstigkeit und seelischer Kraft, eine fromme, kernige Tirolerin vom alten Schlage, schloß einen Reichtum von Edlem und Großem in sich. Ihr energischer Charakter hatte aber wohl durch all das Schwere des Wittwenlebens ein Körnlein Bitterkeit angenommen — ein Etwas, dem man nicht mit Widerstand begegnen durfte. Paula wurde trotz aller Bitten, ihre Gaben und ihr Wissen in den Dienst der Jugend stellen zu dürfen, fest in der Hauswirtschaft eingespannt, mußte Koch- und Bügelfurze mitmachen und auf jede Weise nach Mutters Wunsch ihre häuslichen Kenntnisse erweitern. Einige Zeit dachte Paula

---

\* Paula Kravogl vergleicht im ersten Satze der „Jungmädchenjahre“ ihren Rückblick auf die Jugendzeit mit einem frohen Stündlein im Kino. Durch einen Streich des Drucksetzerlobolds ist aus dem „Kino meiner Jugend“ ein „Kind“ meiner Jugend geworden! Die Leser mögen das lose Geiſtchen mit einem Lächeln bestrafen!

auch daran, gleich ihrer älteren Schwester Lina als Ordensfrau ihre Lebensaufgabe zu lösen, doch diesen Gedanken machten die jahrelang sich wiederholenden nervösen Kopfschmerzen zunichte, deren Anfang schon die Jungmädchenjahre berichten.

Trotz all dieser Enttäuschungen, die herb auf das erwachende, feinfühliges Frauengemüt drücken mochten, verlor „Fräulein Pauline“, wie man sie nun nannte, nicht ihre stets liebenswürdige Heiterkeit im Verkehr und die warme Teilnahme für alle, mit denen sie in Berührung kam.

Unter diesen nahm Herr Oberrechnungsrat Fr. Apperle einen hervorragenden Rang ein. Durch nahezu 30 Jahre war der höchst ehrenwerte Junggefelle der ständige Hausgenosse von Frau und Fräulein Kravogl, zuerst der Berater des „Christkindleins“, wenn die studierende Jugend eines wertvolleren Werkes bedurfte, später ihr vertrauter Freund in allen Lagen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, bis er 1892 starb, gleich einem Vater von Frau Luise und ihrer Tochter betrauert. Herr Apperle war es, der hauptsächlich die weitere musikalische Ausbildung Paulas förderte, ihren Fortschritten unter Meister Pembaurs Leitung das regste Interesse entgegenbrachte und ihr so ein Reich edelsten Genusses erschloß, in dem Paula selbst und ihre Freunde lebenslang in mancher schönen Feierstunde sich ergötzten. Paula blieb der Kunst auf allen Wegen in Treue verbunden. Schumann, Schubert, Grieg, Brahms und Wolf waren ihre bevorzugten Tondichter, ganz besondere Pietät bewahrte sie aber stets den Schöpfungen des Altmeisters Pembaur, ihres eigenen Lehrers. Ihre vertrauteste Freundin war die kleine Zither, die sie in treuer Dankbarkeit gegen Fräulein Füsselberger besonders in Ehren hielt, doch übte sie auch das Klavierspiel und erfreute viele durch ihre weiche, ungemein klangvolle

Stimme, die sie gern in den Dienst verschiedener Wohltätigkeitsveranstaltungen und des kirchlichen Gesanges stellte.

Paulas Mutter hatte schöngeistige Freuden selbst sehr gern. Verkehr mit geistig hochstehenden Menschen, Lektüre, Musik und Theater in edler Auswahl boten auch in späteren Jahren noch den beiden Frauen manch schöne Lebensbereicherung — an erster Stelle stand aber die Pflicht.

Gern erinnern sich einstige Marienkinder der Waisenhauskongregation noch an die stets fröhliche und zuvorkommende Leiterin der gesanglichen Veranstaltungen, die durch Jahre mit hingebender Liebe auf ihrem Posten stand und wenige ahnten wohl, daß gerade in dieser Zeit in Paulas Herzen die größte Zukunftsentscheidung sich vollzog — der Verzicht auf Ehe und Mutterglück.

Paula war zur gewinnendsten Erscheinung herangeblüht. Gaben des Geistes und des Herzens in überreicher Fülle verbanden sich mit einem sympathischen Außern. Längst war der Blick eines angesehenen Mannes auf sie gefallen und Paula selbst erwiderte in der Stille die Neigung mit warmem Empfinden, doch kam es zu keiner Aussprache, zu keiner tieferen Annäherung, da Verwandte des betreffenden Herrn die Verbindung nicht gern gesehen hätten. Paula hat nur wenigen Vertrauten gegenüber diese Episode berührt und doch war sie grundlegend für den weiteren Weg einer ganz klar sehenden und zielstrebigen Frauennatur. Paula wußte jetzt, daß es ihr Beruf war, allein den Pfad durchs Leben zu gehen und sie war stark genug, ihr Los mit frohem Herzen und mutigem Sinn zu beherrschen, sich selbst und andere glücklich zu machen auf der „Straße der Einsamen“, wo nach Alltagsmeinung doch nur Schattenblümlein lächeln dürften, — nicht die heiligen Blüten tief innerer, reiner Befriedigung. Später dankte Paula



oft der liebenden Vorsehung, die ihre Wege gut gelenkt hatte. Die reife Versteherin glaubte, daß sie in jener Ehe nicht glücklich geworden wäre. Den Halt, dessen das Frauenherz bedarf, um wahrhaft weit und vollendet zu werden, fand ihr Charakter in großen Gedanken und lieben Pflichten.

Tiefe Religiosität war ihr stets eigen. Nach dem Grundsatz handelnd: „Ich brauche nur vor meinem Gott und meinem Gewissen zu bestehen“, trug auch ihr inneres Leben den Ausdruck der Kraft und edler Festigkeit. Moderner Gefühlsreligion war sie durchaus abhold, dafür aber eine überzeugte, treue Katholikin, der besonders die alte Tirolerliebe — eine innige Herz=Jesu=Verehrung — förmlich in Fleisch und Blut übergegangen war. Frau Luise und ihre Tochter hielten den engen Anschluß an das Kirchenjahr hoch und wert; St. Josef galt als Hausvater; der tägliche Abendrosenkranz war nach Väterbrauch in ihrem Heime unerläßlich.

Ein Mann, der heute im wogendsten Lebenskampfe steht und durch zwanzigjährige Freundschaft mit Paula bis zum Tode verbunden war, zeichnet ihr Innsbrucker Leben der späteren Jahre in einem feinen Miniaturbildchen:

„Paula Kravogl bewohnte damals mit ihrer Mutter ein trautes Heim im Saggen, dem vornehmen Innsbrucker Willensviertel. Weit ab von jeder aufdringlichen Proterei verriet die geschmackvoll eingerichtete Wohnung in allen Winkeln das freundliche Walten einer umsichtigen Hausfrau. Wer etwa mit der Schriftstellerin Paula Kravogl die Vorstellung einer Blaustrumpfdame hätte verbinden wollen, wäre weit irre gegangen. Mir ist selten im Leben ein weibliches Wesen begegnet, bei dem praktischer Hausfrauensinn und hohe geistige Betätigung in so wunderbarem Einklang verbunden waren wie bei ihr. An

.....

ihrer Küche hätte der verwöhnteste Mann sein Gefallen gefunden, ob es ihn nun nach dem feinsten Backwerk oder nach einem gefunden Tirolerknödel gelüstet hätte. Ihr waren diese Dinge freilich nur Mittel zum Leben, nicht Lebenszweck. Der Geist mußte bei ihr stets die Herrschaft über den Leib behalten.

Paula war kein Mannweib, aber ein starkes Weib. Weichlichkeit und Sentimentalität waren ihr verhasst, ihre Gefühle saßen tief. Wenn einmal eine Träne in ihrem schönen Auge glänzte, dann war es auch wirklich der Spiegel eines tiefen Leides, nicht billiges Drüsenwasser einer plötzlichen Weiberlaune. Sie hatte darum auch begründete Scheu vor einer gewissen Sorte ihres Geschlechtes und mied „Weibergesellschaften“ nach Möglichkeit. „Kaffeekränzchen besuche ich nur ungern, denn das sind Zusammenkünfte, wo manchmal etwas Gutes getrunken, aber meist etwas Schlechtes geredet wird“, äußerte sie sich einst und begründete damit in ausreichender Weise ihre Stellungnahme. Sie zog überhaupt den Kreis ihrer Vertrauten sehr enge, einmal, weil ihr nicht gerade jeder geistig gut genug war und dann, weil sie in sich selbst so viel Genügen fand, daß sie nicht im Wirbel des Lebens zu stehen beehrte.

Paula war ein lieber Sonnenstrahl. Abhold jener Wiggerie, die sich in reiner Neuzerlichkeit gefällt und vor lauter Entsetzen über die fremden Sünden die eigenen vergißt; sie hatte einen felsenfesten Glauben, ein unüberwindliches Gottvertrauen und betonte immer wieder das Gebot praktischer Nächstenliebe.

Ich habe mich oft an ihrem Humor und an ihrem nie versagenden Mutterwitz ergötzt. Mit welcher Schalkhaftigkeit sie noch bis in die letzte Zeit ihres Lebens manche Dinge beurteilt, beweist u. a. ihre launige Mitteilung über einen jungen Bekannten, der als Einundzwanzigjähriger im Begriffe stand,

.....

eine nicht sehr bedachte Ehe einzugehen: „Mich dauert eigentlich der Flaumbart . . ., es ist eine böse Sache, wenn einer Ehemann werden will, ehe er Mann geworden ist!“

Wie verletzte Paula jemand persönlich. Das Bild ihres schönen Charakters zeigte eben als alles beherrschenden Grund ihre wahrhaft tiefe Frömmigkeit.“ So weit Dr. H.

Ein schwerer Schlag für Frau Kravogl und ihre Tochter war im Jahre 1890 der Verlust der guten Mutter Maria Rosa, die im Alter von 36 Jahren nach langem, schmerzreichem Unterleibsleiden starb, während Mutter und Schwester eben auf der Reise von Mals nach Innsbruck in Südtirol bei Verwandten weilten.

Wie öfters bei Todesfällen im Bekannten- und Verwandtenkreise, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, daß der Zug zum „Uebernatürlichen“, von dem Paula in den Jungmädchenjahren öfter als einem Erbteil der Kravogl spricht, auch bei ihr nicht so ganz ausgelöscht war, wie sie wohl glauben macht, denn Paula selbst war es, die in früher Morgenstunde der betroffenen Mutter die ganz bestimmte Kunde vom Tode der Trauhschwester gab, während die telegraphische Benachrichtigung erst im Laufe des Tages eintraf.

Im Jahre 1903 verließ Paula mit ihrer Mutter das liebgewordene Innsbruck, als der alternde Onkel, Apotheker Ludwig Böll von Mals, nach dem Tode seiner edlen Frau die allzeit treue „Tante Luise“ und Paula ersuchte, seinem Hause vorzustehen, bis seine jüngste Tochter dieser Aufgabe gewachsen sein würde.

Sechs Jahre später übernahm Paula ein kleines Anwesen, den Stammitz ihrer Malser Urgroßmutter, als bleibenden Aufenthalt. Mit warmer Liebe zur Scholle verschönte und pflegte sie, soweit es ihre bescheidenen Mittel erlaubten, das alte und zugleich neue Heim. Sie pflanzte und betreute ihre Obstbäume,

erfreute sich an den herrlichen, selbstgezogenen Rosen und erheiterte ihrer alten, aber geistig noch hervorragend rüstigen Mutter jeden Tag ihres verbäuernden Erdenbestehens.

Ein ruhiger Lebensabend, stiller, fruchtbringender Arbeit geweiht, schien ihr beschieden. Einem vertrauten Freunde, der sie in ihrem wunderschönen „Hoamatl“ in den Sommermonaten einigemal besuchte, kam sie „fast wunschlos glücklich“ vor. Es war das Licht der abgeklärten, edlen Reife, das ihre Seele wie in Sonnenschimmer tauchte.

Doch zur Vollendung des Frauencharakters fehlte noch die letzte Note: Scheideweg und Einsamkeit.

Am 13. Mai 1913 schlummerte die Mutter, vom Schlag getroffen, nach nur eintägigem Krankenlager in die Ewigkeit hinüber, 86 Jahre alt.

Anfangs konnte Paula kaum an ihren Verlust glauben: „Wir haben wunderbare Rosen im Garten,“ schrieb sie am 14. Juli 1913, „die schönsten kommen auf Mütterers Grab. Mir kommt es noch gar nicht vor, als wenn ich allein wäre. Ich meine immer, Mutter sei noch bei mir.“

Bald aber wurde die Zeit nach Lieb-Mütterleins Tod eine harte, trübe für Paula, denn die Lebensaufgabe, die Erfüllung all der heilig-teuren Kindespflichten, war ihr genommen.

„Mir ist so einsam zu Mute!“ zittert es wie eine wehe Klage durch einen späteren Brief — aber auch in diesen herben Stunden blieb sich Paula treu. Stark griff sie zur Pflicht und überwand das größte Leid mit still-frommer Ergebung.

Gleichsam als Lohn für ihr Opfer ließ ewige Güte die sinnige Frau Muse an ihr Tor klopfen: Paula begann, mit ihren gemütvollen, echt fraulichen Schriftstellerarbeiten an die Öffentlichkeit zu treten. Herzliche Anerkennung, die ihr aus

.....

vielen Zuschriften entgegenleuchtete, ließ ihr Selbstvertrauen wachsen; immer froher öffnete sich der Born ihrer reichen Seele, immer gebefreudiger bot ihre Hand die Schätze eines edlen Lebens und Erfahrens.

Als später ihre Rufine Pertramer samt Familie zu ihr nach Mals übersiedelte, kam wieder eine Zeit, in der Paula Jugend und Vertrauen um sich sah. Sie war glücklich, den Kreis treuer Freunde durch so liebe Verwandte erweitert zu sehen und Menschen bei sich zu haben, die ihr nahe standen. Liebe zu spenden, „Freundschaft zu halten, auch wenn es sein mußte unter schwersten Opfern, war ja ein Grundzug ihres Charakters“, der sich immer mehr vertiefte. Wer immer zu ihr kam, fand eine verständnisvolle, hilfsbereite Seele. Und auf wen hätte sich ihre Herzengüte nicht erstreckt? Kinder, junge Mädchen, erfahrene Frauen, das schmerzzerprobte Greisenalter, Armut, Sorge, Liebe und Leid waren ihres Hauses Gäste — und keiner ging unbeschert von ihr. Bis auf die Tiere dehnte sich ihre Fürsorge aus: ein allerdings etwas verhätfeltes Hündchen, eine Kanarienfamilie, ein allerliebstes, heimisches Taubenpaar, zwei muntere Ziegen und ein stattliches Hühner-volk bildeten Paulas Hofstaat.

Die lebenswarme Note in ihrem Wesen neben ihrer Güte war aber ihre fast tugendhafte Heiterkeit. „Nie,“ schreibt eine nahe Verwandte, „auch nicht in den Regen- und Sturmtagen des Lebens, war eine Spur von Laune oder Unfreundlichkeit an ihr zu entdecken.“ Des Tages Leid und Freude fand nur im Zitherklang ein Echo. Paula selbst äußerte sich einmal: „Es gibt kein noch so trauriges und tragisches Ereignis, das mir nicht auch etwas Humorvolles darbietet.“ Bis in die letzten Jahre blickte oft noch aus ihren Augen der Schalk

in einer zur Heiterkeit hinreißenden Art. Daß diese Eigenschaft zuweilen eine Kritik reizte, die ihr manche Unliebhamkeiten bereitete, mochte Paula wohl hie und da schmerzlich berühren, aber sie vermochte ihren quellfrischen Frohsinn ebensowenig zu hemmen wie das unfreundlichste Mißverstehen.

„Immer heiter, wollte Fräulein Paula auch andere heiter und froh sehen,“ berichtet ein Besucher aus den letzten Monaten ihres Lebens. „Sie gehörte zu den Starken, die unter Tränen lächeln, ihr eigenes Leid verbergen und andere fröhlich machen.“

Paula fand sich eben stets mit ihrem Schicksal zurecht. „Wer immer an dem etwas zu nörgeln hat, was die Vorsehung ihm vorsetzt, der steht schließlich hungrig vom Tisch des Lebens auf“, heißt es in einem ihrer Briefe. Ging es ihr aber einmal besonders gut, dann wußte sie ihre Freude dadurch zu mäßigen, daß sie gleichsam als Warnung zu sagen pflegte: „In jedem Wohl ist ein Weh“ (Weh).

Auch das größte Weh — das Völkerverweh des Krieges — sollte Paula vor ihrem Ewigkeitstage noch sehen. Sturm- und Schwalben waren längst über Tirol geflogen. Stand Mals auch anfangs nicht im eigentlichen Kriegsgebiet, so machten sich doch bald die wirtschaftlichen Wirkungen des entsetzlichen Ringens bemerkbar und Sorge, Kummer und Trauer pochten oft genug an stille Türen, hinter denen bisher der Friede gewohnt hatte.

Aber der Kriegslärm rückte mit Italiens Treubruch auch in Paulas unmittelbare Nähe. Der Gedanke an die Möglichkeit einer Loslösung tirolischer Landesteile hatte ihr treues, hoch-patriotisch fühlendes Herz bis in die innersten Tiefen erregt — nun sah sie mutig dem Kommenden entgegen. Was sie in den letzten Monaten unter dem Kriege auch persönlich litt — sie blieb die alte Heldenseele, nur konnte ihr ehrlicher

.....

Sinn es schwer vertragen, daß Eigennuß und Ausbeutungssucht in dieser großen Zeit sich breit machten, wo nur Opfergeist und Gemeinſinn sich betätigen ſollten. Sie ſelbſt — freilich, ſie half, wo und wie ſie nur konnte mit ihrer Frauenkraft, mit ihren fleißigen Händen. Unermüdlich klirrten ihre Stricknadeln im Dienſte der Soldaten, unermüdlich war ſie in der Ausfertigung von Feldpoſtſendungen, in der Fürſorge für alle — draußen und daheim.

Dann aber wurde es Abend.

Ein feiner Seelenkenner hat einſt das Wort von der „Jungfräulichkeit des Leidens“ geprägt. Paula hat dieſe ſtille Tugend wohl gekannt. Wie viel ſeelisches Leid ſie lebenslang froh-verſchwiegen überwand, weiß Gott allein. Jahrelang ſchon hatte ſie aber auch ein ſchweres körperliches Uebel wortlos getragen — ſelbſt ihre Mutter wußte nicht darum. Eine anſcheinend harmloſe Krankheit warf ſie auf das Sterbelager. Nach dreitägigem Leiden trat ſchon am 21. Auguſt, um 8 Uhr abends, Herzlähmung ein. Auffällige Gnade ſchien allen Zeugen über der letzten Stunde zu walten, denn wie durch ein Wunder kam der etwas früher telephoniſch herbeigerufene Kriegsarzt, der zwei Stunden entfernt ſtand, eben noch zurecht, um durch zwei Aethereinspritzungen das entfliehende Leben an ſeiner Grenze ſo lange feſtzuhalten, daß Paula bei vollem Bewußtſein die heiligen Sterbefaſtamente empfangen konnte.

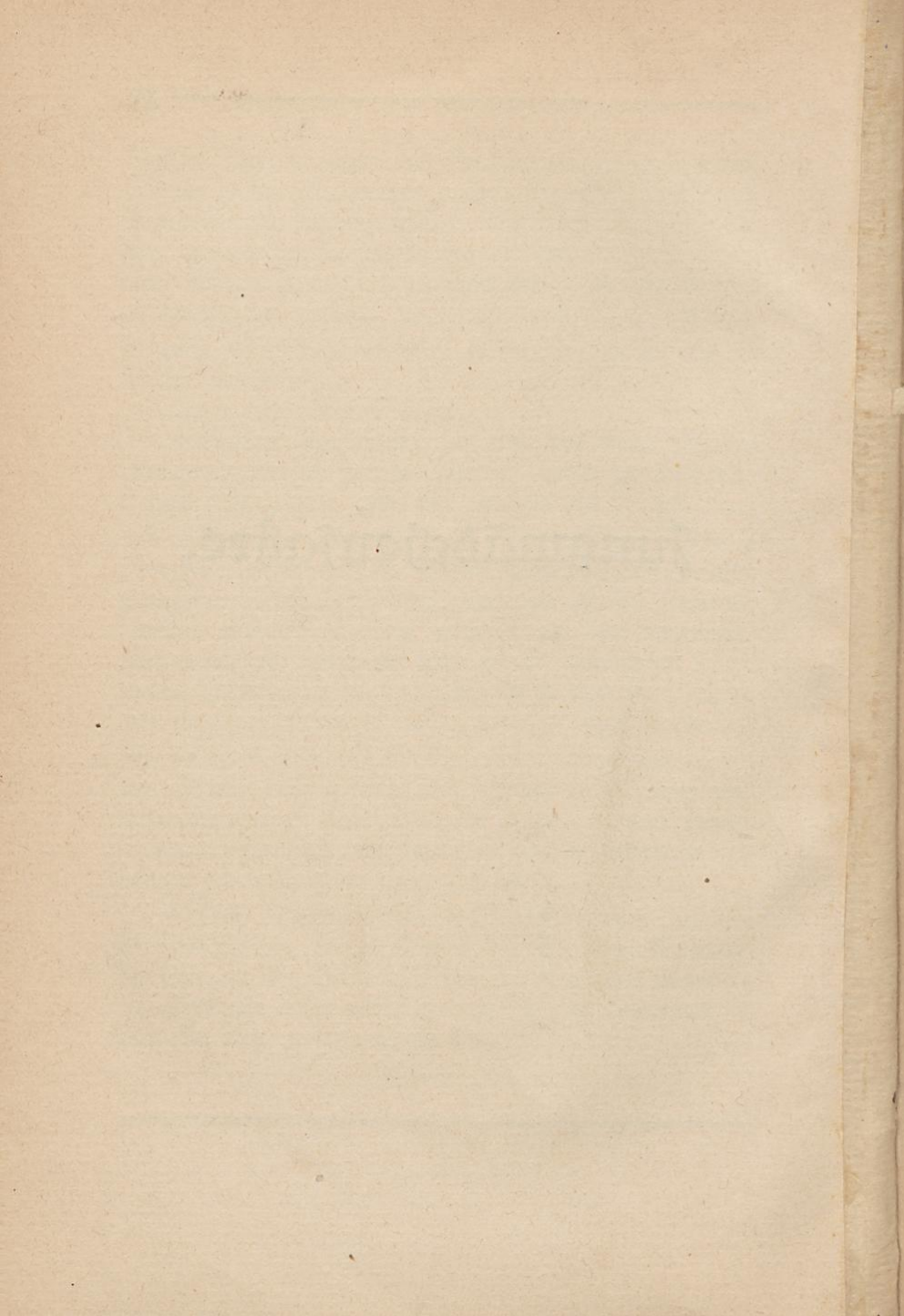
Kindliche Gottestreue war die Grundnote ihres täglichen Strebens geweſen, — ſie blieb es bis zum letzten Atemzuge. Ihr Weg von der Kindheit bis zum Sterbebett ging aufwärts, dem Lichte zu; darum ruht Licht auch über der Erinnerung an dieſe edle, kraft- und gemütvolle Alttirolerin.

# Jungmädchenjahre.

---







Mit freudig klopfendem Herzen setze ich mich an meinen Schreibtisch, um dem Kind meiner Jugend eine aufmerksame Zuhauerin zu sein. Den spinnwebfeinen Staub, den Jahre und Alltäglichkeit darübergelegt haben, will ich wegwischen, damit die Farben leuchten, die Blumen blühen und die Stürme brausen — „wie einst im Mai“. Meine Jugend will ich beschauen mit ruhigem, klarem Blick, gleichsam aus der Vogelperspektive, an dem Sommerabende des Lebens. Vielerlei haben mich meine lieben Leserinnen gefragt. Soweit es Zeit und Rücksicht für andere erlauben, werde ich antworten. Viel Zurückhaltung muß ich mir aber noch auferlegen. In hundert Jahren könnte ich anders, viel freier berichten — dort aber lesen wir alle in den Blättern der Ewigkeit.

Ich eile über manches wohl vielleicht rasch hinweg. In jeder Menschenseele klingen ja Glöcklein so wunderzarter Art, die mit schrillum Tone antworten, wenn von außen daran geklopft wird. Sie sind fein wie Glas — nur die eigene stille Einkehr und Rückerinnerung entlockt ihnen alle ihre Lieblichkeit, all das süße Klingen, das auch das einsamste Leben reich macht. Ich habe und wurde geliebt, gewiß. Aber das Glück ist mir darin nicht geworden, darum bin ich allein geblieben und hege ein treu Gedenken all jenem, das mich hoch beglückte und tief betrübte. Eine Reise will ich machen aus dem Traumland der Kindheit in die rauhere, aber gesunde Zone der Pflichten, des Lernens und Werdens.

Hell beschienen liegt die Straße vor uns — aber auch die schönsten Pfade haben dunkle Schatten, oder ein reizend Wild-

wasser stürzt zwischen Felsen hervor. Dauert die Reise lang, so erleben wir Tage, an denen die Sonne uns nicht mehr zu kennen scheint. Der Donner grollt, zuckende Blitze fahren um unser Haupt. Und später fallen viele weiße Flocken, die das Herz kühl und ruhig machen: die Außenwelt hält ihren Winterschlaf, dafür aber beschauen wir uns selbst und unsere Seele, ehe wir einfahren in die Endstation unseres Lebens.

Viel Zufälligkeiten bringt uns solch eine Reise. Rechts und links des Weges öffnen sich kleine Seitentäler mit bestrickender Heimlichkeit — auch da hinein wollen wir sehen. Wir wandern ja mit Frohsinn und hoffen, Frau Holdes Zauberhöhle zu finden. Aber nein! Unsere Augen sehen so überreich des Wirklichen, daß wir des Märchens nicht bedürfen. Wir sind zufrieden mit der Kaskade unter hohen Bäumen und an reiner Quelle, deren Rand das Bergglockenblümchen und die gelbe Dotterblume umsäumt, mit dem schwellenden Waldboden, durchduftet und bestickt von blühendem Waldmeister. An der Seite leuchtet der Himbeerstrauch — wie glühend rote Lippen gleißt seine Frucht — und am schwankenden Haselzweig ruft der Fink nach seiner Gefährtin.

Die große Heerstraße des Lebens weiß nichts von dem lieblichen Eden im stillen Waldtal. Wir wollen aber stille, weishevollere Stunden verträumen in heimlich-traulichem Kasten.

Und so gut ich kann, will ich die Tore junger Glückseligkeit aufmachen, wo ich sie finde — nach und nach.

Der harmlose Wanderer, dem kein Himmel zu blau, keine Stirne zu rein, kein Auge zu ehrlich ist, begegnet manch eklen Gewürme, das ihn erschreckt. Wir wollen darüber weiterschreiten und denken, daß es zu unserer Prüfung und Festigung auch solche Kreaturen geben muß. . . .

## I.

Es kam die Zeit, daß meine Geschwister bessere Schulen besuchen sollten als es in Mals möglich war. Lina, unsere Älteste, war hier ausgebildet und bekam das obligate Abschiedsbuch. Mein Bruder war neun Jahre alt und mußte das Gymnasium beziehen. Ich hätte noch lange am Lande lernen mögen. Großmutter hätte es auch gerne gesehen, aber es ist von Uebel, in solchen Jahren Kinder von den Eltern und Geschwister untereinander zu trennen. So wurde ich also selbstverständlich mitgenommen — nach Innsbruck.

Alfred, mein Bruder, bekam seit einigen Wochen Lateinunterricht bei den Patres Kapuzinern. In der kleinen Klosterzelle mit dem Ausblick auf den buntblühenden Garten löste er die ersten Rätsel der lateinischen Grammatik und dünkte sich weit erhaben über uns Schwestern, wenn er mit dem neuen Buch und einem selbstgenähten Aufgabenheft zur Stunde kam und ging.

In früherer Zeit unterrichteten sowohl die Ortsgeistlichen als auch die Patres, wo solche waren, ganze Scharen junger Studenten, damit ihnen der Eintritt in die Mittelschule erleichtert wurde. Jetzt scheint es nicht mehr nötig, da unsere Landschulen Genügendes zur Aufnahmeprüfung leisten. Auch sind diese in wirklich barmherziger Fürsorge nun gleich an das Ende des Schuljahres angeschlossen, so daß der arme Bursche nicht durch die zwei Ferienmonate vom Prüfungsgespensst bedroht ist.

Unser Bruder hatte keine Erholung in diesen Ferien. Vater Virgil — er ist längst tot — meinte es recht gut, aber jedenfalls war er schon zu lange der Schulbank entwöhnt, hatte vielleicht auch nicht die richtige Methode. Alfred erhielt Obst, Bilder, Kapellchen und Vaterküchel, aber Latein bekam er wenig. Noch zwei Knaben gingen damals aus der Schule weg nach Innsbruck, beides Kinder unbegüterter Familien. Beide leben heute noch. Der eine steht in hoher militärischer Stellung an unserer Südgrenze, der andere hat sich als langjähriger Professor zur Ruhe gesetzt und seinen einzigen Sohn dem Vaterlande geopfert.

Wir Mädchen fühlten uns in dieser Uebergangszeit ungeheuer wichtig; der Reiz der Abwechslung, das Wohnen in einer großen Stadt, half uns über viel Trennungsleid hinaus. Ich glaube, durch vierzehn Tage gingen wir nur Abschied nehmen. All den Kindern, die mit uns die Schulbank abgerutscht, wollten wir „Lebewohl“ sagen und kamen mit ganzen Säcken Bildern heim, auf deren Rückseite in unbeholfener Kinderschrift meist die gleiche Widmung angebracht war: „Das Bild schenkt Dir zum Angedenken Deine unvergeßliche Mena“ oder „Kathi“ usw.

Die allmähliche Auflösung der Ordnung in unseren Zimmern, die bei einer Uebersiedlung ganz unvermeidlich ist, bereitete uns Spaß; wir schliefen in anderen Zimmern, indes Mutter mit der alten Base all die Nöthigkeiten einer Wohnungsräumung durchmachte. Die Möbel wurden in Kisten verpackt. Mutter wollte vorderhand nur das Nötigste mitnehmen; alles andere blieb stehen, bis wir mit den Wohnungsverhältnissen in Innsbruck im reinen wären.

Schnell vergingen die letzten Tage; das ganze Haus stand im Zeichen des Abschiedes. Großmutter hatte rotgeweinete Augen,

gab uns dabei aber viel gute Lehren, während die Base, obwohl selbst gedrückt, uns doch vorerzählte von der schönen Stadt, die wir nun bald sehen sollten, vom „Goldenen Dachl“ und den schwarzen Rittern in der Hofkirche, vom Schloß Amras und dem Hofgarten, der so groß sei, daß eine Kutsche auf den Wegen fahren könne, vom Tummelplatz und dem lieblichen Marienheiligtum in Abjam. Und so kam es, daß die zu erwartenden Schönheiten dem Altgewohnten wenigstens zeitweilig den Rang abliefen und wir uns nach Kinderart freuten, ein neues Stück Welt und Leben zu sehen.

Der letzte Tag griff uns tief ans Herz. Mutter ging mit uns noch zu den Lehrerinnen, ebenso zum Herrn Kooperator, dem besten Katecheten, den ich mir denken kann; da kostete die vorausichtlich lange Trennung bereits Tränen.

Die Klosterfrauen waren immer ganz besonders lieb und nett zu uns gewesen. In Innsbruck sollten wir die Ursulinen-  
schule besuchen; die Klosterfrauen wären „Eingesperrte“, wie der Herr Lehrer sagte, wer weiß, wie man da mit uns umging!

Der Abend vor der Abreise brachte mich ganz aus der Fassung. Die alte Base nahm mich zu sich und tat mir alles zu lieb, was nur möglich war. Sie sagte, daß wir uns auf dieser Welt wahrscheinlich nicht mehr sehen würden, sie hoffe aber, daß ich ein braves, gutes Kind bleiben werde, damit wir uns im Himmel wieder treffen könnten. — Ein Kinderherz kann tief empfinden, es leidet seelisch trotz seiner Jugend, seien die Ursachen noch so bedeutend oder gering; ich weiß dies aus eigener Erfahrung. Darum soll man nie spotten über Kindertränen.

Auch mit meinem treuen Marsl feierte ich Abschied. Großmutter hatte Süßigkeiten gebacken für die Reise, davon er-

wischte ich ein paar Muskazoni, die wir beide im Ofenwinkel mitkommen verzehrten. In das schwarzgraue Fell des alten Hundes weinte ich bittere Zähren und erst spät gingen wir das letztemal in der alten Familienheimat mitkommen schlafen.

Damals war der Gil- und Stellwagen das einzige Verkehrsmittel. Die Brennerbahn war wohl gebaut, aber noch nicht eröffnet; wir Kinder hatten überhaupt noch keine Eisenbahn gesehen und kannten sie nur aus den Erzählungen der Onkel. Wir sollten also im Stellwagen die Reise nach Innsbruck unternehmen.

Um 6 Uhr früh fuhr er ab. Ich weiß noch, daß wir alle weinend beim Frühstück saßen, der Bissen quoll uns im Munde. Mutter und Großmutter waren in Tränen aufgelöst; die gute Base war trotz ihres tiefen Herzleidens die Mutigste — in ihrer alemannischen Mundart meinte sie: „Ach was, wir sind uns ja nicht aus der Welt!“

Bis zum Stellwagen geleiteten uns trotz der Morgenfrühe eine Menge Bekannte; viele kamen noch aus den Häusern heraus, um ein Lebewohl zu sagen. Frau Doktor Thöni, eine der gütigen Feen unserer Kindheit, kam mit ihrer Tochter; sie lachte uns mit tränenden Augen an und legte ein ansehnlich Päckchen „Gutelen“ zu unserem Reiseproviant.

Die ungewohnte Aufregung und das frühe Aufstehen machte uns blasse Gesichter; das Wetter war unfreundlich, der kühle Oberwind jagte einen feinen Sprühregen über uns, der uns ein Frösteln bis in die Knochen trieb.

Vom Kirchturm schlug es 6 Uhr, der Stallknecht zog die schlaftrunkenen Pferde hinter sich her aus dem warmdunstenden Stall. Es wurde angespannt; wir Kinder krabbelten in den Wagen, zuletzt stieg Mutter ein.

Wir füllten das Nabriolett gerade aus; anfangs war ich meist auf Mutters Schoß oder recht klein in eine Ecke gedrückt. Noch ein Küssen und Händedrücken — ein paar von Schluchzen unterbrochene Worte und die Pferde zogen an.

Aufwärts durch den Markt hatte noch alles das frühmorgendliche Gepräge — alles frostig und erkältet. Ein heftiges Schnauben neben dem Wagen erinnerte, daß der alte Mars noch neben uns herlief. Durch die Jahre und das behagliche Leben war er asthmatisch geworden. Unsagbar kläglich schaute er zum Wagen empor, bis der Kutscher die Pferde antrieb; da blieb er mit hängender Zunge stehen, schaute nach und lief dann mit eingeklemmter Rute, wie ein geschlagenes Tier, heim. Dies Hundeleid ging uns allen furchtbar nahe, meine Tränen galten dem alten, treuen Spielfameraden. Ich fühlte, daß mit dem Abschiedsblick aus den feuchten Hundeaugen auch das Paradies der Kindheit für immer dahin sei.

Der Tag wuchs — grau in grau, mit Frost und Regen, ganz übereinstimmend mit unserm Innern. Bis St. Valentin auf der Haide war uns der Weg bekannt. Ich hatte genug zu tun, um stille zu werden. Mutter versprach mir, in Innsbruck ein Hündchen zu kaufen, aber alle Hunde zusammen waren gar nichts gegen mein Marjele. Einen fremden Hund an seine Stelle zu setzen, erschien mir wie eine Untreue.

Doch allzu lange halten Kindertränen nicht durch; weiter hinauf entlang den beiden andern Quellsen der Etsch wurde ich ruhiger; die landschaftliche Neuheit wirkte belebend auf die Kinderseele, besonders, als auch die Sonne freundlich wärmend die Gegend erhellte.

Alfred hatte bereits ein inniges Freundschaftsverhältnis mit dem Kutscher angeknüpft und kletterte freudig und behend



zu ihm auf den Boek, wodurch wir im Kabriolett sehr viel Platz für uns bekamen, — auch unsere Taschen und Päckchen konnten wir leichter handhaben.

Gar bald machte uns das Schauen und die empfindlich küßle Luft müde und da Nauders mit seinen schönen Wiesen sichtbar wurde, fühlten wir lebhaftes Verlangen nach warmem Essen. Tante Christine erwartete uns bereits. Ich weiß wenig mehr von dieser flüchtigen allerersten Begegnung, als daß eine große, sehr stattliche Frau uns mit echt verwandtschaftlicher Liebe an der Schwelle ihres Besitztums empfing, daß wir in einem behaglichen, altgetäfelten Zimmer mit ihr speisten, ebenso, daß sie sich antrug, für mich, die Jüngste ihres lieben Vetter's Karl, Firmpatin zu werden. Damals kannten wir Tante Christine nur vom Hörensagen, aber der erste Eindruck ihrer Persönlichkeit war derselbe, wie ich ihn etwa neun Jahre später bekam: sie sah in ihrer Umgebung immer aus wie ein Goldhahn unter den Hennen.

Die Fahrt ging weiter durch Finstermünz, Pfunds. Die Schönheiten der Gegend begriffen wir noch nicht; wir hatten Heimweh. Es zog immer etwas an den Kinderherzen, bis wir müde waren und schliefen. Alfred nur war lebhafter denn je. — Der Kutscher erzählte die unglaublichsten Roßgeschichten. — Mutter hielt, trotzdem sie auch Schlaf verspürte, immer einen Zipfel seines Röckchens in der Hand, damit er nicht hinabfallen könnte. Lange dauerte diese Fahrt, obwohl wir Kinder irgendwo Kaffee tranken und Verschiedenes von unseren Vorräten dazu knusperten. Trotzdem Mutter uns alles zeigte, was nur der Mühe wert war, erwarteten wir kaum Landeck, die erste Station. „Gasthof zur Post“ hieß es damals, nicht Hotel, ein recht gut bürgerliches Haus, mit guter Küche und weichen Betten, mit

freundlichen Kellnerinnen und gefälliger Bedienung. Die Hand einer tüchtigen Frau, die damals beinahe so bekannt war wie späterhin „Frau Emma“ (von Niederdorf), machte die Einkehr angenehm; man fühlte sich ordentlich geborgen unter diesem Dach.

Das erste Nachtquartier fern von der Heimat! Wir Kinder genossen den traumlosen Schlaf der Jugend, aber Mutter erzählte uns später, wie wenig sie in diesen Reisenächten geschlafen, — die Sorge, wie die neuen Verhältnisse an uns herantreten, wie wir uns in der Stadt angewöhnen würden, bedrückte sie sehr. Doch sie war dazumal eine junge Frau mit etwa 36 Jahren, resolut und energisch und hoffte, daß alles sich machen werde, wie es — Gott sei Dank! — auch wurde.

Der zweite Reisetag war kurz; er führte uns nur bis Jmst. Dort mußte unser Bruder in der sogenannten Musterhauptschule die deutsche Prüfung bestehen, um in das Gymnasium aufgenommen zu werden. Wieder wohnten wir auf der „Post“ und waren in einem großen, hellen Zimmer sehr gut untergebracht. Wir saßen auf dem Zimmer und da erinnere ich mich noch genau, daß zwei Stearinkerzen in silbernen Leuchtern angezündet wurden, was Mutter als eine unnötige Verschwendung betrachtete; gleich löschte sie eine davon aus. Jetzt ist man unzufrieden, wenn nicht über jeder Portion Suppe ein Sechzehnblech brennt.

Alfreds Prüfung verlief anstandslos. Der Tag war sonnig und warm; wir Kinder gingen mit den jungen Sprößlingen des Hauses ein bißchen spazieren, während Mutter den Besuch zwei gutbekannter, ehemals in Mals stationierter Kapuzinerpater bekam und einen Nachmittag in angenehmen Erinnerungen verbrachte.

Ich schloß mit einem Mädchen, ebenso klein wie ich, eine dicke Freundschaft; wir versprachen, uns oft zu schreiben, sobald wir mit Tinte und Papier arbeiten könnten; — einstweilen vergaßen wir, uns die Schreibnamen zu sagen und so unterblieb dieser für die Nachwelt sehr uninteressante Gedankenaustausch.

Der dritte Tag brachte uns erst nach Innsbruck. Es will schon etwas heißen, drei Tage lang mit Kindern unterwegs sein, immer im Wagen, gänzlich abhängig von den Launen des jeweiligen Kutschers, der überall hielt, wo ein guter Tropfen floß, oder wo er in irgend einem Laden ein Kommissionsgeschäft von beliebiger Dauer abzuwickeln hatte. So ein „Stellwagler“ hatte einen weitverzweigten Beruf: er war Bote, Reiseführer, — mitunter ein unterhaltender Gesellschafter, oft genug aber auch der Tyrann der Fahrgäste.

Dieser letzte Tag wurde uns allen sehr mühsam, trotzdem das Interesse für die Gegend, je mehr wir Innsbruck zuführen, sich steigerte. Der Inn, der uns bald in stattlicher Breite Weggenosse wurde, auf dem hie und da eine „Ueberfuhr“ zu sehen war, erweckte meine ganze Aufmerksamkeit. Zudem hatte ich immer die Vorstellung einer besonders schönen Brücke.

Von Zirl und Kranebitten fuhr der Wagen in einer endlos scheinenden Allee neben dem Wasser, welches leise glucksend an die Ufer schlug, als wollte es lachen über die dummen Kinder, welche die Freiheit, die unverstandene Glückseligkeit des Landlebens mit der Stadt vertauschen wollten, deren Licht und Schatten sie noch nicht kannten.

In Innsbruck lebten viele unserer Verwandten, vorerst zwei Brüder des verstorbenen Vaters, die wir Kinder noch nicht kannten.

---

Onkel Anton war Militärarzt in Pension, Onkel Johann ein in weiten Kreisen bekannter und wegen seiner Reellität sehr geschätzter Geschäftsmann und Hausbesitzer in Innsbruck. An Onkel Anton, der viel freie Zeit und keine Familie, sondern nur seine Frau hatte, wandte sich Mutter schon im Laufe des Sommers mit der Bitte, ihr bis zum Herbst eine Drei-Zimmerwohnung in möglich freier Lage zu besorgen. Allerdings sollte man zu solcher Suche nicht Männer anstellen, aber Mutter nahm stillschweigend an, daß seine Frau, „Tante Sofie“, die Sache zur zufriedenstellenden Lösung brächte.

Nun, Onkel schrieb gar bald, daß er eine Wohnung gefunden, die gewiß passen würde, in der Kaiserstraße, unter dem Gasthaus zum „Stern“.

Da auch Mutter schon einige Jahre nicht mehr in Innsbruck war, wußte sie wahrscheinlich nichts von der Kaiserstraße und dem „Stern“; sie bezahlte dem Onkel dankend die Angabe und wartete nun, da wir dem Weichbild der Stadt uns näherten, klopfenden Herzens, wie unser neues Heim aussehen würde.

Die Kuppel der Mariahilfer Pfarrkirche imponierte uns ganz gewaltig; ein Kuppelbau kam das erstemal in unseren Gesichtskreis.

Die Gasthäuser außer der Brücke hatten damals jedenfalls noch gute Zeiten, da sowohl Personen- als auch Frachtverkehr Leben und Beschäftigung genug für diese enge Straße brachten. Bis zum Innufer standen leere und gepackte Wagen, dazwischen scharrende oder stillkauernde Zugtiere, fluchende Hausknechte, herrißlich auftretende Kutscher, ebenso Stallbuben, die mit bettelnden Augen jedem in das Geldtäschchen guckten. An der Haustüre stand die Kellnerin mit einer Halben samt Glas auf einer

Blechtaffe und, mit all diesen vermischt, Reisende, die noch nicht wußten, wie und wo ihnen freundliche Heimstatt geboten würde; auch uns erging es so.

Beim „Möhrenwirt“ hielt der Wagen. Am Bürgersteig standen zwei alte Herren; der eine klein mit gebeugtem Kopf, bartlosem, ungemein gutmütigem Gesicht, in den Bewegungen müde und langsam, gekleidet in den feierlichen langen Bratenrock, in der Hand einen festen Stock mit gelblich angelaufener Beinkrücke. Neben ihm sein Bruder, lebhafter, in zierlicher, beinahe stutzerhafter Eleganz, stramm und gerade, so daß man mit geübtem Blick leicht den pensionierten Offizier herausfand. Dichtes, festanliegendes Kopfsaar, unter dem an den Schläfen und am Hals silberweiße Härchen sich hervordrängten, war uns anfangs sonderbar, bis Mutter, als wir allein waren, erklärte, Onkel Anton trage eine Perücke, über die wir in seiner Gegenwart uns nie eine Bemerkung erlauben dürften. Hinter den beiden Herren versteckten sich zwei kleine Mädchen, unendlich zarte, beinahe durchscheinende Dingelchen, mit weißen, schmalen Gesichtchen, die gegen unsere gesunden Bausbacken völlig ätherisch wirkten. Mit einer gewissen Hochachtung starrte ich auf die artigen Mädchen und wäre sofort geneigt gewesen, die beiden als etwas viel Höheres anzusehen, da sie ja Stadtkinder waren. Der alte Herr war Onkel Johann, die beiden feinen Mädchen seine Enkelinnen. Ich tat alle Artigkeit wie Mutter es wollte, ebenso Alfred und Lina. Auch die beiden Mädchen knixten sehr zierlich vor der Frau Tante; aber zwischen uns Kindern kam es nicht weiter als bis zum „Handgeben“. Mutter wollte nicht, daß wir viel sprächen, weil unsere Ausdrucksweise einen sehr kräftigen Einschlag in das Binsehgerische hatte und jedenfalls als ungezogen angesehen worden wäre.

Onkel Johann begrüßte uns als seine lieben „Baselen“, Mutter als Frau Schwägerin mit herzlichem Wohlwollen, während Onkel Anton sich einen ritterlichen Anschwung gab und ein großes Gefallen äußerte an unserer Ähnlichkeit mit Vater; besonders Alfred, der auch die dichten blonden Haare des Vaters hatte, schloß er gleich in sein Herz.

So ein Uebereinanderstürmen neuer Eindrücke ist für ein Kindergemüt zu viel, daher liegt über unserm ersten Einzug in die Landeshauptstadt manch ein Nebel, durch den die Erinnerung sich nicht mehr durchwinden kann, ich weiß aber ganz bestimmt, daß Onkel Johann an der Brücke uns mit den beiden Mädchen verließ, jedoch zuvor noch die Einladung seiner Frau und Tochter zum morgigen Mittag überbrachte, damit man bei einem Löffel warmer Suppe sich gegenseitig auch im Herzen nahekomme.

Onkel Anton ging mit uns, die neue Wohnung zu besichtigen. Wir gingen weit hinab, ein gut Stück unter den „Stern“, die prächtige Kastanienallee weit hinten lassend. Mutter wurde immer stiller, in sich zweifelhafter, wie und wo die Fenster etwa sein würden, bei denen wir heraussehen dürften.

Vor einem hohen, schmalen Hause blieb Onkel endlich stehen; wir Kinder blieben auf der Straße, während er mit Mutter hinaufging. Ueber gar nicht lang kamen sie wieder zurück; Mutter, mit dem ihr eigenen Zug von Entschlossenheit im Gesichte, dabei aber etwas ungehalten, meinte zu Onkel gewendet: „Herr Schwager, vielen Dank für Ihre Mühe, aber eine solche Wohnung beziehe ich nicht; in solcher Umgebung sind wir nicht gewohnt zu leben. Wir brauchen frische Luft und freien Ausblick, auch anständige Zimmer, nicht Dachkammern.“

Im schlimmsten Falle wollte Mutter auch das „Drangeld“ zurücklassen, aber einziehen — auf keinen Fall.

Onkel war die Sache unlieb; er entschuldigte sich, daß er die Wohnung zu wenig angeschaut habe. Das Mittelzimmer habe ihm ganz gut gefallen, die beiden anderen Räume habe er nicht mehr gesehen, da die Fenster offen waren und ein furchtbarer Zug gewesen sei, den er absolut nicht vertragen könne — dafür wußte er anderen Rat. Im Parterre des Hauses, wo er wohnte, sei derzeit eine Wohnung frei — allerdings etwas düster, aber da die Aussicht freier und ein großer Garten beim Hause sei, für uns gewiß angezeigter. Inzwischen könne die Frau Schwägerin sich selbst etwas aussuchen.

Für heute geleitete er uns in den „Stern“, wo wir zwei nette, durchgehende Zimmer bezogen. Die Wohnungsgeschichte machte Mutter viel Verdruß; sie konnte es nicht begreifen, wie Onkel Anton in der eigentlichen „Kotlache“ mit allen Requisiten von damals für uns Wohnung nehmen konnte.

Wir Kinder schliefen auch diese Nacht herrlich. Aber in Folge des Ungewohnten wurde ich ein paarmal munter und merkte, daß Mutter wach lag. Da glaubte ich die Verpflichtung zu haben, sie zu unterhalten, stellte Frage auf Frage, meinte dies und jenes und schließlich kam eine Frage in dem Dunkel der Nacht, die ich am hellen Tage im Verein mit meinen Geschwistern nicht lösen konnte, die uns aber brennend interessierte: „Mutter, warum sind denn die Innsbrucker Onkel alle so alt?“

Mutter war nicht gewillt, mir stammesgeschichtliche Familienaufschlüsse zu geben und verwies mich kurz zur Ruhe. Trotz meines großen Interesses für die neue Verwandtschaft schlief ich ein und erwachte erst, als die Morgen Sonne freundlich durch die Fenster bis in unsere Betten schien und wir blinzeln der

warmen Segenspenderin entgegenguckten. Mutter war schon auf und angezogen. Sie betete uns Kindern das Morgengebet vor, ganz wie daheim.

„Daheim“ war noch immer Mals. — — Wo würde es nun werden? Wie lang würde es dauern, bis wir auch mit Herzen und Lippen beten und sagen konnten — daheim in Innsbruck?

Bevor wir frühstückten und uns zum ersten Ausgang rüsteten, klopfte es. Ein ungemein gutes, liebes Frauengesicht mit hellblauen Augen schaute schüchtern durch den kleinen Spalt. Erst allmählich schob sich alles nach, was zu ihm gehörte: zuerst ein etwas altmodischer Hut und eine Mantille, auch nicht nach neuestem Schnitt, die aber so groß und kommod war, daß man nicht sah, was man gerade darunter anzog. Endlich stand die ganze, etwas zu volle Gestalt vor uns. Mit der übergroßen Bescheidenheit, die ihr zu eigen war bis an ihr Sterben, sagte sie ganz schüchtern: „O, Frau Tante!“ Dabei waren die guten Augen schon unter Wasser gesetzt, um den kleinen Mund zuckte es in verhaltener Rührung: das Gefühl hatte sie übermannt.

Mit großer Freude empfing sie meine Mutter. Es war eine liebe Kusine, die in unser Kinderdasein, ebenso wie ihre beiden Brüder, einen warmen Strom von herzlicher Liebe geleitet hat. Die drei Geschwister wurden von uns, ihrem Wohnorte gemäß, stets als die „Wiltener Verwandten“ bezeichnet.

Manni, so wurde die Besucherin von der Mutter begrüßt, war eine Bruderstochter unseres Vaters, aber auch sie war schon bedeutend älter als die Mutter: die Altersgeschichte wurde uns immer unklarere.

Unsere neue Kusine gefiel uns überaus gut. Sie kniete am Boden vor uns hin, schloß eines nach dem andern in die



Arme und freute sich nun, in aller naiven Liebenswürdigkeit ihres übergelassenen Herzens, die Kinder ihres guten Onkels Karl zu sehen. Was wunder, daß wir den Strahl der Wärme und Treue fühlten, der für alle Zeit in unsere damals etwas verwirrten Kinderseelen fiel!

Bei Nanni und ihren Brüdern fanden wir jahrelang eine friedliche Dase in allen Beängstigungen und Verlegenheiten des Schullebens, fanden ein mitfühlendes Herz für all die köstlichen Erwartungen der Kinderzeit, fanden volles Verständnis für all unser Hoffen und Freuen. Und doch webt sich um die drei Gestalten bei all ihrer Friedfertigkeit, bei all dem stillen Genügen an der einfachsten Lebensweise ein geheimnisvoller Schleier. Es waren Menschen der Mystik. Ihre Sinne waren feiner organisiert, ihr inneres Auge sah mehr als gewöhnliche Menschen zu schauen pflegen, durch ihre Seelen zog eine beinahe sichtbare Spur des Uebernatürlichen.

Wir machten den ersten Ausgang mitammen: voraus wir drei Kinder, dann Mutter und Nanni. Die schöne Allee mit den stacheligen Kugelfrüchten und den grüingestrichenen Bänken gefiel uns außerordentlich. Nebenan rauschte der Inn sein altes, für uns aber neues Lied und die Wäscherinnen plätscherten in breiten, angebundenen Rähnen. Der Inn war freilich groß nach unseren Begriffen, aber meine Vorstellung, daß Innsbruck eine schöne Brücke haben müsse, fand ich nicht bestätigt; nur eine Holzbrücke der allergewöhnlichsten Art war da.

Unser Hauptinteresse wandte sich dem „Goldenen Dachl“ zu. Ueber den Stadtplatz hinab, standen wir gar bald davor und betrachteten den Erker am alten Hause unserer Landesfürsten. Für die Malerei und architektonische Schönheit fehlte uns natürlich das Verständnis; der erwartete Goldglanz war unter einer Staub-

und Schmutzkruste, welche die Jahreszeiten und der Straßenstaub gebildet, beinahe gänzlich verschwunden. Man konnte das Gold nur ahnen aber nicht sehen — also auch wieder eine Enttäuschung.

Die Hofgasse bedrückte uns durch ihre Enge und durch das Düstere der meist alten Häuser. In solch einem Gebäude zu wohnen, wäre uns Kindern, die wir an große Fernsicht und viel Licht gewohnt waren, wie ein allmähliches Sterben gewesen.

Wir kamen in die Hofkirche. Hier wurden all unsere Träume aber bei weitem übertroffen. Mit großen Augen und klopfenden Herzen standen wir vor den „schwarzen Wandern“ und besahen das Aeußere des Mausoleums, dessen schöne, bilderreichen Tafeln damals noch durch eine Art Blendrahmen recht geschmacklos verhüllt waren. Ein kleiner, buckliger Mann, der durch viele Jahre Kuskos war, sah es nicht gern, daß wir Kinder uns nahe an das kunstvolle Gitter drängten — obwohl wir so gar nichts zu sehen bekamen.

Ich war von all dem Geschauten so überwältigt, daß ich in meine alte Kindergewohnheit verfiel und den linken Zeigefinger in den Mund steckte. In großen Momenten meines Kinderlebens geschah dies ganz unwillkürlich; zwischen den Zähnen war der Finger wohl am sichersten.

Mutter und Nanni erklärten uns unermüdlich — mir blieb nichts anderes haften als der Gedanke: „Hier möchte ich nicht allein bleiben“. Die Phantasie arbeitete so mächtig, daß ich glaubte, all die erhobenen Häuste müßten niedersaufen auf diejenigen, die neugierig in diese großen, stillen Gesichter schauten. „Wenn unser liebes Vaterland einmal recht in Not ist,“ erzählte Nanni, „dann gibt der liebe Gott diesen Gestalten ein lebendiges Herz, diesen Armen Kraft und den Häusten Beweglichkeit. Sie werden dem Vaterland zum Sieg und dem Kaiser zum Triumph verhelfen.“

Wie oft dachte ich in unseren kriegsuntohten Tagen, ob die Helden in der Hofkirche nicht bald sich die Steifheit aus den Gliedern recken und eintreten würden für unser gutes Recht! Ich glaube, sie sind eingetreten in unsere braven Männer an den Grenzen, von denen jeder einzelne das fühlende Herz und die eiserne Kraft der alten Könige hat.

Die Uhr mit den beiden klopfenden Figuren war für Alfred ein kleines Wunder. Er nahm sich vor, recht oft hieherzugehen, um den zierlichen Mechanismus zu bewundern. Für jetzt hieß es von der Hofkirche Abschied nehmen, da es Zeit wurde, Onkel Antons Frau den ersten Besuch zu machen. Auch wollte Mutter die Wohnung ansehen, die sie vorläufig zu mieten gedachte. Sie war in der Kapuzinergasse, im großen Hause des Zündholzfabrikanten Fuchs. Jetzt gehört dieses schon lang der Militärverwaltung.

Der Hausherr war ein sehr bewegliches, kleines Männchen mit spitzem Bart. Gegen Mutter sehr artig und entgegenkommend, zeigte er die bewußte Parterre-Wohnung.

Die Zimmer mit der gewölbten Decke hatten etwas Kellerartiges, aber die Fenster waren groß und gingen auf die Straße; die Küche war nach rückwärts, wie in den meisten Miethäusern; es war alles trocken und nett gemalt und so nahm Mutter für einen Monat hier Miete. Neben dem Hause war ein großer Gemüsegarten, freilich sehr nüchtern gehalten; keine Sommerhäuschen und Geißblattlauben, aber doch war alles grün und ein freier Platz. Unsere Möbel konnten jeden Tag eintreffen und dann hatten wir wieder ein Heim. Indes blieben wir beim „Stern“.

Im zweiten Stock wohnte Onkel Anton und seine Frau. Sie schienen uns erwartet zu haben; beide waren sehr sorgfältig gekleidet — offenbar in Besuchsstimmung.

Tante Sofie war eine Böhmin, eine stattliche Frau mit großer Krinoline und sorgfältig frisiertem Haar. Unter dem grauen Lüsterkleid zeigten sich die Spitzen des weißen, steifgestärkten Unterrockes, so daß bei jeder Wendung ein Geräusch entstand, als ob die Propeller eines Luftschiffes sich bewegten. Die Wohnung war sehr hübsch eingerichtet, ein wahres Schmuckkästchen — alles von peinlicher Sauberkeit, die Küche tadellos, aber kein Feuer am Herd, weil Onkel und Tante auch mit uns bei Onkel Johann geladen waren. Tante Sofie sagte alles in ewig klagendem Ton, in einer Art, als wollte sie jemand Unsichtbarem Vorwürfe machen. Ihren „Tonele“ umrauschte sie in ewig schützender Abwehr wie ein Perpetuum mobile. Schon bei dieser ersten Visite hörten wir immer vom „Zug“ sprechen, als dem Grundübel der Menschlichkeit, als der Wurzel aller körperlichen Gebrechen; überall lauerte der „Zug“. Uns Kindern war dies unverständlich. Tante wogte von einem Fenster zum anderen, öffnete und schloß die Türen; dabei entwickelte sie ganze Schlachtengemälde über den „Zug“ und seine Wirkungen an der armen Menschheit.

Mutter fand die Sache jedenfalls komisch; sie erklärte lächelnd, für dies Gespenst nicht empfindlich zu sein, auch wir Kinder seien abgehärtet und kennten es gar nicht. War dies ein Staunen und Bewundern! „Da sieht man halt die gesunden, jungen Leute vom Land — ja, wir sind alt und müssen uns sehr in acht nehmen; die Stadtluft macht nicht so robust und widerstandsfähig“, hieß es. Robust waren wir Kinder gewiß nicht, sondern eher auf der zarten Seite, aber gegen Luft, Regen und Schnee doch vernünftig abgehärtet. Ich glaube, es gehörte zur Noblesse, gegen die gute, frische Luft recht empfindlich zu tun und jeden kräftigen Windhauch als „Zug“ auf das Register der menschlichen Leiden zu setzen. Bei Onkel Anton und seiner

Frau zog es immer und überall; ich glaube sogar aus der Kaffeekanne, vielleicht auch aus den Knopflöchern von Dnkels Weste, sonst wäre diese beständige Jagd nach dem Ungeheuer „Zug“ nicht möglich gewesen. Daß wir vorläufig in demselben Hause Wohnung nahmen, schienen die beiden recht gerne zu sehen. Tante Sofie äußerte in rührender Selbstlosigkeit, es freue sie, die jungen Nichten in der Nähe zu haben — denn man brauche untertags sehr oft jemand, einen Gang zu machen, oder etwas zu holen, dazu seien so junge Füße recht gut zu gebrauchen, denn die Bedienerin könne nicht zu jeder Arbeit herangezogen werden: „Dies würde die Kasse zu arg belasten.“

Mutter erwiderte auf solche Anstellungen gar nichts, sie betonte nur, daß wir für die Schule zu tun genug bekämen, sie wolle uns lernen lassen — alles, wozu wir Freude und Lust hätten und was sich mit unseren Jahren verträge.

Ich wäre natürlich mit der größten Freude viel gelaufen und stellte mir vor, wie hübsch es sein müßte, Tante und Dnkel alles tun zu können, was sie mir wünschten. Die Schule hätte ich mit Vergnügen öfters vom Tagesprogramm gestrichen.

Endlich ging man zu Dnkel Johann zum Mittagstisch.

Die beiden waren tadellos gekleidet, bis zu den Fingerspitzen ihrer Handschuhe. Erst hier kam Tantens Krinoline, der steife Rock und der silberglänzende Hüfter recht zur Geltung und schwankte in leisen Bewegungen um ihre volle Gestalt. Eine schwarze Beduinenmantille mit weißen Angoraquasten hatte sie übernommen; ein feiner Kapothut, der weit in das Gesicht hinein ragte, in seiner Schirmöffnung Tantes gesunde, volle Backen mit einer ganzen Anlage von weißen Nüschchen und samtlenen Pensées umsäumte und nach vorne in einer breiten, violetten Schleife endigte, thronte auf ihrem Scheitel. In all dieser

.....

Pracht stieg Tante unter dem fortwährenden Klatschen des Unterkleides die Treppen hinunter, voraus wir Kinder, wie ein Trüpplein Arrestanten.

Gerade standen wir auf der Hauschwelle, als der erste Eisenbahnzug, den wir gesehen, mit schwer keuchender Lokomotive über den Viadukt dem Bahnhof zusteuerte. Wer kann sich nicht vorstellen, welch einen Eindruck dies Wunder der Technik auf uns Kinder machte! Lina war die Ruhigste. Völlig unbewußt griff sie nach Dufels Hand, der sie in treuem Verständnis auch festhielt. Mir kroch es durch die Seele wie Grauen und Freude zugleich; wortlos, mit ausgestrecktem Finger zeigte ich darauf hin, Alfred jauchzte nach echter Bubenart hell auf, lief sogar ein Stück die Gasse hinab, um dem Viadukt näher zu kommen.

Der Zug war noch nicht verschwunden, da bekam Mutter von Tante Sofie bereits die Mahnung, die Kinder besser zu überwachen. Wie leicht könnte ein Unglück geschehen bei solcher Lebhaftigkeit. „Wäre der hohe Viadukt nicht gewesen, so wäre der Bub direkt in den Zug gelaufen!“ Auch die Kleine müsse sich abgewöhnen, mit den Fingerchen auf etwas zu zeigen, so etwas tue man in der Stadt nicht. Kurzum, Tante Sofiens graue Neuglein waren beständig auf der Jagd nach unseren Unarten.

Anstatt durch die hübsche, breite Kapuziner- und Sillgasse zu gehen, wurde als Abkürzung zur Schonung des Schuhwerkes, welches Tante Sofie in jammerndem Tone als „unererschwinglich teuer“ bezeichnete, der Weg durch das „Fuchsloch“ genommen.

Damals schloß eine hohe Bretterwand den engen Steig gegen die Wiese ab, auf der anderen Seite ragte die grauschwarze Mauer des Kapuzinergartens auf, mitten lag aller Schmutz, der sich denken läßt. Wir Kinder, an freie Wege zwischen Wiesen

und wogenden Feldern gewohnt, gingen auf diesem „Hohlweg“ geradezu schauernd voran. Onkel Anton schien es auch nicht besser zu gehen, denn er führte, um die Schuhe rein zu erhalten, einen völligen Giertanz auf, Tante Sofie selbst ächzte hinter ihm her und hob ihre Röcke immer kräftiger hoch.

Ich konnte es ihr lange nicht verzeihen, daß sie uns gerade am ersten Tage so rücksichtslos führte; dem „Fuchsloch“ aber wich ich für alle Zukunft aus wie einer garstigen Erinnerung.

Der Sillkanal führte weiter oben zwischen brüchigen Ufern ein dunkles, schmutziges Wasser, darin sich wie die bösen, rollenden Augen eines Ungeheuers zwei große Treibräder mit moosigen Speichen bewegten. Sie gehörten damals zur Bergmannschen Schlosserei.

Als wir zu den Häusern kamen, wurde es besser. Hier war der Boden rein und trocken, ein Kreuzbild lehnte sich an die Hausnummer, davor saß am Bänkchen in der warmen Herbstsonne ein junges, blasses Frauchen mit einem Wickelkindchen im Arm.

Wie ein Alp fiel es von unseren Kinderseelen, als wir endlich auf die Straße heraus kamen und vor Onkels Haus standen.

Die obere Sillgasse hatte einen so lieben, kleinstädtischen Ton, es schien mir immer, als ob man die Stadt mit ihrem Lärmen, Hasten und Treiben nur ahnen könne; in den Gärten hinter den Häusern war noch viel stille, unberührte Schönheit, viel Heimatsgefühl und Eigentumsfreude, die sich nicht um ein paar Tausender aufgab und ängstlich verkroch vor den gefüllten Geldtaschen moderner Spekulant. Der erste Eindruck war ein freundlicher und so blieb er mir in all der späteren Zeit, wo ich in ihren Häusern eine liebe Heimat fand.

Schon der Brunnen vor Onkels Haus schien uns wie eine Dekoration. Tauben gurrten am Boden und warteten, ob die schwatzenden Frauen mit ihren leeren und vollen Krügen nicht bald heimkehren würden, damit auch sie ihr Morgenbad und den Sonnentrunf bekämen. Der Straßengehrer — eine der ersten Figuren des städtischen Lebens — schäkerte mit den Weibern und streifte den Abfall in den Ausguß.

Wir konnten nicht genug schauen. Mit hungernden Augen blickten wir überall hin; stehen zu bleiben getrauten wir uns nicht wegen Tante, da sie sicher wieder Erziehungsmaßregeln aufgestellt hätte, aber das Schauen nach rechts und links konnte sie uns nicht wehren.

Onkels Haus war stattlich und solid bürgerlich zugleich. Ein beruhigender Hauch von Heimatlichkeit lag auf allem — eine feingestimmte Ruhe und Stille.

Die Schneckenstiege kam uns vor wie die Himmelsleiter. Immer etwas Neues! An der Türe des ersten Stockes erwartete uns Onkels verheiratete Tochter, Frau Professor P., und empfing uns mit der Artigkeit und Liebenswürdigkeit einer hochbegabten Frau.

Sie war ein kleines, ungemein zartes Frauchen, ihre Stimme klang wie ein Glöcklein in Moll; durchaus nicht modern, aber in feine, gute Stoffe gekleidet, stand sie da mit vorgebundener weißer Leinenschürze, worauf an silbernem Haken die Schlüssel baumelten. Auf dem schlicht gescheitelten, dunklen Haar lag eine feine schwarze Spitze, welche dem schmalen, zarten Gesicht etwas früh Matronenhaftes gab.

Sie grüßte Mutter, die entschieden jünger war, auch als „Frau Tante“. Zuerst führte sie uns rückwärts in ein großes Zimmer mit schönen Möbeln: hochlehnlige Stühle, große



Tische, alles mit Schnitzereien versehen und schön zusammenstimmend.

Dort waren ihre Kinder. Die beiden Mädchen waren wieder da und drei kräftige Buben, von denen der kleinste noch im Kittelchen lief. Mit Alfred waren die Buben freundlich, wir Mädchen schienen ihnen nicht vollwertig zu sein, trotzdem sie sämtlich etwas jünger waren als wir.

Die Mädchen zeigten ihre Bücher, fragten um unsere Schulverhältnisse und betonten etwas gönnerhaft, daß sie keine Schule besuchten — erst vielleicht später — jetzt bekämen sie Privatunterricht.

Wir beide verstanden nicht, was dies wäre; zur Aufklärung kam es nicht mehr, da indes Onkel Johann mit seiner Frau, „Tante Therese“, erschien und wir Kinder wieder vorgestellt werden mußten.

Diesmal ging es leichter. Onkel kannten wir von gestern und Tante Therese war eine würdige, alte Frau in ganz bürgerlicher Kleidung, wie unsere Großmutter mit einem faltenreichen, klugen Gesicht und hellen Augen, die es wohl verstanden hatten, ein blühendes Geschäft und ein musterhaftes Hauswesen zu übersehen. Wären nicht die scharfen Augen Tante Sofiens über uns Wache gestanden, so hätten wir uns hier wie daheim gefühlt.

Bevor wir zu Tisch gingen, hielt Tante Sofie richtig noch einen Vortrag über die Notwendigkeit, Kinder nicht mit den Erwachsenen speisen zu lassen und fand nicht Lobes genug, daß Onkels Enkelkinder schon früher gegessen hatten.

Mutter wurde es etwas zu viel, als Tante Sofie mit einem gezwungenen Lächeln, welches ihre obere Zahnreihe mattweiß durchschimmern ließ, fragte: „Nicht wahr, Frau Schwägerin,

Sie werden den Kindern auch extra vorgezeigt haben? Man spricht unter Erwachsenen gerade bei Tisch so vielerlei, was den Kindern schädlich ist; auch Wein soll man ihnen nicht geben.“

„Meine Kinder,“ entgegnete Mutter nicht ohne Schärfe, „kennen den Wein noch gar nicht und mittags aßen die Kinder immer am Tisch mit den Erwachsenen; es wurde halt nichts gesprochen, was der Seele gefährlich sein konnte.“

Was kinderlose Frauen doch alles verstehen wollen! Kinder sollten nach ihrer Meinung nur mit allen Vollkommenheiten in die Welt gesetzt werden; ein Kind, wie es eben ist, wie es sich bewegt und denkt — eine einfache, wahre, wenn auch etwas unpolierte Kinderseele scheint ihnen eine Geschmacklosigkeit des lieben Gottes.

Bei Tisch war es nett, ganz warm wurde es uns. Obenan saßen die beiden alten Leutchen mit dem freundlichen Großelternlächeln, rechts daneben Mutter und wir, auf der andern Seite Onkel und Tante. Frau Professor und ihr Mann, dem man seine Stellung und seine Herzengüte leicht ansah, saßen am unteren Ende, da erstere in der Küche, letzterer in Onkels wohlbestelltem Keller die Oberaufsicht hatte. Sehr zierlich war der Tisch gedeckt mit schweren silbernen Löffeln und gutem Besteck, die Wäsche blütenweiß und mit schön gebügelten Teillinien.

Wieder war es Tante Sofie, die veranlaßte, daß mir, der kleinsten, eine große Serviette umgebunden wurde, obwohl Mutter es unnötig fand, da ich ganz rein essen konnte. Aber aus lauter Rücksicht auf das „Kladerl“, bekam ich eine Serviette umgebunden, die mich vorne wie ein Mantel deckte. Meine Geschwister lachten über diese Vorsicht und noch mehr über mein verängstigtes Gesicht. Das Essen war mir wirklich erschwert, kaum brachte ich die Arme unter dem Tuch hervor, welches in

großen Draperien an dem schwächtigen Kinderkörper herabhing und nun stieß ich wirklich überall an, so daß ich mich die Suppe nur in ganz kleinen Portionen zu essen getraute.

Alles war sehr gut und schmackhaft, ganz wie daheim an großen Festen und Namenstagen; als zuletzt noch eine Torte erschien, waren wir ganz Ehrfurcht vor dem Hause und der Küche unseres Onkels. Tante Sofie aß auch mit gutem Appetit, hatte aber immer noch Zeit, ihrer Sorge Ausdruck zu geben, ob die „Magerlen“ der Kinder nicht überladen würden.

Inzwischen wurde vieles gesprochen, was ich nicht verstand, aber zwei Dinge habe ich bis heute behalten.

Tante Therese schien eine gewisse, liebenswürdige Ueberlegenheit über Onkel zu haben; er war ein religiöser Idealist, sie eine praktische, brave Frau, der das Wohl des Hauses in der Hand und am Herzen lag.

Unter anderem erzählte Tante Therese von den großen Hungerjahren 1815 bis 1817, welche sie als junges Mädchen miterlebte.

Sie entstammte einer achtbaren, braven, kinderreichen Familie, die genug zu sorgen hatte, daß alle Mäulchen satt wurden.

Auch damals gab es eine Brotkarte, aber die Stadt allein war die Verkäuferin. In dem Geschäft, welches heute unter den Lauben des Stadtturmes besteht, wurde alles Brot zusammengetragen und durch städtische Organe gegen Vorweis verabfolgt.

Vormittags um 9 Uhr wurde geöffnet, aber schon um 6 Uhr stand Tante Therese mit einem kleinen Bruder am Stadtturm, ohne etwa die Erste zu sein.

Für die Kinder war die Gefahr, erdrückt zu werden, groß, aber der Schutzengel half ihnen wieder gesund heim — gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr, natürlich mit steifen Beinchen und

mit hungerndem Magen. „Das Brot des Hungerjahres ist schön und groß gewesen, weit größer als jetzt (damals war 1868), aber trotz allem Essen wurde man nicht satt. Wie groß das Brot damals war, zeigt noch die Semmel aus diesem Hungerjahr, die im Museum in Innsbruck aufbewahrt ist und sich verhält wie ein Altes zum Jungen.“

Tante erzählte so kräftig und klopfte mit ihrer weißen, runzeligen Hand zur Bekräftigung auf den Tisch, eine wirklich schöne Altfräulegeste.

Alt war die Tante freilich, ich mußte sie immer darum ansehen.

Onkel war ihr ein gutes Seitenstück, wie eben Gegenätze sich nur ergänzen, wenn sie gegenseitig Liebe und Achtung fühlen.

Er war sehr tüchtig im Geschäft, dabei von einer seltenen Frömmigkeit, die aber durch einen übergroßen Hang zur Mystik etwas beinahe Krankhaftes erhielt. In ihm war nichts von der kräftigen, resoluten Art seiner Frau; er war wie ein Kind, welches an der Hand Gottes geführt sein wollte und ohne diese Hand keinen Schritt machen konnte. Das wahre, kräftige deutsche Sprichwort: „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!“ war für ihn nicht erfunden. Onkel Johann war immer in Furcht vor etwaigen furchtbaren Strafen, die so plötzlich wie ein verheerendes Unwetter über die Menschheit hereinbrechen würden. Für alle denkbaren alten und neuen Prophezeiungen hatte er ein un-  
gemein treues Gedächtnis. All sein Denken und Handeln war tiefste Religiosität. Er erbaute aus eigenen Mitteln das Karmelitenkloster in Innsbruck, um seinen Töchtern für immer ein frommes Heim zu schaffen. Eine seiner Töchter — er hatte nur zwei Mädchen — ist mit 18 Jahren dort eingetreten und war glücklich und zufrieden, während die zweite Tochter sich verhehlchte und im Hause der Eltern verblieb.

Es sind erst einige Jahre, daß Frau Professor P., bald nach ihrem Gatten, in Innsbruck in hohen Jahren starb.

Hohe und höchste Herrschaften verkehrten in Dnkels Haus, teils geschäftlich, teils in großer Sympathie für seine Frömmigkeit. Besonders Kaiserin Marianne, Ferdinand des Gütigen fromme Gemahlin, kam des öfteren, freute sich des aufblühenden Geschäftes und interessierte sich sehr für die klösterliche Niederlassung, zu der sie jedenfalls auch finanziell beigetragen; sie trank mit ihrer Hofdame an dem bürgerlichen Tische Kaffee in aller liebenswürdigen Feinheit und Herablassung, welche diese hohe Frau so auszeichneten.

Trotz der günstigen Verhältnisse, die Dnkels Fleiß, Geschick und Frömmigkeit herbeigeführt, erzählte unsere Mutter doch immer, daß Tante Therese das Glück des Hauses gewesen sei. Ihr praktischer Sinn, ihr treues Mutterauge halfen über manche Klippe hinweg, welche durch Dnkels „Allzuviel“ dem Wohle der Familie bedrohlich geworden wäre.

Mutter drängte, bald nach Tisch heimzugehen; sie wollte an Großmutter schreiben, die so innig beim Abschied bat, sie recht bald wissen zu lassen, wie wir angekommen seien und wie es uns ergehe.

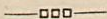
Diesmal gingen wir nicht mehr durch das schreckliche „Fuchsloch“, sondern durch die Sillgasse der inneren Stadt zu. Schon damals wurden mir die Namen vertraut, die ich über den Geschäften las: „Kellers Bäckerei“, „Krämerei des F. Ziel“, „Scheyring“, „Stotter“. Geschäftsnamen mit recht großen Buchstaben interessieren Kinder ja stets.

Vor und in der Klosterkaserne stand und saß viel Militär wie noch jetzt und aus dem theologischen Konvikt gingen junge Mleriker aus und ein. Beim „Stern“ erwartete Mutter die

Mitteilung, daß der Bote mit unseren Sachen angekommen sei und die Möbel morgen früh vor die Wohnung geführt würden.

Sogleich gingen wir in das Dienstmann-Institut, welches damals neben Uffenheimers Geschäft installiert war, um drei Männer für den morgigen Tag zu bestellen. Zugleich zeigte uns Mutter das Ursulinenkloster, dessen kleine, vergitterte Fensterchen uns schreckten; meinten wir doch, daß hinter jedem Gitter eine jammernde Nonne stehe, die das Eingesperrtsein nicht vertrage.

Abends waren wir wieder im „Stern“, die letzte Nacht noch dort. Mutter packte alles zusammen und bezahlte. Am Morgen, der tiefblau und sonnig hereinzog, waren wir auf dem Wege in die Kapuzinergasse.



## II.

Als Beamtenfrau, die mit Mann und Kind schon manche Uebersiedlung durchgemacht, war Mutter sehr praktisch im Verpacken der Sachen. In einer eigenen Kiste hatte sie alles Nötige beisammen, um eine einfache Mahlzeit herzustellen, sogar ganz klein gespaltenes Holz. Da waren Kochtöpfe, Brot, Mehl, Schmalz, Speck und Eier, auch viel Herbst- und Wintergemüse, die der heimatische Garten im Ueberfluß geliefert hatte.

Am Wege kaufte sie noch Innsbrucker Würstl und nun ging es an die Arbeit. Die gute „Nanni“ von Wilten kam für den ganzen Tag, um zu helfen; wir hatten sie ungemein gerne, sie konnte Kind und „Erwachsenes“ zugleich sein. Den beiden Brüdern daheim hatte sie etwas „vorgekocht“, was sie sich selbst aufwärmten, so konnte Nanni den ganzen Tag hier bleiben.

Der hochgetürmte Wagen stand schon vor dem Haus. Der Bote war ein Malser Nachbar, den wir Kinder hier in der fremden Stadt umringen wie einen hl. Mikolaus. Ein Stück Alt-heimat brachte er mit dem leeren Wagen auch wieder zurück in die trauten Stuben der Kindheit. Hätten die aufgegebenen Grüße Gewicht angenommen, so wäre die Wagenladung für die zwei, drei Pferde wohl zu schwer geworden.

Lina und Alfred konnten bereits zu verschiedenen kleinen Dienstchen verwendet werden, ich war die reinste „Mamsjell Unnützig“; aber mir ging es vorderhand am besten. Ich gehörte

---

mir selbst und meinen Erinnerungen an. Mit all den Sachen, die aus den Kisten kamen, feierte ich ein Wiedersehen; ich drückte mich an das heimische Sofa und streichelte das große, rote Muster des Ueberzuges und die schwarzpolierten Lehnen der Sessel. Mir war, als ob die Möbel fühlen könnten, als ob die Heimatsseele sich darin versteckt hätte.

Später saß ich vor der Haustüre in der warmen Sonne, aber nur körperlich; mein Denken und Fühlen war wieder in Mals.

An mir vorüber gingen Menschen, die Träger schritten aus und ein, die Pferde wurden angespannt, über den Biadukt polterten Lasten- und Personenzüge, aus einem kleinen fahrenden Fenster winkte ein weißes Tuch — ich sah und fühlte alles, aber in zweiter Linie; so etwa, als sähe ich aus dem alttraulichen Malser Wohnzimmer zum Fenster hinaus.

Alles nun hätte meine Verjoronenheit nicht gestört, aber als ich mit Base reden und nach ihrer treuen, runzeligen Hand fassen wollte — griff ich in die Luft. Da erst war ich wieder in Innsbruck und schlich mich still in das Haus.

In der Küche prasselte das Feuer und verzehrte gierig die Späne aus dem heimischen Wald; Mutter sorgte für das Mittagbrot, ohne daß sie sich um die alten Erinnerungen viel plagte. Sie hatte wohl keine Zeit dazu; all das Neue in Verhältnissen und Umgebung gaben ihr als alleinistehender Frau gewiß genug zu sorgen. Ein angenehmer Duft zog durch die halbgeordneten Räume, jede Minute schien eine neue Heimat um mich zu wachsen — aber ich hatte zum erstenmal in meinem Leben heftige Kopfschmerzen: das hatte der warme Innsbrucker-Wind mir angetan!

Sobald die Betten aufgestellt waren, wurde ich hineinbefördert und lag wieder auf den kleinen, weichen Kissen, aber



heute fühlte ich mich einsam; es war ja auch das erstemal, daß ich nicht bei Tisch sitzen konnte. Alle Freude war von mir genommen. Elender kann einem Kinde völlig nicht sein, als wenn es das Essen nicht ansieht, und heute gab's Nudelsuppe und Würstchen!

Kinder vom Land wissen nichts vom Klima; man fühlt höchstens Kälte und Hitze und was dazwischen liegt, ist am angenehmsten. Nanni setzte sich zu mir und tröstete mich damit, daß zur Zeit des Schirokefs in Innsbruck so viele Leute an Kopfsweh litten und wahrscheinlich würde ich auch nicht ausgenommen sein.

Die Wahrheit dieser Prophezeiung mußte ich in den vielen Jahren unseres Innsbrucker Aufenthaltes zur Genüge erfahren. Wie viele Schultage wurden mir durch das Schirokef-Nebel zur Qual, wie viele frohe Stunden getrübt und geistige Anregungen verdorben! Aber auch die schweren Tage wurden drückender, Mühsale völlig unüberwindlich, viele Nadelstiche zu bitterem Herzleid. All dies kommt in das Beschwerdebuch des Innsbrucker Föhns.

Als der kühle Herbstabend durch die Gasse streifte, nahm er auch mein Kopfsweh mit und allsogleich war ich auf den Füßen, hatte die alte Lebhaftigkeit zurückgewonnen, war überall, wo es nicht sein mußte und etwas angestellt werden konnte, nur an einem Orte füllte ich meine Stelle sehr richtig aus — beim Essen.

Es dunkelte bereits in den Zimmern, Nanni war heimgegangen, da klopfte es rasch und hart an der Zimmertür. Herein kam ein ungemein langer, hagerer Mann; etwas Unruhiges, aber sehr Freundliches lag in seiner Art; auch er begrüßte die Mutter als „Frau Tante“. Es war Gottfried, Nannis Bruder.

---

Nur noch zwei Männer kenne ich von der Größe meines Veters; der eine war Vater Angelikus Mark, der verstorbene Kapuzinerprovinzial, auch ein Vetter, — der andere ist niemand geringerer als Erzherzog Eugen.

Ein lieber, guter Mensch war Gottfried, aber sehr nervös. Seine Sprache war fast überstürzend rasch; seine Hand, in die wir unsere Kinderfinger legten, zuckte wie der Schlag eines kranken Herzens. Sein Gesicht war sympathisch, aber in beständiger Bewegung; mir schien es wie ein nervöses Wetterleuchten.

Mutter erzählte uns später, daß er in seiner sprunghaften Art, etwas zu erlernen, einen Beruf zu ergreifen und wieder alles einer neuen Idee zu opfern, lange Zeit das Kreuz seiner Familie gewesen sei. Seine Talente waren mehr als gewöhnlich; er schrieb eine wunderschöne Handschrift und hatte ein Zeichentalent in Auge und Hand, das ihn zum Techniker befähigt hätte — wenn er die Mittel zum Studium gehabt hätte. Er machte nach den damaligen Anforderungen das Lehrerexamen, trat eine Zeitlang bei den Schulbrüdern ein, war in Onkels Lithographie als Zeichner beschäftigt, jaß als Expeditor ein paar Jahre in einer Postkanzlei — alles aber nur wie gezwungen, ohne Freude und Ausdauer. Als wir Kinder Gottfried kennen lernten, mochte er etwa 46 Jahre zählen und hatte sich emporgearbeitet bis zur Statthaltereirei, aber als deren Diurnist.

Für Schreibarbeiten war seine Handschrift mehr als empfehlend. Aber Gottfrieds Veranlagung war eine traurige in allem und jedem, er glaubte sich überall verkannt und verfolgt; seine Vorgesetzten betrachtete er als seine Feinde, von deren Launen er leben mußte.

Ihm war nicht das kindlich zufriedene Temperament seiner Schwester beschieden. Den Kopf voll Romantik und alten Familientraditionen wie ein Spanier, befriedigte ihn die tägliche Tretmühle absolut nicht. Aber trotz seiner Schrüllen war er der gefälligste, aufopferndste Mensch, wenn ein freundliches Wort, ein Ersuchen an ihn gerichtet wurde. Er wäre für eine gute, artige Behandlung durchs Feuer gegangen.

Da er wußte, daß wir nur eine Interimswohnung hatten und Mutter sich besonders für den Innrain interessierte, war er ohne ihr Vorwissen dort auf Wohnungssuche gegangen.

Zum Abendessen blieb er bei uns und erzählte dabei, daß er am Innrain außer der Johanniskirche im neuen Hause des Tischlers M., im ersten Stocke, eine recht nette Wohnung von drei Zimmern, Küche usw. um den Preis von 120 Gulden gefunden habe; Frau Tante möge so freundlich sein, selbe morgen anzusehen.

Niemand war froher als Mutter; sie schloß jedenfalls ruhiger mit der Aussicht auf eine passende Unterkunft.

Es kam der neue Tag.

Alfred war nachmittags bei seinem Vater Instruktor wohl aufgehoben, uns Mädchen nahm die Mutter mit sich, die Wohnung anzusehen. Am Rückwege wollte sie uns bei den Frauen Ursulinen vorstellen, um mit der Mater Präsektin unsere Schuleinteilung zu besprechen.

Die Wohnung lag in einem Hause, welches von allen Seiten frei stand, eigentlich war es in der Mitte der Straße, wie das Hohenauer- und Pfurtscheller-Haus. Die Hausfrau, ein kleines, sehr bewegliches Frauchen, empfing uns mit einem Wortschwall. Ihr Mann war eine stattliche Erscheinung, durch viele Jahre eine Bieder der Wiltener Schützen und hatte ein

gemessen freundliches Benehmen. Jedenfalls waren beide froh, für ihre Wohnung eine Partei zu finden. Die Eigentümer wohnten im Parterre, hatten selbst keine Kinder, sondern nur das angenommene Büblein eines Verwandten, das „Peterle“. Das Kind konnte bereits laufen, war aber noch im Kröckchen; es fand es selbstverständlich, am Boden herumzukriechen und alle Unarten zu kultivieren, hatte das kleine, eigensinnige Buben- gesicht mit undefinierbaren Speiseresten vollgeschmiert und erhob ein furchtbares Gebrüll, als seine Pflegemutter sich anschickte, mit uns in den ersten Stock hinauf zu steigen.

Die Wohnung gefiel uns. Es war alles neu und freundlich und weiteren Komfort kannte und verlangte man damals nicht. Es war keine abgeschlossene Wohnung; die Türen von zwei Zimmern und der Küche mündeten in den Hausgang, ebenso wie von den anderen Wohnungen. Die Zimmer waren hübsch patroniert und hatten große Fenster, vor denen die schönen Alleebäume standen, vollgeziert mit den stacheligen Kugelfrüchten; auf der anderen Seite des Hauses plätscherte der Brunnen im Baum Schatten. Die Küche war klein, aber ein neuer Herd mit Bratrohr und sonstigen gut stellbaren Winkeln befriedigte die Mutter. Sie bezahlte das Handgeld und sagte, daß wir im Anfang November einziehen würden, zur größten Beruhigung der Hausfrau, die auf das Erträgnis der Wohnungen ziemlich angewiesen war.

Schon waren wir ein Stück vom Hause weg, als Frau Müller uns rufend nachgelaufen kam, den kleinen Quälgeist auf dem Arm.

Das „Peterle“ hatte den ganz einseitigen Wunsch geäußert, den Madelen noch ein „Bußl“ zu geben und da Frau Müller uns dieses Glückes nicht berauben wollte, kam sie nachgesprungen, ihren lieben, schmierigen Bengel am Arm.

Sch riß mich schreiend aus Mutters Hand los und stürmte bis zur Johanniskirche. Geradezu ein Entsetzen hatte mich erfaßt. Mit schmutzigen Kindern habe ich ein großes Erbarmen, über deren Mütter eine tüchtige Portion Unwillen — lieben kann ich die Kinder erst, wenn sie gewaschen sind. Lina wuschte mit tränenden Augen nachher an ihrer Wange und Nase, aber von da weg konnten wir beide den Hausgötzen nicht mehr ausstehen.

Nun kamen wir zum Ursulinenkloster.

Im Geiste schreite ich nach vielen Jahren heute wieder die paar Eingangsstufen hinab und schaue wieder in das erste lieb-fromme Nonnengesicht und mir ist's, als müßte ich den Lieben allen ein herzliches „Bergest's Gott!“ zurufen, die mir dort einst so viel Güte erwiesen, die mir mittheilten aus ihrem reichen Wissen und von der Fertigkeit ihrer geschickten, fleißigen Hände.

Viele von denen, die mich gelehrt und geführt, sind tot; manche leben noch, besonders von jenen, die in meinen Schuljahren den Schleier nahmen.

Tausende von glücklichen, anregenden und frommen Stunden verdanke ich den lieben, guten Müttern, den stets hilfsbereiten Schwestern, die mit reinen Händen die Weishekränze der Jungmädchentage auf die Stirnen der ihnen Anvertrauten legten.

Unzählige Freuden erblühten in den Gärten meiner Jugend durch die treue Mühe der Ordensfrauen, obwohl ich weiß, daß ich keine Musterjüngerin war und daß der Unterricht durch meine Lebhaftigkeit manche Störung erfuhr.

Ein tiefempfundenes „Verzeiht!“ möchte ich den erfahrenen, frommen Jugendbildnerinnen zurufen, die wohl wissen, daß auch auf sorgfältig gepflegtem Boden manches Unkraut wuchert und

deren nimmermüde Herzen und Hände es zu entfernen suchen, ohne die zarte, gute Saat zu stören.

Menschen, denen eine Liebe nicht rein genug ist, mögen sich über Nonnenerziehung, über die oft schwärmerische Anhänglichkeit der Mädchen zu ihren Lehrerinnen schlechte Wiße erlauben und Schatten sehen, die dem Schlamme eines Zola-Romans entstiegen sind. All diese Mörgler und Spötter kennen nicht die Reinheit der Klostererziehung, den Opfermut des Berufes und die Liebe zu den Kindern. Sie halten sie nicht für möglich, denn die Kraft, so viel zu leisten, ruht nicht im Menschen: die holen die Gottesbräute von der reinsten Quelle, die uns gegeben ist — sie holen sie vom Tabernakel.

Es gibt Zeiten in den Mädchenjahren, die wie mit fremder Gewalt in unsere Anschauungen und Gewohnheiten eingreifen. Mit feinem Takt und mildem Opfermut hat Schwesternhand so viele hinweggeführt über die Klippen des Lebens. Ihr Tun und ihre Lehren sind uns zu festen Leuchttürmen geworden, zu einem Blinkfeuer des Himmels, wenn die Brandung unsere Masten zu brechen und unser Fahrzeug zu verschlingen drohte. Wir kannten ja die Frömmigkeit in ihrer liebenswürdigsten Art, ohne Pedanterie und Kleinlichkeit, den Fleiß und die Ueberwindung lernten wir von lieben Vorbildern.

Aus dem Munde sehr braver Mütter hörte ich schon das sonderbare Wort: „Ich gebe meine Tochter nicht zu den Klosterfrauen, sie wird mir zu fromm.“ Man betet aber in klösterlichen Anstalten nicht mehr als in jedem gut-christlichen Hause; auch meine ich, ist ein bißchen harmlose Jugendbegeisterung, ein bißchen zu viel Frömmigkeit gar kein Unglück: es ist auch eine Krise. Und besser zu fromm, als frech und frivol!

Wir standen in dem tiefgelegenen Parterreräum; Mutter ergriff das lange, dunkelbraune Kreuz, welches den Glockenzug darstellte und nach unten zu etwas abgegriffen war durch die Tausende von Händen, die daran gezogen.

Weit weg, wie eine Stimme aus der anderen Welt, gab die Glocke Antwort. Bismlich lange warteten wir; mir war furchtsam zu Mute, wie auf fremdem Boden stehend. Etwas Feierliches hatte von unserem Gemüte Besitz ergriffen.

Da erklangen unsichtbare, leise Schritte: eine Thür wurde auf- und zugemacht; eine Fensterlade klappte; aus einem kleinen, doppelt vergitterten Viereck in der Mauer kam ein altes, zartes Stimmchen, welches mir ganz unirdisch vorkam, und fragte: „Was wünschen Sie?“

Wir beiden Mädchen hätten wohl kaum gewußt, woher diese leise Frage kam, aber Mutter trat rasch an das kleine Guckloch und bat, mit Vater Floriana sprechen zu dürfen.

Vater Floriana war die Schwester des in der Familie unserer Großeltern sehr beliebten Kapuzinerpaters Engelbert Müller, der viele Jahre in Mals stationiert und Superior war. Erst vor einigen Jahren ist er, zugleich ein Bruder des früheren Abtes von Wilten, in hohem Alter gestorben.

Vater Engelbert hatte in sehr freundlicher Weise seiner Schwester über uns geschrieben und uns dem Lehrpersonal empfohlen.

Die große Pforte zum Innern des Klosters wurde wieder von unsichtbarer Hand geöffnet; mit bangen Augen schauten wir hinter die Thür, nichts war zu sehen, als zwei Schritte vor uns wieder eine Thür und seitwärts eine Treppe.

Da ertönte neuerdings das wejenlose Stimmchen: „Bitte die Treppe hinauf und links durch die Thür.“

Gegen die geschlossene Pforte hin machte ich meinen Kinderknix, worüber Vina und Mutter sich belustigten; mir wurde die Sache völlig unheimlich. Als wir die Hälfte der Treppe erreicht, sprang droben bereits wieder die linksseitige Tür auf, zögernd betraten wir das Sprechzimmer, welches durch ein weites, weißangestrichenes Gitter in zwei Hälften geteilt ist. Hinter dem ersten Gitter war noch ein weitmaschiger Vorhang, durch den hindurch wir eine kleine, gebeugte Nonnengestalt verschwinden sahen, nachdem sie den geistlichen Gruß geboten. Wie ein Schatten schritt sie durch die gegenüberliegende Tür dem Kloster zu. Gleich darauf hörten wir ein Glockensignal.

Das Sprechzimmer! Sein erster Eindruck war damals ein düsterer; es war beinahe kellerartig. Zwar fiel Licht genug durch die beinahe an der Deckenhöhe angebrachten Fenster, aber der untere Teil des Zimmers blieb dunkel. Außer einigen ganz kunstlosen Möbeln und alten Farbenbildern war gar nichts, um dem Auge wohl zu tun oder anheimelnd zu wirken; zudem hat jedes Zimmer, welches durch ein Gitter geteilt ist, etwas Strenges. In vielen klösterlichen Sprechzimmern bin ich Zeit meines Lebens gestanden, ich fand aber nur eines, welches trotz der Abteilung einen sehr wohnlichen, beinahe feudalen Eindruck machte — das Sprechzimmer im Stifte Nonnberg bei Salzburg.

Während des Wartens fühlten wir Mädchen uns so befangen, daß wir uns nicht laut zu reden getrauten; Mutter ermahnte uns nochmals zur Artigkeit — ich dürfe den Finger nicht in den Mund stecken — aber wie sollte man artig sein, wenn man nicht einmal die Hand küssen konnte?

Indes ertönte von der Tür her mit frischer, voller Stimme ein „Gelobt sei Jesus Christus!“ Eine kräftige Frauenhand faßte den inneren Vorhang und schob ihn mit festem Ruck in



blühenden Falten zur Seite. Mater Floriana stand vor uns, die erste Nonne, die wir außer den Barmherzigen Schwestern sahen.

Eine gebildete Frau mit gewinnendem Ausdruck, groß und stattlich in behaglicher Breite, etwa 50 Jahre alt, war es. Ihr Benehmen war einfach und ungeziert: sie sprach mit Mutter in so liebenswürdiger Art, wie man zu jemand spricht, den man eigentlich schon kennt und gerade dies berührte uns so angenehm. Es traf sich gut, daß sie zugleich Präfektin der Töchterchule war, welche Lina besuchen sollte.

Mutter wünschte, daß ihre Aelteste alle Gegenstände lernte, dazu die italienische Sprache, man mußte aber erst sehen, ob sie, vom Lande her, mit den Stadtschülerinnen Schritt halten konnte.

Ich kam natürlich in die Volksschule und dazu wollte M. Floriana die Präfektin der Volksschule, Mater Filomena, senden.

Beiden Frauen, in so verschiedener Lebensstellung — meine Mutter als eine verhältnismäßig junge Frau und Witwe und die gereifte Ordensfrau — sprachen zusammen über Familie und häusliche Verhältnisse, über Kinder und Schulen, so wie es sein soll, da Mütter und Lehrerinnen sich immer verstehen mußten.

Mater Floriana erzählte von ihrer Familie, auch daß sie noch eine Schwester hier im Kloster habe — Mater Elisabeth. Die erste Unterredung verlief so gemüthlich, daß man wirklich Zutrauen faßte, trotz der düsteren, unschönen Mauern und der zu hoch gelegenen Fenster. Bald nach ihr kam Mater Filomena.

In Innsbruck werden wohl noch Frauen und Mädchen genug sein, die sich an Mater Filomena erinnern: klein, sehr

zart gebaut, beinahe gebrechlich, ein schmales, geistvolles Gesicht, mit gelbweißlichem Wachsston, äußerst kluge, sprechende Augen und ein freundliches Lächeln um die schmalen Lippen. Man sah es ihr an, daß ein starker Geist diese gebrechliche Hülle bewohnte, daß diese Augen auch ernst blicken konnten, daß der Mund auch strenge Worte zu sprechen vermochte, wie es in ihrer Stellung ja notwendig war. Mit Staunen hörte sie, daß ich bereits einen Winter und Sommer die Schule besucht habe, daß ich sogar schon zu den Sakramenten gegangen sei; sie hätte mich meinem Aeußern nach zweifellos in die erste Klasse gesteckt, nun kam ich in die zweite.

Am 1. Oktober, nach dem Heiliggeistamte, sollten wir einfach den andern Kindern nachgehen, durch die Schulpforte hinein, dort würde man uns schon einreihen.

Auch mit Alfred ging Mutter zum Direktor des Gymnasiums, der damals ein Benediktiner aus Lambach war, ein sehr freundlicher Mann, der ihr Rat und Hilfe antrug, wenn Alfred etwa einen Instruktor brauche; freilich, besser wäre es, ohne Nachhilfe durchzukommen.

## III.

Die paar Tage, die wir noch frei hatten, benützte uns Tante Sofie zu allem Möglichen; ich glaube, sie war daran, ihre Bedienerin zu entlassen, damit wir uns in ihrem Haushalt nützlich machen könnten. Wir waren selbst noch Fremdlinge in der Stadt; trotzdem hatte sie in dieser oder jener Straße etwas zu holen, da und dort zu bestellen. Lina und Alfred fanden allein nicht die richtigen Wege und einmal kamen beide weinend nach Hause; sie hatten die Straße nicht gefunden und auf eine freundliche Anfrage eine grobe Antwort bekommen.

Es kam so weit, daß Tante Sofie meinte, Lina brauche etwas mehr Bewegung, es würde nicht schaden, wenn sie ihr das Holz über zwei Stiegen hinauftrüge. Mutter blieb dieser gesundheitlichen Fürsorge gegenüber unempfindlich, dafür nahm sie uns an den noch freien, warmen Herbsttagen mit, zeigte uns Wege und Gassen in der Stadt und führte uns zu den Verwandten, zuallererst nach Wilten zu Nanni und ihren Brüdern. Wir gingen weit hinauf ober die Triumphpforte. — Wie groß kam uns damals die Stadt vor! — Wilten wies zur selben Zeit noch sehr viel Ländlichkeit auf. Es waren Bauerngüter an der Straße, denn die Wiltener Felder existierten noch in ihrer blumigen Grasfülle und den üppigen Türkenäckern, an deren Stangen immer so ein hübscher, federartiger Schopf in die Höhe ging. Das sah schön aus, aber alles mußte später der Stadtvergrößerung weichen.

---

An der Ecke der Graßmährschen Glockengießerei bogen wir ab — hinein in eine Gasse, ich glaube, sie hieß Neurauthgasse. In dem ersten großen Hause, im zweiten Stock, wohnten unsere Verwandten. Jetzt ist das Gebäude modernisiert, damals war es eben auch ein Bauernhaus. Rechts und links der Haustüre liefen die Stangen zum Aufhängen der Türkenfrucht; im Hausflur, der sich nach einem kleinen Hofe öffnete, roch es nach frisch eingemachtem Kraut, weiter zurück lag ein Hause erdiger, eben ausgegrabener Kartoffeln, in der offenen Stube waren Bänke und ein Tisch, im Hintergrund der Herrgottswinkel, wo von den Armen des Gekreuzigten zwei schöne, rote Kolben niederhingen. Die Küche war schwarz, wie eine Hausfелcherei es mit sich bringt; es war kein Fenster darin, weshalb die Personen am Herd ganz schattenhaft aussahen und völlig gespenstig hinter den Töpfen und großen Schüsseln hantierten.

Wir stiegen über knarrende, ausgetretene Stufen eine Treppe empor, da kam uns über die zweite Stiege herab Nanni bereits entgegen, — mit so offenkundiger Freude, mit so viel Liebe und Entgegenkommen, daß man sich freuen mußte, so liebe Verwandte zu haben. Die Wohnung entsprach dem ganzen Hause. Ein Holzgitter sperrte einen Teil des Ausganges ab, daher links die Küche, rechts die Zimmer. Nannis Küche war ebenso schwarz und unschön, wie ihre untere Amtskollegin, das Zimmer licht und hell, eigentlich eine Werkstatt, und das erste, was uns entgegentrat, war Vetter Johann, der zweite Bruder Nannis. Wer ihn sah in seinem blauen Arbeitsittel, an den Füßen mächtige Fleckerlpantoffel, das gute, freundliche Gesicht und seine gesellschaftliche Schüchternheit, beinahe Unbeholfenheit, der ahnte wohl nicht, was für ein Denker und Forscher vor ihm stand. Seine Sprache war ruhig und gelassen, ich sah

ihn nie zornig oder aufgebracht; er war beständig in Angst, nicht höflich genug zu sein — wenn er aber auf sein Fach oder die Naturforschung zu sprechen kam, da war er ein anderer Mensch. Fachlich und wissenschaftlich sprach er leicht und in gewählter Form, seine Augen bekamen ein eigenes Leuchten, sein Kopf mit der hohen, weit zurückreichenden Stirne war der Typus eines Gelehrten.

Johann und seine Geschwister verloren früh die Eltern und mußten erfahren, was es heißt, ohne jede Geldhilfe in der Welt und bei fremden Leuten herumgestoßen zu werden. Von einem gütigen Professor in Meran, dem der talentvolle Burtsche leid tat, bekam er Bücher zu leihen, die sein Wissen begründen und unterstützen sollten; er hatte nur die gewöhnliche Volksschule in Algund besucht, die ihm kaum die Elemente des Wissens beibrachte. Mit den geliehenen Büchern hatte er einen Schatz gefunden. Jede freie Minute widmete er dem Studium, immer weiter drang er ein in die noch völlig uneröffneten Schatzkammern des Magnetismus und der Elektrizität, der Optik und Akustik. Seine Wanderjahre waren Studienjahre; keine Freude gönnte er sich, immer war er allein mit seinen Büchern und Rechenheften. Dabei wurde er ein Grübler, der völlig nicht mehr zurückfand auf unsere Welt, ein Denker, der seinen Nerven Unmögliches zumutete.

Die beiden Brüder und Nanni zogen zusammen; Johann war ein gesuchter Feinmechaniker, die Schwester führte das kleine Hauswesen. Das physikalische Kabinett der Innsbrucker und anderer Universitäten bestellten bei ihm die kompliziertesten Apparate und die verschiedenen Fachgelehrten reichten sich manchen Tag die Hand in der einfachen, so gar nicht salonsfähigen Werkstatt.

Das Zimmer war Wohn- und Arbeitsraum; es enthielt seine Drehbank und all die Behelfsmaschinen, die er zu seinem Gebrauche selbst konstruiert hatte; alles war mit Fleiß, Genauigkeit und vielleicht übertriebener Sorgfalt gearbeitet. Johann liebte seine Werke wie der Schöpfer sein Geschaffenes und mußte sich doch wieder von allem trennen, denn seine Kunst suchte nach Brot. Seine Lebensarbeit war das elektrische Rad, an dessen Ausföhrung er jahrelang studierte und arbeitete, ferner ein Schnellfeuergewehr, dessen Ankauf die österröichische Regierung nicht bewilligte, das er aber bei der Pariser Weltausstellung, die er selbst besuchte, ziemlich günstig an Frankreich verkaufte. Das elektrische Rad kaufte unser Kaiser. Johann hatte recht, wenn er zu uns Kindern sagte: „Ihr erlebt es noch, daß die Eisenbahn keine Kohlen mehr braucht und daß Kutschchen ohne Pferde laufen und kommt ein Krieg, dann erschießen sich die Menschen mit Maschinen.“ Sein Geist und seine Sinne waren so fein angelegt, daß er vieles voraus sah, was kommen werde, und er behielt Recht. So konnte er lange Zeit hindurch mit Bestimmtheit sagen, wer heute zu ihm kommen und ihn besuchen werde; er hörte Dinge, von denen ein irdisches Ohr nichts ahnt. So erzählte er mir als kleinem Mädcl öfters von der Harmonie der Sphären, von der urenigen Harmonie des Himmels, die so überwältigend schön sei, daß alle menschliche Musik einschließlich des süßen Wohlklanges der menschlichen Stimme wie ein rauhes Schreien dagegen sich anhöre. Als ich fragte, ob er je einen Ton gehört, da entgegnete er mit langsamer, nachdenklicher Rede: „In sternenhellen Nächten stehe ich oft am Fenster, da ich wenig schlafen kann, und da glaub' ich die Sphärenharmonie mehr zu fühlen als zu hören; aber für das menschliche Ohr ist sie eigentlich nicht geschaffen.“

Infolge seiner Studien und einer lang andauernden Schlaflosigkeit wurde er schwer nervenkrank. Dabei traten Erscheinungen zutage, die jedem Psychiater zu denken gegeben hätten.

Ganz nach eigenem Studium und eigenen Ideen baute er sich ein Instrument, ein Harmonium mit allen denkbaren Registern und Nachahmungen. Ohne je Musik erlernt zu haben, beherrschte er das Instrument, wie eben besonders begabte, begnadigte Menschen es tun. Er spielte in großen Affordgängen, er brachte täuschend das Waldhorn, die Flöte, das Klarinett zum Ausdruck, alles glaubte man zu hören, wenn er spielte; dabei kannte er keine Note, hatte keine Idee von Handhaltung, kannte nicht die Bestimmungen des Fingersatzes. Wer vermag das zu erklären? — Trotz allen modernen Fortschritten müssen wir bescheiden sagen: Wie wenig kennen wir eigentlich die Menschenseele und ihre geheimen Kräfte, wie die feinen Staubfäden einer Blume von dem Hauche der Unendlichkeit betaut!

Zu seinem Herrgott stand Johann wie ein eigen geartetes Kind; auch da hatte er sich etwas Besonderes ausgedacht. In die Kirche ging er selten und nur, wenn er allein sein konnte — denn, wie Nanni und Gottfried uns erzählten, sah er in der Kirche die Sünden der Anwesenden, sah jede unwürdige Kommunion in furchtbaren Gestalten, sah die besleckten Seelen der Diebe und Verbrecher und all jene, die Ungerechtigkeit übten durch Verdrehung der Gesetze. Die meisten seiner Kirchenbesuche wirkten nachteilig auf sein Gemüt, daher wurde ihm der Besuch des Gottesdienstes erlassen, um seine allzusehr arbeitende Phantasie nicht noch mehr zu reizen.

Allmählich gewann er wieder sein seelisches Gleichgewicht — ein eigen Geschöpf blieb er immer und Gott wird gewußt haben, warum seine Augen heller waren als die unsern.

.....

Unser erster Besuch bei den Geschwistern verlief sehr angenehm; Johann zeigte uns seine feinen Instrumente aus einem Glaskasten und spielte uns auf dem Harmonium vor, während Nanni in der Küche den Kaffee bereitete und den Tisch im Arbeitszimmer deckte. Zu all den anderen Liebenswürdigkeiten waren die „Wiltener“ auch große Tierfreunde. Sie beherbergten ein krummes Spazierweibchen, welches mit einem gebrochenen Füßchen noch in das Zimmer flog, und ein an Alter und Gicht leidendes Zeisele.

An der Rückseite des Hauses waren alte, schiefhängende Holzgalerien angebracht, schon etwas stark wackelig — man glaubte abwärts zu gehen, wenn man sie betrat. Sie hießen damals in Innsbruck einfach „Gländer“. Von diesem „Gländer“ aus sah ich aber so viel Schönes, daß noch heute mein Erinnern mich hinzieht auf die kleine, altersbraune Galerie.

Darunter war der große Hof der Grafmährschen Glockengießerei.

Da standen die Formen „festgemauert in der Erden“; ich sah Glocken in verschiedenen Größen, solche, die glänzten und gleißten im Schmucke ihrer Jugend, und solche, deren Seelen verstummt waren in einem langen, arbeitsreichen Leben, die so viel Elend und Trauer geschaut oder in allzu großem Jubel sich abgenüßt, bis sie einen Riß bekommen hatten und damit zu den Toten gehörten, die aber wie die Menschen einer neuen Auferstehung entgegenharrten. Dazwischen die Arbeiter und bei ihnen der Meister.

Mit einem Gefühl von Ehrfurcht sah ich von meiner hohen, primitiven Loge dem Treiben und Schaffen zu. In mir war es, als stünde ich in der Kirche.

Die Glocke lebt mit uns, sie ist ein Teil von uns, sie verkündet Freud und Leid, ihr Werden und Verstummen



widerhallt in unserer Seele. Ich glaube, wenn man den Kindern die Glocken mit ihrem Eingreifen in das Leben recht klar machte, wenn man sie ihren Schwung und Klang, die Glockensprache, verstehen lehrte, so käme ein großes Erkennen in das junge Herz, dem die Gleichgültigkeit nicht standhalten würde. Mir scheint, wenn heute die Glocke — leider oft genug — den Tod eines braven Kämpfers verkündet, als liege ein eigener Jammer in ihrem Ton, ganz anders, als wenn das Glöcklein einem alten, müden Weltbürger, der in seinem Hause, in seinem Bette gestorben, die Seele hinüberläutet in die Ewigkeit.

Handwerk ist immer ehrenhaft, aber Glockengießer und Waffenschmiede haben eine königliche Erhabenheit; mir scheinen sie in den Handwerken ebenso hoch, wie Papst und Kaiser unter den Menschen.

Auch da war es Vetter Johann, der alles erklärte; er zeigte mir, wo der Schmelzofen stand, wie das glühendweiße Metall zur Form geleitet wird und wie lange es dauert, bis man die Form zer schlägt. In die Metallmischung führte er mich ein; er sagte mir, daß Silber einen hellen, reinen Ton erzeuge und noch mehr.

Nach Jahren, als ich Schillers „Glocke“ auswendig gelernt hatte, war es den Geschwistern eine helle Freude, wenn ich ihnen gelegentlich diesen oder jenen Abschnitt vortrug. Ganz andächtig hörten sie mir zu. Es war etwas in diesen guten, anspruchslosen Menschen, welches wie ein befruchtender Regen den Kinderherzen wohlthat: es waren eigentliche Höhenmenschen.

Gegen Abend an diesem ersten Besuchstag kam Gottfried aus der Kanzlei nach Hause; er war das erregende Element des Hauses, der Hecht im Karpfenteich. Gegen uns war er nur Liebenswürdigkeit und bat Mutter gleich, daß sie uns

Kinder öfter zu ihnen senden möge; für gesichertes Heimkommen werde er Sorge tragen. Der Besuch der Kinder sei ihnen ein kosender Sonnenstrahl, dem man mit Freuden Türen und Fenster öffne.

Jahre hindurch, bis die „Wiltener“ nach Brigen übersiedelten, hielt dies innige Zusammenhalten an; auch in späteren Zeiten, als mein Bruder in den obersten Gymnasialklassen war, ging er gerne hinauf. Er interessierte sich für Rollen und Flaschenzüge, für Keile und Schrauben, wie er überhaupt weit mehr Freude an den Realien hatte, als an den toten Sprachen. Mit uns Mädchen sprachen die Brüder über die Fortschritte in der Schule, besonders in fremden Sprachen. Gottfried beherrschte Latein, Italienisch und Französisch und war zudem ein Zeichner, der den Phantasien seines Bruders mit Feder und Tusche greifbare Gestalt gab. Abends ließ sich's Gottfried nie nehmen, uns den langen Weg heimzubegleiten.

Gar bald kam der 1. Oktober, zugleich der erste Schultag in der Stadt. Wir waren alle drei froh und freuten uns darauf. Schon seit einigen Tagen waren die neuen Bücher sauber eingebunden, Hefte und Utensilien bereitet, auch sogenannte Sudelhefte nähte Mutter für die beiden Ältesten aus einem billigeren Papier mit blauem Ueberschlag. Ganz feierlich wurde überall der Name hineingeschrieben; die besten Vorsätze für die Zukunft wurden gemacht.

Am Tage vorher ging Mutter mit uns in den kleinen Laden gegenüber der Konditorei Munding. Es war ein sehr gesuchtes Papiergeschäft. Auf netten Regalen waren Schulhefte in allen Größen und Formen aufgestapelt, ebenso waren da große Schachteln mit Bleistiften, Federhaltern, Gummi, Bleistiftspizern, Messerchen, Notizbüchern, Schiefertafeln und am Boden

ganze Stöße offenes Papier. Die Inhaberin war eine lange, dünne Frau mit ewig überlaufenden Neuglein, denen in späteren Jahren eine Brille vorgefetzt wurde. Vorne am Geschäftsschild stand ihr Name: „Theresia Mark“. An der Seitenwand hing ein kleines Mariahilftäfelchen, mit einem Kranze aus steifgrünen Blättern und dunkelroten Rosen geschmückt, davor brannte, so lange ich dies Geschäftchen besuchte, in rubinrotem Glase ein Delllichtchen. Im Winter stand in dem kleinen Raum ein winziges Deschen, welches das fensterlose Lokal behaglich durchwärmte und zugleich als Kochherd diente.

Ich glaube, es war ein gutes Geschäft, da besonders die Urjulinenkinder dort viel kauften. Früher fand man in vielen Altbürgergeschäften das verehrte Mariahilfbild; es war anheimelnd, diese liebe Schutzfrau der Innsbrucker auch bei Handel und Erwerb zusehen zu lassen und es wird auch seinen Segen gebracht haben.

Ich erinnere mich an ein solches Bild bei Kaufmann Malfatti, beim Tyrler Burgele, bei Bederlunger unter den Lauben. Hoffentlich ist Mariahilf noch in mehreren Geschäftslokalen und schaut mit milden Augen auf Handel und Wandel solcher Häuser.

Wir zwei Schwestern konnten uns gar nichts Schöneres denken, als in so einem kleinen Lädchen zu stehen, immer nette, neue Sachen in die Hand zu nehmen und das bestimmte Geld durch die Spalte in die darunter befindliche Kasse klingeln zu lassen. — Auch die Verkäuferin war zufrieden, denn Mutter kaufte reichlichen Vorrat, so daß wir wohlausgerüstet in das Schulleben eintreten konnten.

Der 1. Oktober war ein schöner Herbsttag, aber triefend vor Nässe. Am Vortag hatte es geregnet, die Gebirge ließen

unter Schleiern ihre Herbstschönheit ahnen, der Wind riß die nassen Blätter von den Bäumen und warf sie in rotgoldener Färbung als allzufrühe Abschiedsbriefe des Sommers über die Straßen, in die Wasserlachen und auf die Bürgersteige. Die hohen Nadelbäume, welche früher der Kapuzinermauer entlang standen, trugen an jeder Spitze ein funkelnd Tränlein, bereit, den Vorübergehenden bei jedem neuen Windschauer damit zu überstreuen.

Die Sonntagskleidchen von Mals wurden nun Schulkleidchen, ebenso bei Alfred, der einen Bücherpack im Riemen miterschleppte. Wir Mädchen hatten neue Schultaschen. Schon in Mals hatte sie Mutter aus „Kaffeesack“ geschnitten, farbig bestickt und gefüttert, mit Verschuß und Tragriemen versehen. Von Linas Tasche blickte ein kleines, schwarzes Hündchen zwischen roten Arabesken heraus, die meinige zierte eine Vase, aus der drei langgestielte Vergißmeinnicht hervorstachen. Eingepackt hatte ich Lesebuch und Rechenheft, ferner eine neue Schiefertafel mit roten Linien; an der letzteren baumelte an einem Spagat ein fennelgelbes Schwämmchen. Mutter ging mit uns bis zur Franziskanerkirche; sie wollte zugleich mit ihrem einzigen Buben das Heiliggeistamt anhören. Wir zwei Mädchen hatten allein weiter, ich von Lina fest an der Hand gehalten, begleitet von Mutters Ermahnungen, gewiß recht artig zu sein, nirgends vorzudrängen, um jede Auskunft zu ersuchen und möglichst wenig zu sprechen; letztere Ermahnung galt besonders mir. Hand in Hand erreichten wir die Ursulinenkirche. Ganz bescheiden blieben wir hinter dem Gitter stehen und sahen eine Menge Mädchen an uns vorüber bestimmten Stuhlreihen zusehreiten. Sie wußten alle wohin, wir aber noch nicht. Pochen des Herzens gingen wir nach der Messe hinter der Sturmflut

von erzählenden, sichernden, sich begrüßenden Mädchen der Schulpforte entgegen.

An der offenen Thür stand damals und auch noch viele Jahre später eine kleine, gebückte Laienschwester, Sor. Thekla, eine liebe Freundin und Vertraute der Schulkinder. Sie behielt die Schultaschen in Verwahrung, richtete Aufträge von „draußen“ kommend aus, sie brauchte eine nicht endenwollende Geduld, um täglich so und so viel Mal auf- und zuzusperren. Dazu durfte sie dies nicht allein tun, sondern immer nur unter Assistenz einer Chorfrau. Nun wurde geläutet, es war gerade keine Klosterfrau da außer ihr — sie suchte und läutete die verschiedensten Zeichen, bis endlich die erlösende Chorfrau erschien; inzwischen wurde es den Draußenstehenden zu lang, sie mußte oft unwillige Mienen sehen und Worte mitanhören, die nicht gerade freundlich waren. Gewiß gehörte das lange Warten an der Schul- und Klosterpforte nicht zu den Annehmlichkeiten, aber das Kloster war groß, die Bestimmungen mußten eingehalten werden. Was konnte Schwester Thekla dafür?

Heute hatte sie Assistenz genug. Rechts an der Stiege zur Volksschule stand Mater Filumena, die Präfektin, links Mater Floriana, die Leiterin der Töchterchule. Weiter zurück stand ein kleines, schiefgezogenes Nönnchen: die gewöhnliche Assistenz der Pfortschwester, Mater Augustina. Schon wollte ich Schwester Thekla die Hand küssen, da übergab mich Lina an Mater Filumena, der ich dann diese meine Huldigung nicht schenkte und bat im Auftrage der Mutter, mit mir und meiner Lebhaftigkeit Geduld zu haben. Ihre kühle, weiße Hand umschloß meine bebenden Finger; sie hielt mich an sich, bis der Kinderstrom sich verflutet hatte und stieg ganz langsam mit mir die Treppen empor. Als sie mich um die Schule in

.....

Mals fragte, war mein Erzählen kaum einzudämmen. Von den Schulschwestern bekam sie zu hören, vom Herrn Kooperator, unserem Katecheten; gerade wollte ich sie einweihen in die Namen der verschiedenen Bänke, als wir den Schulgang betraten; dort legte sie mir den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß man schweigen müsse. Aus den Klassenzimmern tönte der Lärm der werdenden Ordnung, die Stimmen der Lehrerinnen schwebten darüber wie hochfliegende Vögel. Klosterfrauen gingen aus und ein, weitere Nachzügler kamen die Stiege herauf, fortwährend mußte Mater Filumena Auskunft geben, schlichten und entscheiden.

An der Thür zur zweiten Klasse übergab sie mich einer jungen, mädchenhaft lieblichen, aber sehr zart aussehenden Nonne mit Namen Cölestine. Die Arme war krank und schon nach ein paar Wochen legte sie sich nieder, um zu sterben. Die Oberleitung der Klasse hatte Mater Ignazia; ihr wurde später Mater Marianne, die allzeit Sanfte, zugeteilt.

Mater Ignazia lebt heute noch, so viel ich weiß. Sie war eine liebenswürdige Frau, eine Lehrerin mit Talent und Beruf und eine Kinderfreundin, die Liebe gab und Liebe erwarb. Ihrer Sprache nach war sie von der Reutener Gegend, eine schlank, große Erscheinung mit einnehmenden Gesichtszügen und den Kindern gegenüber von einer beneidenswerten Sicherheit und Ruhe. Sie setzte mich als die Erste in die dritte Bank. Genau weiß ich noch die Namen der meisten von uns; die beiden begabtesten und bravsten waren Maria Schuchter und Friederika Schneller. Viele meiner damaligen Mitschülerinnen leben noch und sind treffliche Frauen und Mütter geworden, viele nahmen den Schleier oder haben sich sonst einen selbstständigen Beruf geschaffen. Eine Einzige weiß ich, ein schönes,

talentvolles Mädchen, die dem Leben und seinen verbotenen Freuden ihre Jugend und Lieblichkeit zum Opfer brachte. Gerade sie war ein Liebling der Klosterfrauen, wahrscheinlich, weil die gütigen Frauen wußten, daß schon die Geburt und Abstammung des lieblichen Wesens der schiefen Ebene angehörten. Gar manchmal stand ich am Innsbrucker Friedhof an ihrem Grabe — jetzt ist es wahrscheinlich schon vergessen — und gedachte des schönen Kindes mit dem wallenden Goldhaar. Möge Gott ihr die ewige Ruhe geben! Auf Erden fand sie die zeitliche nicht; ich aber wäre die letzte, die einen Stein nach ihr wirft. Wenn man verstehen gelernt hat, kann man auch verzeihen.

Ich getraute mich nicht gleich, irgend ein Mädchen anzusprechen, setzte mich nieder und legte die neue Schultasche mit den Bergißmeinnichtchen vor mich auf die Bank. Dies war die Lockung. Neben mir saß ein recht nettes Mädchen, die Tochter des damaligen Wirtspächters zum „Löwenhaus“. — „Wie heißt denn du?“ — „Und du?“ — Gar bald nannten wir uns beim Schreibnamen; sie fragte, wo ich die schöne Tasche gekauft, meine Redelust feierte Feste in flüsternden Worten, die heute, wo man sich erst einreihete, gar nicht so beachtet und gerügt wurden. Waren wir doch 82 Mädchen in der Klasse, dazu ein fortwährendes Pochen an der Thür; immer neue Ankömmlinge, neue Fragen. Sehr viele richteten Empfehlungen von der „Mama“ aus, was mir fürchtbar imponierte. Eines der adeligen Mädchen mit italienischem Namen fragte ich, warum sie Mama anstatt Mutter sage. Eine merkwürdige Antwort bekam ich: „Wir Adeligen haben Mama und Papa, ihr gewöhnlichen Mädels habt nur Vater und Mutter.“ Armes, schönes, deutsches Elternmwort! Durch zwei Jahre besuchten wir

die gleichen Klassen, dann blieb die welsche Ida stecken samt Papa und Mama. Später heiratete sie einen kleinen deutschen Beamten; jedenfalls ist sie nun gescheiter und ihren zahlreichen Kindern eine gute Mutter geworden.

Zur Erleichterung der Lehrerinnen erschien endlich Mater Filumena. Sie betrat das Podium, um die Verhaltensmaßregeln in der Schule vorzulesen. Sie gebot nicht Ruhe, aber wie ein Bild stand sie vor uns und hob die Finger an ihre Lippen. All die aufgeregten Sprachwellen ebten zurück und verstummten allmählich; ganz brav legten wir die Hände auf die Bank und schauten zu Mater Filumena empor. Dies war der erste Schultag; der Nachmittag war frei.

Es war aber auch das erstemal, daß ich allein heim sollte. Mit der ganzen Pracht der neuen Schultasche und Schiefertafel mit dem baumelnden Schwämmchen und der klapperigen Griffelbüchse wollte ich heimtrollen, aber überall gab es was zu sehen und schließlich landete ich bei dem Viadukt in der Nähe der Spinnfabrik, anstatt beim Viadukt der Kapuzinergasse. Wahrscheinlich schaute ich recht verzagt drein, weil eine alte Frau sich meiner annahm und mich durch die obere Sillgasse bis zur Scheyring-Bäckerei führte, wo ich mich leicht allein zurecht fand. Mutter hatte kein Verständnis für mein Interesse an den Merkwürdigkeiten Innsbrucks und fand gar bald auch in der Stadtwohnung einen Strafwinkel, den ich während des ganzen Mittagessens inne hatte. Hätte ich mehr von der schönen Literatur gewußt, so hätte ich die ersten Betrachtungen über „Wer nie sein Brot . . .“ oder vielmehr seine Suppe „. . . in Tränen aß“, anstellen können.

Lina war vor mir daheim gewesen, denn die Mutter trug uns fest auf, immer schnell nach Hause zu gehen



und bei ein bißchen weniger Neugierde und Zerstreutheit hätte ich den Weg wohl finden können.

In der Töchterchule waren viele Freigegegenstände, aber Religion und deutsche Sprache mußten alle mitnehmen. Meine Schwester sollte Italienisch lernen, hatte aber keine Ahnung, was unter „Deutsch“ eigentlich gemeint war, daher erklärte sie zum Ergötzen ihrer Lehrerinnen, daß sie Deutsch ganz gut könne, weshalb sie nur Italienisch und später Französisch lernen wolle.

Bei Alfred ging die Sache nicht ganz so leicht. Die Landschule hing ihm sehr nach, besonders in Mathematik haperte es gewaltig. Der gute Pater Virgil fand sich in den neuen Rechnungsarten selbst nicht mehr zurecht und gar bald ging Mutter zum Herrn Direktor um Nachhilfe zu erbitten, bevor Alfred weit zurückkam.

Ein gewisser Herr Feuerstein, ein tüchtiger Obergymnasiast, wurde als Repetitor bestellt. Zugleich mit unserem Bruder nahm Leopold Wistner, ein Borarlberger, der auch von der Landschule her sich schwer tat, an den Stunden teil.

Es kam Allerheiligen. Wir wanderten mitſammen hinaus auf den großen Städtischen Friedhof. Die vielen festlich gepußten Menschen und geschmückten Gräber machten auf uns Kinder einen verwirrenden Eindruck. Der kleine Malser Friedhof wäre uns dagegen heimlich vorgekommen. Gern gingen wir heimwärts, erkundigten uns bei Tischler Müller, bis wann wir die neue Wohnung beziehen könnten und machten mit Mutter noch einen Besuch im alten Städtischen Friedhof, der die Poesie und das Grauen des Todes in seltener Art vereinte. Wo sich jetzt die grünen Anlagen des Erzherzog-Karl-Ludwig-Plazes ausbreiten und in dem blühenden, schwankenden

Gebüſche die Vögel locken und niſten, da breitete ſich der alte Friedhof mit den vielen halbzerbröckelten Leichenſteinen der Alt-Innsbrucker Familien aus. Die Arkaden waren niedrig, man ging in Staub und Sand, immer wieder im Vorbeigehen mechaniſch die Namen derer leſend, die einſt auch hier ſchritten und unter dem geweihten Boden zur Ruhe gelegt wurden.

Zu dieſem alten Gottesacker ſind wir oft gegangen; Mutter hatte ein großes Vertrauen zu den Armen Seelen und flüchtete mit all ihren Anliegen hieher — beſonders zum Mutter-Gottesbild in der Kapelle, welches von einer ſeltenen Lieblichkeit und Andacht war; jezt ſteht es in der Gottesackerkapelle von St. Nikolaus.

In der Wohnung waren wir wegen der kurzen Miete nicht vollſtändig eingerichtet; es war nur das Nötige, aller Schmuck der Wohnung fehlte noch. Daher gefiel es uns an Sonn- und Feſttagen daheim am wenigſten und wir gingen gerne noch einmal mit Mutter aus, in die Spitalkirche zur Seelenandacht mit Predigt.

Allerheiligen iſt gewiß ein ernſter Tag, doch bietet er auch manches Hoffnungslicht für das chriſtlich-fühlende Herz. Was wir aber da zu hören bekamen, war eine Schilderung über den Tod des Unbußfertigen — daß ich zu ſchluchzen anfang ohne Halt und Maß.

Die ganze Nacht hatte ich furchtbare Träume und glaubte bombenfeſt, eine ungeheuere Sünderin zu ſein, welche die geſtrige Predigt am meiſten trübe.

Am Allerſeelen-Nachmittag gingen wir auf den Militär-friedhof. Lange ſaßen wir dort auf einer Bank im warmen Herbfſonnenschein und beteten den Rosenkranz. Inmitten der großartigen, friedvollen Natur, umgeben von weichem Herbfst-

duft, um uns die bekränzten Gräber, an deren Fuß manch Lichtlein flackerte, kam auch das Gleichgewicht wieder in die Kindesseele. Aller Druck löste sich, als Mutter meine Frage, ob der Vater gestern mich gemeint, verneinend, zu meinen Gunsten entschied. Es war damals eine Zeit in Innsbruck, wo man auf den Kanzeln einiger Kirchen arbeitete wie Savonarola im üppigen Florenz. Von dort ab suchte Mutter unter den Predigten ein bißchen aus; hauptsächlich gingen wir zu den Kanzelvorträgen in die Jesuitenkirche, die mir heute noch mit dem Hirsehangerkirchlein die liebste, traulichste Gebetsstätte Innsbrucks scheint.

Anfang des Monates kam die Uebersiedlung, deren wir herzlich froh waren. Wieder war die Wiltener Mami den ganzen Tag Mutters treue Gehilfin. Die neue Wohnung war viel freundlicher. Unter den Bäumen vor dem Hause spielten und tummelten die Kinder, die Sonne legte sich in großen Tafeln nicht nur ins Zimmer — sie blitzte auch durch die halbentlaubten Bäume und versilberte den Wasserstrahl des Brunnens.

Nach damaligen Begriffen war die Wohnung sehr nett; wir Mädchen hatten nicht weit in die Schule, wohl aber Alfred, denn damals war das Gymnasium noch einige Jahre in der Universitätsbibliothek untergebracht.

Eines Lehrganges muß ich noch erwähnen. Mutter wollte, daß wir auch je nach Talent und Anlagen etwas Musik lernen sollten. Lina und Alfred hatten schon in Mals beim Herrn Jungmeister (Hilfslehrer) Singstunden gehabt; sie lernten wenigstens die Noten und einige kleine Liedlein, die er den Schülern vorsang und mit einem schrecklich drahtklapperigen Klavier begleitete.

In Innsbruck gab uns Mutter in die Musikvereins-Singschule.

Lina kam zu Herrn Willinger, hingegen Alfred und ich zu Herrn Zehentner in die erste Klasse. Die dritte Klasse bei Herrn Willinger war für Linas Kenntnisse viel zu weit voran; dazu waren ein paar richtige Stadtfragen in der Schule, welche das schüchterne Landkind überall verspotteten. Dadurch verlor sie die Freude und war nicht mehr zu bewegen, am Unterricht teilzunehmen.

Herr Zehentner, bei dem Alfred und ich lernten, war ein ausgezeichnete Lehrer, seine Geduld unerschöpflich. Er verstand es, die Anfänge zu erleichtern, schrieb unermüdlich Skalen und Tonleitern auf die Tafel, eröffnete uns die Schatzkammern von Dur und Moll, zeigte Takte, erklärte Pausen und Vorzeichen, kurzum, er unterließ nichts, um die Köpfe und Herzen für Frau Musik zu erobern. Waren wir ab und zu einmal zerfahren und unaufmerksam, so wußte er sich durch sein gewaltiges Organ Respekt zu verschaffen.

Mit Vergnügen erinnere ich mich dieser Gesangsstunden im zweiten Stock des Theresianums. Als ich einmal gar nicht parieren wollte, drohte er mit großem Stimmaufwand, daß er mich zum Fenster hinauswerfen werde und noch ein paar Würden nachfliegen. Da ich aber die Geschichte unseres Landes nicht durch einen „Innsbrucker Fenstersturz“ vergrößern wollte, gab ich klein bei und Herr Zehentner war wieder gut.

Beim Weggehen gab er uns die Hand und seinem Töchterlein Johanna, die auch die Klasse besuchte, einen herzhaften Vaterkuß und trug einen Gruß an die Mutter dabein auf.

Seine Geige, ein großes, farbiges Taschentuch sowie die geliebte Dose waren immer auf einem zweiten Stuhl neben ihm. Mit kräftigem Geigenstrich unterstützte er unsere krähenden Stimmchen, ließ den Bogen aber auch mitunter auf ungeschickte, träge Hände fallen, die einen faulen oder falschen Takt schlugen. Ich hatte den alten, peinlich sauberen Herrn herzlich lieb, besonders in späteren Jahren, als ich seine Mühe recht zu würdigen verstand.

Alfred war ein vorzüglicher Gesangsschüler mit ausgesprochen starkem Talent; bei mir brauchte es alles — freilich war ich zu jung und zu dumm, um den Ernst des Lernens zu begreifen.

Mutter wollte auch, daß wir ein Instrument spielen lernten. Für Klavier hätten wir nicht Platz gehabt, zudem spielte Mutters Bruder, Onkel Ludwig, die Zither; so wurden auch wir dazu bestimmt — vorerst die beiden Geschwister, ich einige Jahre später. Als Lehrer bewarb sich Mutter um Herrn Anton Hüffelberger. Damals studierte er noch am Gymnasium; ich glaube, er war im Maturajahr. All die Anfänge des Instrumentes hörte ich lange, bevor ich eine Hand auf die Saiten legen konnte.

Bald übernahm seine Schwester, Fräulein Marie Hüffelberger, den Unterricht; sie wurde uns eine tüchtige Lehrerin und liebe Freundin, bis sie vor einigen Jahren starb und mir testamentarisch die kleine Unterrichtszither vermachte, die bei den Lektionen ihre treue Begleiterin gewesen war. Gerne streiche ich noch lieblosend über die Saiten — eines Mädchenlebens Blüten und Welken liegt in ihrem Ton.

Ich begann das Zitherstudium erst nach vier Jahren, als meine Geschwister schon recht gut spielten; dadurch hatte ich

bei meinen Anfängen scharfe Kritiker und strenge Richter zur Genüge.

In der neuen Wohnung hatten wir uns bald eingelebt. Auch im zweiten Stock gingen drei Mädchen in die Ursulinen-  
schule, recht nette, anständige Kinder. Ganz unerwartet fragte Frau Müller einmal unsere Mutter, ob sie sich wohl wegen der Partei im zweiten Stock nicht scheue; es seien sonst anständige Leute, die Ordnung hielten und auch pünktlich zahlten, aber der Mann sei nicht viel da, er sei meistens auf Reisen. Dazu machte sie die Gebärde des Erwürgens und Aufknüpfens. Der Mann sei eben — Scharfrichter. Neben obgenannter Familie auf gleichem Boden wohnte ein älttlicher Oberfinanzrat, ein ewig hustender Herr, dessen Frau beständig nach Dienstboten suchte, welche unermüdtlich arbeiten und beinahe nichts zum Essen brauchen sollten.

Wir Kinder waren untereinander ganz harmlos, spielten vor dem Haus, suchten wilde Kastanien, als wären es Delikatessen, wußten auch schließlich damit nichts anzufangen und warfen sie wieder weg; aber die frischen, braun glänzenden Kerne hatten es uns angetan.

Uns gegenüber war die Wohnung noch leer. Da kam eines Tages eine junge Frau mit ihrer Mutter, sich die Wohnung anzusehen und zu mieten. Sie besuchte auch uns. Man stellte sich vor, und siehe, die alte Frau war auch eine Apothekerin und zwar aus Sterzing. Sie suchte die Wohnung für ihre verheiratete Tochter, Frau Marie Weller, die mit ihrem Mann und den Kindern nach Innsbruck übersiedelte.

Viele Jahre sind seit jenem Tage vergangen, aber die Freundschaft mit Familie Weller endete erst mit dem Tode der beiden Damen. Mutter und Frau Weller verstanden sich bald

so gut wie zwei Schwestern: sie machten Leiden und Freuden des Hauses mitammen durch und besprachen sich über Kinder, Kleider, Essen und Bedienung. Sie ergänzten sich gegenseitig, da eines beim andern Entgegenkommen und Verständnis fand. Das Ehepaar Weller hatte drei Buben, richtige, gesunde Schlingel; der älteste ging auch in die zweite Volksschulklasse. Ich war mit Hans bald dick angefreundet — wir profitierten gegenseitig mit unseren Miniaturkenntnissen und verbargen recht geschickt die Dummheit. Die paar Kinderjahre mit all dem herzwarmer Unsinn haben uns fest zusammengeschmiedet, schon deshalb, weil kein unlauterer Ton die Jugendsymphonien unserer Seelen störte. Hans ist heute ein gesuchter Notar in Oberösterreich, hat Stellung und Würde, eine schöne Frau und zwei liebe Kinder. Wir schreiben uns öfters im Jahre zur gegenseitigen Teilnahme in Leid und Freud; auch das „Du“ der Kinderzeit haben wir uns noch erhalten. Personen, die zusammen wandern im köstlichen Frührot des Lebens, die tragen auch zusammen Hitze, Sturm und Regen der Mittagshöhe und im Abendschein ziehen sie weiter, hinein in die dunkle, schattige Dämmerung des Alters, sich noch an der Erinnerung freuend.

Die ersten Weihnachten in Innsbruck sind mir unvergeßlich geblieben. Vorher kam der Nikolausmarkt, der für uns kleine, farbige Wachsstocklein und Schleckerlen brachte. Von da ab waren wir bereits um 7 Uhr schon in der Schulmesse bei den Ursulinen und schleppten alle möglichen Gebetbücher mit, um beim Schein der Wachsstücke recht fromm lesen zu können. Bei Buchbinder Lechleitner am Marktgraben bekam man eine Serie frommer Gedichtchen, jedes einzeln auf ein buntes Papier gedruckt; natürlich mußten auch wir, wie beinahe die ganze Schule, diese „farbigen Gebetlein“ haben. Die Titel waren

.....

vielversprechend: „Empor zu Gott“, „Verzage nicht“, „Trost im Leid“, „Wer die Liebe nicht hätte“ usw. In fünf Farben waren die Blättchen gemischt, die wenigstens ich, da ich schon fließend lesen konnte, jeden Tag beim zuckenden Schein des Kerzens wie eine Aufgabe durchnahm. Es war nett, all die Kindergesichter in den verschiedensten Kopfbedeckungen in der Kerzenbeleuchtung zu sehen, alle lesend und plappernd; aber den Frauen Ursulinen war mit Recht mehr an der Sicherheit der Kleider gelegen, als an deren Beleuchtung; auch wurde das Meßgebet vorgesprochen, daher erschien das Lichterverbot bei Beginn der eigentlichen Schulumesse. In wie viele Papiere wir unsere Wachsstöcklein wickelten, weiß Gott. Lina band sogar noch ein weißes Bändchen darüber, damit ja kein Staub und Schmutz dazukäme. Meine ältere Schwester war in vieler Hinsicht noch ebenso Kind wie ich, nur wollte sie es nicht merken lassen, damit ihre Autorität über mich nicht Schaden litte.

Weihnachten erwarteten wir mit jehrender Freude. So viel erzählte die Mutter, wie schön die heilige Nacht in Innsbruck gehalten werde; zum erstenmal versprach sie, uns mitzunehmen und gab die Erlaubnis, aufzubleiben. Wen ich nur kannte im Innrain und in der Schule, dem erzählte ich diese neue Errungenschaft. Die erste Mitternachtsmesse meines Lebens erschien mir etwas so Großes und meinerseits eine Heldentat.

Ein paar Tage vor Weihnachten kam von Großmutter eine verheißungsvolle Kiste mit Obst, Binschger Brot, ein Stück Käse, ein Kübele Schmalz, ein Tigel Honig, alles aus der eigenen Wirtschaft, dazu in einer Eße, extra gut verpackt, ein Weihnachtszelten, mit Quittenkäse verziert und mit Streuzucker überfät. Ein rupfenes Säcklein



war noch dabei, in zwei Abteilungen gebunden; die eine enthielt Kastanien, die andere Nüsse.

Auch von uns weg wurde das Christkindl nach Mals gesendet, mit Innsbrucker Würstl und anderen Sachen, die man am Land nicht bekommt, aber so glücklich waren Großmutter, Base und Onkel gewiß nicht wie wir; jedes Stücklein war uns doppelt lieb, als Erinnerung an die Kinderheimat und Jugendzeit.

Wir hatten keinen Christbaum. Die Gaben wurden auf einem beleuchteten Tische hergerichtet: Keine Spiele und Luxus-sachen, wohl aber Schulmaterial und Kleidung, so wie wir es brauchten. Alfreds höchste Freude war ein Studentenkalendar, in dem er einschreiben und klassifizieren konnte nach Herzenslust; auch Bilderbogen mit Krippendarstellungen und eine große Farbenschachtel lagen auf seinem Platz. Lina bekam einen Paschlik aus schwarzem Tuch, mit gelber Seide bestickt — eine jener damals üblichen Kopfbedeckungen, die recht hübsch aus-sahen, aber gar nicht warm hielten. Meine Wenigkeit erhielt den ersten weißen Pelzmuff mit kirschrotem Seidenfutter, so ein richtiges „Nasenschliefserle“, eine warme Schulhaube mit schotti-schen Seidenhörchen gepuzt und eine bunte Schubfeder-schachtel, mit allem gefüllt, was ein Schulkinderherz wünscht.

Wie glücklich waren wir!

Als ich vor einigen Jahren in Innsbruck war, bedauerte ich oft die sogenannten modernen Kinder, die eigentlich nach nichts mehr streben und das Wünschen und Sich-Freuen ver-lernt haben, weil sie eben zu viel, ja alles bekommen. Ein Stück Leben, ein gewaltig Teil Jugendglück ist ihnen genommen. So sagte mir der Sohn einer angesehenen Familie, ein Knirps von acht Jahren; einmal, daß ihm Weihnachten keine Freude

bereite, wenn er nicht wenigstens Geschenke im Werte von 60 Gulden bekomme.

Abends saßen wir alle nach dem Abendessen zusammen, Mutter hatte Punsch gemacht und den heimatischen Zelten ange schnitten. Ich weiß nur, daß ich ungemein freudig erregt war, die Hände nicht aus dem neuen Muff brachte und die Feder sachtel vor mir liegen haben mußte. In ähnlicher Weise wie bei uns, war das Christkind auch bei Weller gekommen. Am heiligen Tage standen die drei Buben da, nagelneu gekleidet vom Kopf bis zum Fuß, hatten auch ihre Schultaschen gut und neu gefüllt und freuten sich der Gaben, welche die Sterzinger Großmutter schickte, ebenso wie wir über die Malser Sendung. So viel Gleiches war in unserem Leben, daher ist es auch kein Wunder, daß wir uns so gut zusammenfanden. Frau Weller kam am heiligen Abend noch zu uns herüber. So gemütlich, so weihnachtlich war uns zu Mute, daß wir mit keinem Kinde unter dem strahlenden Christbaum am reichsten Gabentische getauscht hätten. Mich versetzte die freudige Erregung sowie das Gläschen Punsch in eine Stimmung, daß ich die ganze Welt hätte umarmen können. Aber diese Geister hielten nicht lange an. Es war noch nicht 10 Uhr, als ich, wohl noch am Tische sitzend, den Kopf auf den neuen Muff legte und friedlich einschlie ß.

Mit vorstellenden, guten Worten brachte mich Mutter dazu, ins Bett zu gehen, versprach aber, mich zur bestimmten Zeit zu wecken. Auf dem Nachtkästchen lag die neue Federbüchse; den Muff hielt ich mit einer Hand fest an mich gedrückt — da verschwand schon die Gegenwart in traumlosem Schlummer.

Als ich erwachte, hörte ich jemand die Stiege heraufkommen und die Tür aufsperrern. Ich war noch nicht ganz zur Wirklichkeit zurückgekehrt, da standen Mutter und Vina an meinem

Bett; sie waren eben heimgekommen aus der Mitternachtsmesse in der Pfarrkirche. Mir war es so wohlzig im Nestchen; ich fragte nicht mehr, warum man mich hier gelassen, sondern schlief weiter bis zum Morgen.

Die ersten drei Tage Ferien gefielen mir gut, dann aber kam das Briefschreiben. Dieselbe Last, welche heute noch Tausenden die schönen Weihnachtsferien verbittert, trat schon in unsere Jugend. Das Aufsetzen der Neujahrsbriefe kostete manche Träne, beim Abschreiben gab es fortwährend Mißgeschick. Einmal kam man krumm, dann war gerade ein wichtiges Wort ausgeblieben, in die Tinte kam irgend ein Staub oder Härchen, schließlich war trotz aller Vorsicht ein regelrechter „Salgen“ am Papier. Wir mußten Großmutter und Base gratulieren, auch unserem früheren Herrn Katecheten und den Lehrerinnen — jedem Neujahr wünschen, jedem etwas anderes schreiben — es war wirklich eine Qual. Alfred machte die Sache sehr kurz; er schrieb an Großmutter: „Liebe Großmutter! Wünsche ein glückliches neues Jahr. Mit vielem Dank und neuer Bitte, Dein Enkelkind Alfred.“

Damals bekam man über Weihnachten sogenannte Fleißaufgaben. Von einigen Lesebüchern die Hauptwörter, nach dem Geschlecht geordnet, herauschreiben, mehrere Additionen, etwas Schönschreibearbeit — wir hatten neben den leidigen Briefen gerade genug zu tun, so daß wir uns wieder nach der Schule sehnten. Es ging uns allen dreien dort recht gut. Mater Sgnazia war sehr lieb mit mir, äußerte sich auch zu Mutter, daß meine Leistungen entsprächen, nur allzu lebhaft sei ich. Als Katechet hatten wir den freundlichsten, kinderliebsten Mann der Stadt: Herrn Kooperator Thurner — er ist längst als Pfarrer in irgend einem Bergdorf gestorben. Auch bei Lina

und Alfred ging es recht gut, bis auf das Lateinschreiben bei unserem Bruder, welches jede Woche Mutter in Sorge und Aufregung versetzte. Ganz unerwartet kam ein „Vorzüglich“, aber als gehöriger Rückschlag brannte ein andermal in roter Schrift ein häßliches „Raum genügend“ unter den kindlichen Schriftzügen.

In der Ursulinenschule war es der Brauch, daß am Sonntag nach der Christenlehre abwechselnd von den Schülerinnen einer Klasse das entsprechende Evangelium mit den Fragen und Erklärungen des Goffine auswendig gelernt und aufgesagt wurde. Die betreffende Klassenlehrerin verteilte Fragen und Antworten schon am Anfang der Woche und hatte überhaupt zu sorgen, daß keine Störung eintrete. Da traf es sich, daß Mater Ignazia die Sache einmal vergaß. Sie hatte ohnehin zu tun genug mit 82 kleinen Mädchen! Sie hatte die Reihenfolge übersehen und erinnerte sich erst am Freitag, daß ihre Klasse daran sei. Es war dazu ein Evangelium mit besonders langen Erklärungen. Ganz erregt war unsere liebe Lehrerin. Sie war gezwungen, diesmal nicht die Musterkinder zu nehmen, sondern solche, die leicht auswendig lernten. So kam auch ich dazu; gerade die größte Erklärung vertraute sie mir an. Heute noch weiß ich einzelne Sätze jener Aufgabe. Ich fühlte, daß es eine Ehre sei, gut aufzusagen und richtig ging es nach der Christenlehre wie am „Schmürl“. Wir knieten am Kommuniongitter, vor uns der Herr Katechet mit dem Buch in der Hand, immer hilfsbereit. Die Evangeliumsprecherin bekam ein frommes „Bergele“ mit einem Jesufind auf glitzernem Sandpapier, wir andern wurden durch selbstverfertigte „Tafeln“ entlohnt. Aber kein Lorbeer wurde stolzer getragen als diese kleinen, vielleicht mühsam verdienten Geschenke. Die Christenlehre in der Klosterkirche war überhaupt etwas Nettes. Der Katechet der ersten

oder zweiten Klasse hielt die kurze Ansprache. Meist verstanden sie es, gut und warm zu den jungen Herzen zu reden. Wir Mädchen waren alle sonntäglich gekleidet und fühlten uns auch im Herzen über die Alltäglichkeit erhoben. Der Sonntag belebte unsere Seelen.

Hinter den Gittern des Institutschores erkannten wir in deutlichen Umrissen die Gestalten unserer Lehrerinnen, die als sichtbare Schutzengel über unsere Aufführung wachten. Die Lehrerin der dritten Klasse, Mater Josefa, konnte manchmal nicht umhin, durch kräftiges Husten ihre Gegenwart in Erinnerung zu bringen, wenn ihre kleine Herde nicht parieren wollte.

Nach der kurzen Andacht hatte man das beruhigende Gefühl, dem lieben Gott das Seine gegeben zu haben und nun an sich selbst denken zu dürfen. Der Heimweg verzögerte sich, weil ein gegenseitiges Begleiten doch sein mußte; sechs bis sieben gingen immer zusammen und dabei kamen die kleinen Eitelkeiten, Schul- und Hausserlebnisse auf ihre Rechnung.

Zuerst bewunderten wir uns gegenseitig, sprachen von den Kleidern, die wir noch daheim hätten, kritisierten die Abwesenden, prozten uns gegenseitig an nach Möglichkeit — heute muß ich noch lachen über den Größenwahn, der sich in den Kinderherzen breit macht und trotzdem so komisch wirkt wie der „dumme August“ mit Frack und Zylinder im Zirkus.

Ein Hauptthema nach der Christenlehre war auch der Mittagstisch. Jede zählte auf, was sie bekommen und gegessen; wir tafelten den Innrain entlang noch einmal, sprachen ganz geringschätzend von Suppe und Fleisch, wenn aber das Wort „Torte“ fiel, waren wir ganz Ohr; jede wußte von solch einer Tafelkönigin etwas zu berichten. Ich glaube, wenn man

diese Sonntagstorte von Angesicht gesehen hätte, wäre eine täuschende Ähnlichkeit etwa mit einem gefüllten Pfannkuchen oft nicht zu verleugnen gewesen.

Da ich vom Innrain spreche, möchte ich lieber Verwandter gedenken, die dort wohnten. Es war die Familie Hirn, die Eltern der beiden Hofräte Josef und Marian Hirn. Ihre einzige Schwester Marie, die verstorbene Gattin des Herrn Schulrates Damian, war Linas treue Freundin und Mitschülerin.

Manchen Abend verlebten wir dort; es war so ein richtiges, ungemein religiöses Innsbrucker Bürgerhaus.

So deutlich sehe ich noch das kleine Hofzimmer mit dem alten Kanapee hinter dem großen Esstisch. Ober dem Kanapee ging ein Fenster in die Küche, in der die langjährige Köchin Burgl hantierte. Das Hirn-Burgele kannte man im ganzen Innrain, sie gehörte beinahe zu dessen persönlichen Dekorationsstücken. Heute ist es wohl eine Seltenheit, daß der Diensthote die Herrschaft eigentlich überlebt, wie es früher oft genug der Fall war. Es wäre zu wünschen, daß solche Zeiten wieder kämen, denn langer Dienst in einer Familie ehrt beide Teile.

Zuoberst am Tisch saß der alte Herr mit einer langen Pfeife, ein gesticktes Klappchen auf dem bereits spärlichen Haar, wir Kinder, zu denen auch die beiden Jüngeren des Hauses zählten, am Kanapee, uns gegenüber Mutter und Frau Hirn.

Zwischen Mutter und den Hirnschen Eltern nannte man sich „Herr Better“ und „Frau Base“, wie auch wir Kinder im traulichen „Du“ standen. Wir gebrauchen es heute noch, trotzdem aus den Kindern längst gereifte Menschen geworden sind.

In vielen Familien Innsbrucks herrschte damals eine gewisse vornehme Einfachheit; die Menschen wollten nicht mehr sein, als

sie wirklich waren; frei von süßlicher, wässeriger Nachäffung, standen sie bodenfest in ihren Würden und Pflichten. Die meisten Kinder meiner Bekanntschaft — und ich war mit sehr vielen bekannt — hatten damals „Vater“ und „Mutter“ statt Papa und Mama. Vielleicht bringt die neue Zeit und das Gefühl für unser Volk und seine Sprache uns die alten, trauten Elternnamen wieder.

Im Laufe des Winters wurde in der Nacht einmal an unsere Türe geklopft. — Mir schien, als hätte Mutter beinahe darauf gewartet. Es war die Magd der Familie Weller, die alte Moibl aus Pflersich, ein Prachtexemplar von Treue und Arbeitsamkeit.

„Mutter möchte ein bißchen zur Frau Weller kommen.“

Wir Kinder dachten hin und her, warum Mutter hinüber mußte, schliefen aber bald wieder ein, bis um halb 7 Uhr früh die Mutter kam, um uns zu wecken. Drüben — erzählte Mutter — hätte der Schutzengel ein kleines Mädchen zum Fenster hereingereicht und der Frau Weller ans Herz gelegt. Da es aber draußen kalt ist, so habe sich Frau Weller verkühlt und werde einige Tage das Bett hüten müssen. Das kleine Mädchen wollen sie trotzdem behalten und taufen lassen, da besonders Herr Weller eine ungeheurere Freude daran habe.

Dies war wieder etwas für mich. Ich kam in die Schule. Gleich nach dem Beten erhob ich die Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger, suchtelte damit herum, damit Vater Ignazia mich gewiß sehe und um mein Anliegen frage. Wichtig fragte sie nach meinem Begehre und da kam unaufhaltsam die große Neugierde von dem kleinen Kinde und daß gerade heute Frau Weller so Kopfschmerz habe. Ein kleines, gutes Lächeln huschte über das liebe Nonnengesicht. Sie war eine kluge Frau.

Gar nichts erwähnte sie über meine große Neuigkeit, sondern ließ mich als erste das Lesestück beginnen, welches sie erklären wollte. Beim Nachhausegehen faßte sie mich am Armel und behielt mich ein bißchen zurück. Sie sagte mir einige gütige Worte, wobei sie betonte, daß ich ihr alles allein sagen solle, wenn ich wieder etwas recht Wichtiges zu berichten hätte.

Ich sah wohl, daß manche Kinder höhnisch in die hohle Hand hineinkicherten; sie waren nicht mehr so harmlos wie wir. Erst später lernt man den feinen Takt der Lehrerinnen schätzen und erbaut sich daran wie an einem rührend schönen Bilde. An diesem Tage hielt mich kein Begleiten und keine Schulfreundschaft. Ich rannte durch den Innrain heim mit schwingender, klappernder Schultasche, an der das baumelnde Schwämmchen verzweifelte Flugversuche machte.

Bald durften wir das kleine Mädele anschauen. Es hatte ein krebserotes Gesichtchen, feste Häufstchen und die Neuglein geschlossen, was mich zur Frage veranlaßte, ob die kleinen Kinder auch ein paar Wochen blind seien, wie die jungen Mädchen. Frau Wellers Kopfschmerz schien etwas besser geworden zu sein, denn sie lachte im Nebenzimmer so herzlich über unsere Bemerkungen, daß man um ihr baldiges Wohlbefinden keine Angst zu haben brauchte.

Am selben Tag noch war die Taufe. Die alte Frau Weizinger, die Großmutter, hielt das Kind; mein kleiner Freund Hans trug die Taufkerze. Recht steif und feierlich benommen stand er in seinem hellgrauen Weihnachtsanzuge da, mit glatt gebürsteten und gescheitelten Haaren, während seine Brüder mit gefalteten Händchen stumme, fromme Zuschauer waren wie wir. Nach der Taufe veranstaltete Moidl eine förmliche Jagd auf die drei Buben, um ihnen die Sonntagsanzüge wieder vom



Leibe zu bringen, was nicht ohne bedeutende Jugendwehrkraft und Geschrei abging. Wir kehrten mit Mutter wieder in unsere Wohnung zurück und nachmittags bekamen wir Kinder zusammen in der Wellersehen Küche Kaffee und Gugelhupf mit großen Zibeben. Dabei waren wir zufrieden und glaubten, kein Mensch hätte es so gut wie wir.

In dies erste Schuljahr fällt noch eine Freundschaft, die sich wie ein lichter Faden durch Jahre und räumliche Entfernungen hinzog. Heute noch besteht sie und wird festgehalten mit der Treue eines Efeubaumes, der sich anklammert an jeden Mauervorsprung und das Gebäude behütet vor dem Zusammenbruch. Immer noch halten die Erinnerungen uns fest zusammen und alljährlich wandern ein paar Nachrichten von Mals nach Innsbruck und umgekehrt.

Wir waren in der Klasse bereits beim Unterricht und Mater Ignazia zeigte uns auf der Landkarte die einzelnen Länder unseres Kaiserstaates, als es klopste. Draußen stand Mater Silumena, die Präfektin, sorglich an der Hand ein kleines, überaus zartes Kind führend, welches auch in unsere Klasse aufgenommen sein wollte.

Das Mädchen legte Mantel und Häubchen nicht ab. Es war, als wüßte es noch nicht, ob es hier bliebe, aber der „Neuen“ zeigten alle ein freundlich Gesicht, jede rückte hinein, um ihr Platz zu machen.

Ein paar Tage lang genießt die „Neue“ in jeder Schule eine Ausnahmstellung. Alles an ihr wird bewundert, man fühlt sich glücklich, etwa einen Bleistift oder Griffel leihen zu dürfen, die Kleidehen werden angestaunt oder kritisiert und gar bald dringt die Frage durch: „Du, was ist denn dein Vater?“

Das Königreich Ungarn mit seinem Karpathenfranz, Siebenbürgen als Kopf der großen ungarischen Maus, machte mir gar keinen Eindruck mehr, denn mir war das Glück gewogen: das feine, zarte Mädchen saß an meiner Seite. In dieser ersten Stunde, in der wir natürlich nicht schwätzen durften, war ich in großer Verlegenheit, wie ich meine Freundlichkeit anbringen könnte.

Die schöne Federkassette wurde sofort aus der Schultasche geholt und offen vor sie hingestellt; daraus erglänzten noch ein paar Griffel mit Goldpapierbezug. Ein neues Heft mit rotem Papiereinband legte ich vor sie hin, aber sie war zu schüchtern, um mein Minnewerben zu verstehen, oder zu brav, um sich verführen zu lassen: beides für mich sehr unbequem.

Die Vormittagschule war zu Ende. Wir gingen in einem Paar zur Pforte hinaus und siehe da: „Ich preise dich, mein holdes Geschick“ — das Mädchen aus der Fremde, welches Mater Filumena als Marie Göze unserer Lehrerin übergeben — ging auch in den Innrain.

Nun kam sie mir nicht mehr aus. Ich ging zuerst etwas verlegen neben ihr her, sagte ihr dann meinen Namen und trug ihr einen meiner Griffel oder ein Spitzenbildchen an. Ein Wort gab das andere, sogar die Schultasche wollte ich ihr tragen, was sie aber nicht gestattete.

Marie war ein liebes, zutrauliches Mädchen; sie erzählte mir, daß im Innrain ihre Onkel und Tante Anna wohnten, und zwar sei deren Haus und unser Wohnhaus sich gerade gegenüber. Sie bleibe untertags bei ihren Verwandten, den Geschwistern Huber, in dem kleinen Gasthäuschen mit dem großen Schankgarten. Vor dem Hause stand bereits Fräulein Anna Huber, ein recht liebes, sorgliches Tantchen, die sehr

erfreut war, uns beisammen zu sehen und mich ersuchte, „wenn Frau Mutter es erlaube“, ihr liebes Nischtchen am Nachmittag zur Schule abzuholen. Dies war der Anfang einer Freundschaft, die noch heute besteht.

Einige Wochen, bevor ich mit meiner Marie bekannt wurde, war beim Huber-Gasthaus ein Schild angeschlagen mit der verheißungsvollen Kundmachung: „Heute 5 Uhr abends Peterspiel für Kinder. Eintritt 5 Kreuzer.“ Die Wellerkinder gingen mit der Moidl, wir bettelten natürlich auch ums Mitgehen.

Mutter erkundigte sich zuerst bei der Hausfrau, was an der Sache sei, dann bekamen wir 10 Kreuzer und wanderten mit den zwei Wellerbuben und der Moidl, die extra einen sauberen Schurz umband, quer über die Straße, dem Theatersaal, vielmehr der dazu umgewandelten Gaststube zu.

Ich unterhielt mich königlich. Lina fand die Sache zu kindisch, Alfred gefiel es, wenn auch in anderer Art als mir. Ihn interessierten mehr die technischen Vorgänge, besonders die hüpfenden Figuren, das höllische, aufbrennende Feuer, in das die Familie Herodes geradezu hineinsprang, nachdem sie sich nach der Enthauptung des heiligen Johannes gar so gefreut hatte. Auch das „Peterle“ machte seine Sprünge und Sprüche: einfach unbegreiflich, was man um 5 Kreuzer alles zu hören und zu sehen bekam.

In dem Zwischenakt, während sich die Familie Herodes für die Tragödie Doktor Faustus umkleidete, kam ein „Gottschewer“ mit seinem Händlerkorb in das Zimmer. Vor sich hatte er in dem Körblein zierlich geordnet Drangen, die damals noch sehr teuer waren, Holzschächtelchen mit billigen Zuckerfäcken u. dergl. Am Arme hingen ihm eine Menge an Faden gefäster

Kastanienkränze, die aber nicht gebraten, sondern nur gesotten waren. Im Hintergrund des Zimmers saß ein großer Herr, der von den meisten Leuten sehr respektiert wurde. Allgemein wurde er als „Herr Huber“ begrüßt. Er kaufte Orangen und Kastanien, kam damit zu uns Kindern und bot sie uns an. Wir waren darüber ganz weg. Lina und Alfred nahmen mit großer Schüchternheit jedes eine Orange, wurden bei jeder Frage und Antwort dreimal rot, während ich die Gelegenheit beim Schopf faßte und knigend zwei Orangen mit einem Kranz Kastanien annahm. Der Herr hatte seine Freude daran und schien überhaupt nur hiehergekommen, um sich an lachenden Kindergesichtern zu erfreuen. Daheim bereuten es Lina und Alfred, so bescheiden gewesen zu sein, nächsten aber desto mehr an meinem Anteil.

Dies war meine erste Begegnung mit Herrn Franz Huber, der obersten Instanz seiner Geschwister.

Wie viel schöne Stunden verlebten Marie und ich im Laufe der Jahre im Huberschen Hause! Als Mariens Freundin war ich überall dabei; schöne Feste bereitete uns Herr Franz Huber, in dessen Zimmern wir nach der Schule und in den Ferien viel aus- und einstürmten, ebenso im Zimmer seiner Schwester, der Tante Anna, die eine peinliche Altjungfernordnung hielt. Viel Mühe und Durcheinander brachten wir ihr hinein, sie ermahnte und tadelte wohl, ließ uns aber trotzdem gewähren. Auf ihrem Kommodkasten stand eine richtige Biedermeier-Uhr mit vier kristallinen Säulchen; im Unterbau war ein Spielwerk versteckt, welches durch ein fallendes Gewichtchen zu musikalischem Leben erwachte. Sie spielte zart und fein die bekannte sentimentale Arie aus der „Zauberflöte“, als fängen Elfenstimmchen ein heimlich Liebeslied. Oft sprach die

Uhr zu uns und sie war jedenfalls ein gutes Werk, da sie uns überdauerte.

Das ganze Haus war wie gemacht zum Umherstöbern und Verstecken. Nach rückwärts stand ein großes Stöckgebäude durch Galerien, Türchen und Gitter mit dem Haupthause in Verbindung. Wir dehnten unsere Entdeckungsreisen bis zu der Wohnungstür des „Fräulein Mali“ aus — eines alten, mürrischen Fräuleins mit furchtbar schiefem Mund, der in der Erregung sich immer noch weiter nach links verschob. Der große Schanfgarten hinter dem Hause lag im Winter still-verträumt in seinem weißen Pelze da, mit den entlaubten Bäumen und der alten, morichen Regalbahn. Das war unser Tummelplatz. Im Winter gehörte der Garten uns allein.

Rückwärts schloß ihn ein Salettl mit einer Galerie ab, so groß, als ob eine Musikkapelle droben Platz hätte finden müssen. Eine dunkel gestrichene Tür dieses Gartenhauses war uns lang ein Geheimnis. An einem milden Frühlingstage bettelten wir so ausdauernd um das Öffnen derselben, bis Onkel Johann (ein Bruder des Herrn Huber, die ich eben beide auch als meine Onkel titulierte) endlich einen Schlüsselbund nahm und, heimlich mit den Neuglein zwinkernd, uns winkte. Wir liefen natürlich hinter ihm her, als wäre er der Rattenfänger von Hameln. Meine Phantasie war auf schreckliche Dinge gefaßt. Wenigstens ein großer Keller, am Ende gar eine Gruft — wer weiß, was da kommen würde!

Kreischend drehte sich der Schlüssel — die Tür sprang auf. — Glutender Sonnenschein umgab uns, wir standen auf lockerem Ackerboden, in dem noch die vorjährigen Türkenstarzen waren. Weit, weit schaute der Blick durch fruchtbares, noch unangebautes Land, bis hinauf zu den Türmen der Wiltener

Kirchen. Wie eine neue, schöne Welt schienen mir die frühlingserwartenden Felder und der goldene Sonnenschein, so urplötzlich nach dem feuchten Dürst des Schanfgartens.

Zu Nikolaus legte Herr Huber (Onkel Franz) für uns beide ein, aber mit so viel Kinderliebe und Verständnis, daß wir aus dem Subel nicht heraus kamen. Vom heiligen Nikolaus eigenhändig geschriebene Zettel wiesen uns von der Tischlade bis zum Krüchekasten, von dort in das Zimmer des Kosele, der langjährigen Magd, dann auf den Dachboden, in ein Ofenloch, unter den Kasten, bis wir endlich in Onkel Franzens Schreib-  
tischlade die Geschenke fanden: beide ganz gleich gehalten. Ein Scharmützel voll Schleckerlen, ein kleines, grau gebundenes Kalendarchen, für mich ein Täfelchen mit dem Bilde der Malser Heide, für Marie etwas anderes, ihr entsprechendes. Das Huber-Häusl stand noch, als ich das letztemal in Innsbruck war. Im Innrain ist das Straßenbild wenig verändert, aber der Schauplatz unserer kindlichen Entdeckungsreisen heißt jetzt „Geosaal“.

Heute noch danke ich den lieben Menschen für die Freuden, die sie gleich Blumen auf unseren Lebensweg streuten. Sie waren zahlreich, aber nicht kostspielig.

Meine Schwester verkehrte viel mit einem anderen jungen Mädchen.

Vielen Alt-Innsbruckern ist wohl noch die „städtische Fougere“ in Erinnerung, sowie der damit verbundene große landwirtschaftliche Pflanzgarten am Innrain, wo sich heute die Kadettenchule befindet. Dort war seinerzeit das Anwesen „beim Heuwäger“.

Der alte Heuwäger Johann und seine Verwandten hatten ein zurückgebliebenes Militärkind angenommen, das die älteren

Leutchen wie ihr eigen Töchterlein hielten. Laura, so hieß das Mädchen, besuchte mit Lina die gleiche Klasse der Töchterchule. Sie war sehr intelligent, aber hüftenlahm, so daß sie nach rechts und links hinftte.

Bei allen Familienfesten war Laura bei uns. Sie war mit meiner Schwester eng verbunden — im Studium, im heimlichen Lesen der Bücher von Gräfin Hahn-Hahn — und in der Verehrung ein- und derselben Lehrerin, Mater Clementine.

Beim Heuwäger bekamen wir auch die tägliche Milch zu kaufen, die Maß für acht Kreuzer. Viermal in der Woche brachte sie Laura, welche dann eine Zeitlang bei uns blieb. Die andern Male holten wir gegen Abend die Milch.

Der Innrain war damals noch sehr ländlich; die Kinder gingen nur in Schürzchen herum, keines schämte sich einer Arbeit. Uns war das Milchholen ein Hauptspaß. Der ganze landwirtschaftliche Zuschnitt des Hauses heimelte uns an. In der ebenerdigen Stube mit dem großen gemauerten Ofen und der Bank herum, war es im Winter so behaglich warm. Die Mägde wußten immer etwas Neues, dazu schnurrte das Spinnrad.

Beim Heuwägerhaus war auch ein großer Garten, der uns zu allen Jahreszeiten mit seinem Zauber umspann, denn in diesem Garten war alles, was ein Kinderherz zu wünschen vermag und eigentlich nichts, was man ruinieren konnte. Da gab es große Wiesenflächen mit Gras und Obstbäumen, stille Wege, beinahe verwachsen von Jasmin und Flieder, mit wackeligen Bänken; im Hintergrunde gluckste der Sillkanal. Da war ein verfallener Springbrunnen mit breitem Rasenrand, in dessen grünlich schimmernden Wasseralgeln die hüpfende Kolonie der Frösche Familienfeste und laute Orgien feierte. Ich sah ihnen stundenlang platt am Boden liegend zu und suchte den Froschkönig des

Märchens; da war ein Glashaus, dessen Thür im Sommer weit offen stand, erfüllt von Wärme und Sonnenglast; da gab es einen kleinen Hügel, oben mit einer Ruhebänk; es war eine Schaukel für uns Kinder hergestellt, wir fanden leerstehende Sommerhäuschen aus Rinde, die unser Besitz wurden; Rosenbüsche wuchsen in wilder Wahl, auch eine große Haselnußstaude, ein Wald im kleinen, wo wir uns voreinander versteckten. An der andern Seite des Gartens rauschte der Inn. Spaziergänger, die am gegenüberliegenden Ufer wandelten, mögen uns Kinder gewiß vielfach beneidet haben.

Im Herbst halfen wir so gern beim Obstauslesen, Inshaustragen und Verkaufen. Wilde Maulbeeren mit großen, schwarzglänzenden Köpfen waren uns überantwortet; gut waren sie nicht, aber alles Selbstgepflückte muß gegessen sein — das ist Kinderbrauch.

Ueberhaupt bot Haus und Garten von den ersten Märzweilchen an bis zum Türkenbratschen ein „Tischlein deck dich“ der verschiedensten Lust und Freude. In den Ferien waren wir mit Mutter wohl den ganzen Tag dort; wir brauchten keine Sommerfrische, besser hätten wir es nirgends haben können. Frau Weller war viel bei uns, zuerst mit dem Kinderwägelchen, später mit dem trippelnden Mädchen, dessen Taufe wir beigewohnt. Lina und ich mußten fleißig arbeiten; in den Ferien machten wir das Namenstagsgeschenk für Großmutter: Lina kleine Vorsteckvorhänge aus Filetarbeit, ich etwas Leichteres, entweder einfache Einfätze in Häkelarbeit oder ich strickte Strümpfe, die Großmutter beinahe mehr schätzte. Wir bekamen jeden Tag unsere Arbeitsaufgabe, die wir leisten mußten, erst dann durften wir spielen oder die Schaukel benutzen.

Mutters Namenstag war uns ein großer Festtag.



In den ersten Schuljahren hieß auch die Frau Oberin Mater Moisia, deshalb hatten wir am 21. Juni nachmittags schulfrei. Da war die Saufe im Heuwäger-Garten. Wie gerne schleppten wir alles hinüber: Kaffee, Guglhupf und Maibutter.

Alles, was die Festfreude erhöhen konnte, war da, wir selbst in den besten Kleidern, auch Mutter war nicht im Hauskleid, sondern feiner angezogen. Jedes von uns durfte ein paar Bekannte und Freundinnen einladen. Den Tisch deckten wir in der Jasminlaube und feierten mit Herz und Seele das Fest, den schönen, warmen Sommertag und das Blühen und Düften von Jasmin, Rosen und Flieder.

Nach der Saufe gehörte uns Zeit und Ort. Die meisten wählten die Schaukel, am wenigsten interessierten sich meine Bekannten für den Froschtümpel und freischten laut auf, wenn deren Bewohner plitsch-platsch in ihr dunkelschlammiges Eldorado zurückhüpften. Sie wußten nichts von des Froschkönigs Reich, sie hatten ihn nie sitzen sehen auf einem hineingewehten Blatt und, dem leisen Windzug gemäß, langsam sein Reich befahren. Ich kannte ihn genau, auch seine grünrückige Königin und die vielen Söhne und Töchter, die alle verwunschen waren. Meine Schwester fand die Froschkolonie entsetzlich und nannte mich ein „grausliches Mädel“, meine hübschen Majestäten, sagte sie, wären gar nicht einmal Frösche, sondern ekelhafte Kröten; ich blieb aber bei meiner Meinung. In jedes Kindes Herz ist ja ein Born unbewußter Poesie. Je reiner und besser es erzogen wird, je weniger die schwarzen Vögel sittenloser Reden und Witze sein junges Haupt streifen, desto reicher quillt der himmlische Born und das Auge sieht Schönheiten allüberall; es wird hellsehend für Himmel und Erde.

Den Schluß der Sommerfreuden bildete das Türkenausmachen beim Heuwäger. Da kam man nach dem Nachteffen zusammen — alle Freundinnen und Bekannten Lauras, die Mädchen aus der Nachbarschaft und die Hausgenossen. Im Flur waren lange Bänke aufgestellt, davor lagen hügelartig geschichtet die geschlossenen Kolben. Während der Dauer der Arbeit wurde gelacht und gesungen, keines einzigen zotigen Witzes bin ich mir bewußt; selbst der Foggele, ein schwerhöriger Knecht, gröhkte behaglich in die jungen, hellen Stimmen hinein. Gewöhnlich wurde bis 10 Uhr gearbeitet. Eine halbe Stunde früher verschwand die alte Haushälterin, um dann alle in die Stube zu rufen. Auf dem peinlich reinen Tisch stand eine Schüssel voll weißklüftiger, gejottener Kartoffeln; wir Mädchen bekamen dazu Kaffee und vorzügliches Türkenbrot, während die Männer mit einem Glas Schnaps sich in die Stubenwinkel hockten und einander ihre kurzen Bemerkungen zuriefen.

Ein paar Abende vergingen so recht nett in heiterer Arbeit und ländlichem Behagen, dann wurde es Winter, in den des Gartens Herrlichkeit versank. Die Baumbblätter flogen hernieder wie müde, traurige Falter. Schnee lag auf den Wegen, allum wurde es so seltsam weit, die alten Bäume hatten weiße Mützen über ihre Holzgesichtlein gesetzt, über meinem Froschreich lag ein Holzdeckel, die grüne Lattenbrücke samt der Schaukel wanderten in das Magazin, dafür setzte sich das Glashaus ein dünnröhrißes Kaminchen auf, aus dem früh und abends ein kleines Rauchfähnchen flatterte. Ueber seine großen, hellen Glas- augen wurden Strohmaten gelegt, damit all das grüne, knospende und treibende Leben in seinem Innern nicht berührt würde vom rauhen Atem des Winters. An sonnigen Nachmittagen wurden die Augendeckel geöffnet und wie eine segensvolle

Verheißung leuchtete die farge Wintersonne in das Treibhaus. Der Brunnen am Eingang des Gartens, in dessen Hausfront eine bequeme Bank eingelassen war und den ein Dach vor Hitze und Kälte schirmte, hatte sein moosgrünes Sammetkleid beinahe verloren, dafür war er mit glitzernder Pracht reichlich behängt. So schön geformte, kristallhelle Eiszapfen gab es nur bei diesem Brunnen. Laura brachte, in Papier gewickelt, solch Naturgefrorenes ihren Freundinnen, die eine Zeit lang heimliche Festmahle mit Eiszapfen veranstalteten; besonders meine Schwester lutschte auf dem ganzen Schulweg; der Husten kam als Dessert.

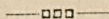
Es sind frohe Erinnerungen, die sich an das Heuwägen-Gut und dessen Bewohner knüpfen, Klänge aus einer verfunkenen Welt.

Unser Bruder hatte seine Freuden nach anderer Richtung. Die Patres Liguorianer, deren Kloster damals im Sunrain, der Johannes-Kirche gegenüber, lag, hatten an dem blonden Buben Gefallen gefunden und fragten, ob er nicht ministrieren möchte. Die lateinischen Texte hatte er schon bei den Kapuzinern in Mals erlernt, daher kam ihm die Aufforderung ungemein gelegen. Es begann für ihn die Zeit, die im Bubenleben zu den interessantesten zählt: die Ministrantzeit.

Nebenbei durfte er helfen, den Altar aufzumachen und alle Hilfsdienste in der Sakristei verrichten; gar bald wußte er alles zu finden, was dem täglichen Kirchengebrauche diente. Das Ministrieren beschränkte sich auf die Ferien und schulfreien Tage. Seine Hauptpassion war das Läuten, überhaupt die Arbeiten im Turm, und gerade dies wollte Mutter am wenigsten dulden. Sie mag wohl recht gehabt haben in der Annahme, daß der Ernst der kirchlichen Feier im Glockenhanse zur Bosse herabsinke, da sich dort viel großes und kleines Volk zusammen-

fand und manch Allotria trieb. Des öfteren sei es vorgekommen, daß unter den Worten einer Predigt der Schall heiteren Gelächters bis in die Kirche gedrungen sei und Pater Hittthaler mit funkelnden Glasaugen scharf zur Turmtüre hinübergeblickt hätte.

Die Patres waren sonst sehr lieb und freundlich. Sie kamen manchmal auf Besuch und nahmen Alfred mit auf die Villa, lauter Dinge, die unseren Buben hoch beglückten.



## IV.

Indes war der Winter des ersten Jahres dem Frühling gewichen. Die Luft wurde weich und angenehm; gegen Ostern war der Rasen bereits grün und Leberblümchen blühten an den Hängen.

Der erste Frühling in einer neuen Gegend ist wie ein herrliches Bild, dessen einzelne Schönheiten man nicht genug bewundern kann. Die Allee-bäume waren mit braun-glänzenden Knospen besetzt. „Nur einen warmen Regen braucht es,“ sagte Mutter, „dann steht alles in Blüte.“ Ostern kam mit all seinen stimmungsvollen Freuden in Kirche, Haus und Natur. Zu all den Heiligen Gräbern wanderten wir, kein Gottesdienst war uns zu lang, da es ja immer so viel zu sehen gab. Das Schönste dieser Art schien mir das längst verschwundene Felsen-grab in der Jesuitenkirche.

In dieser Grotte mit der schönen Perspektive lag es wie ein Hauch von Wirklichkeit und tiefer Andacht. Ordentlich kühl wehte uns die Luft daraus entgegen und die Gestalten des toten wie des auferstandenen Heilandes waren ergreifend.

Bereits schossen die ersten Schwalben wie freudige Pfeile hin und her. Was Ostern zum Fest macht, hatten wir alles. Die wehmütig-ernste Karwoche mit der frühlingsahnenden Luft, dazu neue Kleiderchen und von Großmutter einen Ostergruß in Gesellschaft, Ostereiern und Fochaz; die Vollendung war die Auferstehungsfeier, ein Primiz-Hochamt am Sonntag und

.....

ein kleiner Ausflug, gewöhnlich zum Kefelehof, am Ostermontag.

Nach Ostern war es gleich Mai. Die Kastanienbäume hatten ihre weiß-rosigen Blütenkerzen aufgesetzt, für uns eine neue Erscheinung. Blühende Kastanien hatten wir noch nicht gesehen. Vergißmeinnichte holten wir in dicken Büschen und das Himmelschlüßelchen brachten wir heim von den Wiesen beim ehemaligen Tschurtschenthaler-Keller. In der Schule lernten wir einige Marienlieder, die Mater Theresie, oder noch öfter Mater Salesia, eine der damals ältesten Nonnen, auf der Violine begleitete; wir lernten „Jesus, dir lebe ich“ und ein Segenlied, damit wir freudigen Herzens Maiandacht in der Ursulinenkirche halten konnten. Der ganze Marienaltar war eingefast mit frischen Gewächsen und hochragendem Steinlorbeer. O, es war eine schöne, schöne Zeit!

In meinem ersten Innsbrucker Schuljahr begann die weltliche Behörde ihre Inspektoren in die Volksschulen zu senden, um Ordnung in das darniederliegende, weil völlig unorganisierte Schulwesen zu bringen. In vielen Gegenden Tirols entstand damals eine völlige Weiberrevolution, da die Frauen in ihrem blinden Eifer glaubten, ihre Kinder einem Moloch entreißen zu müssen.

Unsere Präjektivin, Mater Filumena, hatte wohl jahrelang unter dem Glend der Volksschule gelitten; niemand, dem man klagen, den man fragen konnte, niemand, der sich um Wohl und Wehe der Schule kümmerte. Ihr scharfer Geist ermaß den geistigen und sittlichen Schaden, der im Gefolge des alten Schlenkrians daherschlich und die fromme Klosterfrau begrüßte die Oberaufsicht des Staates über die Volksschule als eine große Wohltat, als eine Nothwendigkeit, für die

.....

wir der weltlichen Obrigkeit nicht genug danken konnten. Als der Herr Inspektor das erstemal kam, stand Mater Silumena zuoberst an der Stiege, um den Herrn zu erwarten; zufällig war ich am Gang und Augenzeugin ihrer Begrüßung; ich habe mir auch die paar Worte gemerkt, mit denen sie den Herrn Inspektor empfing.

Er war ein kleines, glatköpfiges Männlein, mit derart polnischem Namen, daß eine deutsche Zunge ohne Muskelverrenkung denselben nicht aussprechen kann. Vielleicht hatte er auch hier bei den Nonnen einen abweisenden Empfang gefürchtet. Ganz nervös trippelte er von einem Fuß auf den andern, gab dazwischen seinen Augengläsern einen heftigen Ruck und fuhr mit der ganzen geöffneten Hand über sein elfenbeinglänzendes, weißes Schädelchen.

Mater Silumena streckte ihm beide Hände entgegen und mit herzlichster Freundlichkeit sagte sie immer wieder: „O, wie dank' ich, wie dank' ich dem Staate für die Hilfe! Ihr Erscheinen ist mir wie der Wunsch zu einem glücklichen, neuen Jahr.“ Noch immer dankend trat sie mit dem Herrn in das Musikzimmer.

Am einem Nachmittag kam das Herrchen auch in unsere Klasse. Gerade viel Besonderes haben wir nicht bemerkt. Er trug selbst vor und las ein Gedicht mit so theatralischem Pathos, gewiß ganz schön, aber uns war es ungewohnt. Wir schauten einander an und genierten uns für den Herrn Inspektor. Erklärte war uns das Gedicht noch nicht, somit fehlte uns das Verständnis; auch Geographie wurde hergenommen; ich kam zur Karte, um die Grenzen einiger österreichischer Länder zu zeigen und deren Hauptstädte zu nennen. Mit dem Staberl suchte ich ungeniert in den Karpathen herum; diese Grenzen waren

leicht zu merken. Ich bereifte Galizien und Siebenbürgen, wußte aber die Hauptstadt des letzteren Landes gar nicht mehr. Ein H., welches an Stelle der Hauptstadt gezeichnet war, rettete mich vor einer richtigen Schulverlegenheit. Kaum an den Platz zurückgekehrt, hatte ich fortwährend die Hand in der Höhe, damit der Herr Inspektor doch die Ausdehnung meines Wissens ahnen könnte.

Das Wetter wurde schöner und wärmer, es war Juni. Zu meinem Namenstage bekam ich von meiner lieben Marie die Märchen von Zingerle und von der Mutter ein schwarzes Kaninchen. Ich brauchte zu meinem Vergnügen nichts weiter als ein stilles, grünes Plätzchen. Es machte mir nichts, wenn ich stundenlang allein blieb. Das Büchlein war gerade recht für meine Phantasie und das Tierchen war mir sehr anhänglich. Durch vier Jahre war das „Mohrele“ unser Hausgenosse, bis es infolge ungewohnter Nahrung und Lebensweise einging.

Der Schulschluß war nicht mehr allzu ferne; wir machten Preischriften, lernten nach Möglichkeit, waren auch braver und stiller als früher. Draußen sangen die Vögel, die Sonne leuchtete so golden durch die vergitterten Fenster, warme Luft strich um unsere Wangen, man hörte das Sprechen verschiedener Menschen, Militär zog vorüber, manchmal ein Leichenzug mit den schweren Klängen des Beethovenschen Trauermarsches, wir hörten all die Geräusche des Lebens, aber hinunterschauen durften wir nicht. So oft eine große, musikalische Leichenzugparade war, fanden es einige Schülerinnen nötig, die Köpfe auf die Arme zu legen und zu tun, als ob sie weinten. Meist war alles fingiert, auch taten es nur die „Noblen“; wir anderen waren aus härterem Holz und vertrugen die Musik leichter.



Trotzdem fand ich diese Weinerei ungeheuer interessant, brachte es aber mit den größten Anstrengungen nicht fertig, ein Tränlein zu vergießen. Die eine oder andere fragte ich, warum sie denn weine. Da wurde mir die richtigste Antwort gegeben, die es geben konnte: „Weil die Sofie auch weint und ebenso nicht weiß, warum!“

Zu meinen Schulzeiten gab es noch keine Hitzeferien. Trotz der offenen Fenster legte sich an den Nachmittagen die Wärme wie ein Alp auf Kinder und Lehrerinnen. Wir Kinder konnten ja manchmal in einen traumartigen Zustand verfallen, oder man bat, „hinausgehen“ zu dürfen. Die Gänge waren viel kühler, zur Abwechslung durfte man auch Wasser trinken, aber die arme Lehrerin mußte vortragen, sprechen, sie sollte sich nie vergessen, nicht einmal gähnen war am Plage, da es ansteckend wirkt, wie die Weinerei. Wie rücksichtsvoll sind jetzt die Behörden gegen Lehrkräfte und Schüler geworden!

Unwillkürlich lockert sich durch die Wärme und das Herannahen des Schuljahres etwas die Disziplin; wir hatten irgendwie in Erfahrung gebracht, daß die Noten bereits festgestellt seien, hörten auch von einer Preisverteilung, von den Vorbereitungen zur Prüfung usw.

Die moderne Schule ist gegen die Prüfung und hat auch die Preise sistiert. Sie mag nach ihren Ansichten recht haben, hat aber dadurch der Schule und den Kindern etwas unendlich Schönes genommen, was wohl nicht nötig gewesen wäre. Warum werden da die großen Schlußprüfungen der Mittelschulen, z. B. die Matura, nicht auch aufgehoben? Gerade dort hängt oft die ganze Notengerechtigkeit von ein paar Antworten des Schülers ab, vielleicht auch von der guten oder sauer-töpfischen Laune eines Inspektors, der den Schüler einmal hört

.....

und sieht und nichts von seinen Jahresleistungen weiß, oder sie nicht gelten läßt. Wie harmlos war dagegen eine Prüfung in der Volksschule, wie schön und anspornend die Preisverteilung!

Uns war zu Mute wie in der Kirche, als wir in den besten Kleidern, von Mater Juliana geführt, in das Prüfungszimmer zogen, dem späteren Theateraal des Schulhauses. Jede von uns fühlte ihr Herz klopfen, als vor uns, am grüingedeckten Tische, Herr Dekan v. Leiß, der Herr Katechet, die Würdige Mutter und unsere Lehrerinnen Platz nahmen. Mit bebenden Stimmen sprachen wir das Gebet, setzten uns still auf die kleinen Bänklein und erwarteten die Fragen.

Mit einsichtsvollem Verständnis wurde uns hinweggeholfen über verschiedene Klippen. Leichte Fragen wurden gestellt; ein kleines Aufsätzchen wurde geschrieben und von einigen vorgelesen, ein bißchen an der Tafel gerechnet und die „Probe“ gemacht, noch etwas Kopfrechnen, wobei eine die andere übertrumpfen wollte, schließlich sangen wir ein paar Lieder, während welcher Zeit Herr Dekan sich mit der Frau Oberin leise unterhielt, dann kam der Schluß.

Ein zierlich ausgelegter Korb wurde auf den Tisch gestellt, darin lagen 14 neue, schöne Gebetbücher, deren Einbände in allen Farben schimmerten. Ich war meiner Fehler und Nachlässigkeit zu sehr bewußt und getraute mich nicht, auf einen Preis zu hoffen.

Viele meiner lieben Leserinnen haben die Spannung durchgemacht, die von einem Aufruf zum andern herrscht; unsere Kinder kennen das nicht mehr. Leider!

Die Stille, die so voll Erwartung ist, in der wir nur das eigene rasche Atmen und das Klopfen unserer erregten Herzen hören! Heute glaube ich noch die Stimme des Herrn

Dekan v. Leiß zu vernehmen, wie er die drei Ersten-Preis-trägerinnen hinausrief. Drei Mädchen, die den ersten Preis bekommen, ist gewiß eine Seltenheit in der Klasse; und weiter ging es, der 2., 3., 4., 5., 6., 7., der 8. Preis — — o Sübel — mein Name!

Ich weiß nur, daß ich beinahe aus dem Bänkechen herausfiel und hinstürzte an den Tisch. Trotz der Feierlichkeit sagte Herr Dekan lachend: „Kannst dir schon Zeit lassen.“ Auch ich hielt ein Buch in der Hand. Dieser Moment war für mich unbeschreiblich schön. Ein violettes Buch mit Goldschnitt und Pressung — etwas unendlich Wertvolles schien es mir. Ich legte gleich mein Taschentuch darüber, damit ja die warmen Hände keinen Schaden anrichten könnten. Ob ich mich bedankt, weiß ich nicht; hätte ich aber meinem Herzen folgen dürfen, so wäre ich Mater Ignazia an den Hals geflogen, denn nur ihrer Güte und Nachsicht verdankte ich diese Freude, verdient konnte ich sie wohl doch nicht haben.

In unserem Namen dankte Herr Dekan den Lehrerinnen, wir waren noch zu sehr Kinder. In uns war reiches Fühlen, aber sprachliche Armutigkeit; in den Blicken lag mehr, als wir sagen konnten. Wie ich heimkam, weiß ich auch nicht. Ich spürte weder Sonne noch Weg, ebensowenig das Herandrängen anderer Kinder; von allen machte ich mich frei, heute war ich etwas geworden — die achte Preisträgerin.

Ueberhaupt war der Schluß eine glückliche Zeit. Lina bekam in der Töchterchule ein sehr gutes Zeugnis, ebenso hatte Alfred ein Zeugnis mit Vorzug und war der Vierte in seiner Klasse.

In der 1. Klasse Musikverein erhielt Alfred den 1. Preis, während ich die Erlaubnis bekam, aufzusteigen.

Der Preisverteilung des Gymnasiums wohnten auch wir bei, wie viele andere Innsbrucker. Es war ein Sonntag, wie gemacht zu Freude und Glück. Nach dem Gottesdienste ging man in den großen Redoutensaal (natürlich im alten Bau). Vor den Fenstern säßelte das helle Grün der Bäume, den ganzen, weiten Raum in ein kühl-wohlige Dämmerlicht bannend. Lauter frohe Eltern und Geschwister, eine große Anzahl Menschen, die sich mit der Jugend freuten, waren versammelt. Ganz feierlich war uns zu Mute. Auf dem Musikpodium waren die Preisträger versammelt; die anderen Studenten waren im Saal.

Herr Direktor Gasser trat vor und verlas einiges, was sich auf die Feier bezog. Er sah in seinem Ordenskneid mit der sein gefältesten Kufulla sehr ehrwürdig aus. So viel ich mich erinnere, war der Herr Direktor, der natürlich in der Studentensprache, wie alle Direktoren, den Ueberramen „Zopf“ führte, sehr beliebt bei Lehrern und Schülern. Unsere Mutter schätzte ihn hoch; er war ihr gegenüber immer sehr entgegenkommend und ein väterlicher Freund unseres Bruders. Den ersten Preis erhielt Alfreds Instruktor, Leopold Wüstner. Wüstner war ein durch und durch musterhafter Mensch, sein Talent aber wurde sein Unglück. Zu Ungunsten seiner körperlichen Entwicklung studierte er zu viel, wurde dadurch überspannt und hatte gar keine Art, sich zu unterhalten; allerdings übersprang er einzelne Kurse, als aber seine früheren Kollegen Matura machten, war der arme Bursche im Irrenhaus, wo er auch nach einigen Jahren starb. Nach den Lernerfolgen des ersten Jahres konnte seine Mutter mit Freude und Hoffnung in die Zukunft blicken.

Unsere Preise und Zeugnisse trugen wir mitammen zu Onkel Johann und Anton, bekamen aber von der Mutter den

strengsten Befehl, gewiß kein Geld anzunehmen. Wir wollten dies auch nicht; Mutter war sehr empfindlich in diesen Stücken und hätte es sicher als Beleidigung aufgefaßt. Mit Ausnahme von Großmutter und den Onkeln, durften wir von niemand Geld annehmen. Onkel Johann und Tante Therese saßen in ihrem Schlafzimmer einander gegenüber an einem Tischchen, beide etwas leidend, beide alt und gebrechlich. Es waren liebe Menschen, die sich mit Mutter über unsere Ausfuhrung freuten und da wir durchaus nichts nahmen, schenkte uns Onkel eine Menge Bilder und Alfred bekam schöne Bilderbogen mit den Szenerien des heiligen Grabes in der Jesuitenkirche.

Bei Onkel Anton war es wie immer. Tante Sofie hatte schon wieder nach irgend einer Seite ein Reissen bekommen; jedenfalls war wieder ein böser „Zug“, unbestimmt woher, sie angefahren. Aber all dies Elend tat dem beruhigenden Appetit der beiden Leutchen keinen Eintrag; sie saßen an einem sorgfältig gedeckten Kaffeetisch mit Kuchen, Butter und Honig, fanden es aber nicht nötig, uns Kindern ein Butterbrot oder ein Stückchen Kuchen zu verabreichen. Dafür lamentierte Tante Sofie über die Teuerung, die Kränklichkeit und die weite Entfernung bis zum Innrain, die es ihr unmöglich machte, öfters zu kommen.

Onkel wollte uns eine Freude bereiten und versprach uns ein junges Kanarienvögeln, die er mit Vorliebe züchtete. So einen kleinen Sänger hätten wir gerne gehabt und stimmten freudig bei. Tante Sofie meinte, wir könnten ein Weibchen nehmen, es wäre für uns passender; bei uns drei gesunden Kindern sei es ohnehin laut genug, da wäre ein singender Vogel überflüssig. Da kam sie aber bei Lina nicht gut an. „Wenn es kein Männchen ist, danken wir; mit einem Vogel,

der nicht singt, haben wir keine Freude.“ In einigen Wochen durfte Alfred mit einem Kläfig kommen und erhielt ein singendes Kanarienvögelchen, welches durch viele Jahre unser Hausgenosse war. Es wurde ganz zahm, aß mit uns bei Tisch, betrug sich mitunter nicht ganz passend, wurde aber doch gehalten wie das vierte Kind im Hause.

Am freudigsten wurden wir Kinder mit unseren Zeugnissen und Preisbüchern von den Wiltener Verwandten empfangen.

Die drei Geschwistern wußten nicht, was alles sie uns zu Liebe tun sollten. Gottfried, dessen Phantasie immer etwas kühne Sprünge machte, prophezeite, daß durch uns drei echt deutschen Kinder der Glanz der altfranzösischen Ahnen wieder hergestellt werde und daß besonders unser Alfred zu besonders hoher Stellung berufen sei.

Nanni und ihre Brüder wußten noch viel von dem alten Emigrantengeschlechte der Contes d'Oiseau, unseren angeblichen Ahnen (Conte d'Oiseau = Graf Vogel), und hatten ihre Freude daran, in heraldischem Gerümpel herumzustoßern.

Sie erzählte von den Männern, die einst Schloß Ladis besaßen und sich später als ehrjame Müller in Nauders ansiedelten, da sie mittlerweile arm geworden waren. Zur Zeit der Bartholomäusnacht hatten sie ihre Heimat und ihren feudalen Besitz in der Bretagne verlassen, in jener unseligen Zeit, da Frankreich aus tausend Wunden blutete, die ihm die Geißel eines Religionskrieges schlug.

Es sind noch Bilder vorhanden und mündliche Ueberlieferungen, die aber von Generation zu Generation unklarer werden. Leider sind alle Kirchenbücher in Nauders verbrannt. Was auf uns gekommen, wirkt nur mehr wie eine Heldensage aus alter Zeit.

Mein Freund Hans war in seiner Klasse der Zwölfte geworden, selbstverständlich war ich um vier Nummern braver und tüchtiger gewesen. Edel war es meinerseits nicht, so zu prohen, aber Hans hatte eine dicke Haut, es störte unsere Freundschaft gar nicht. Uebrigens waren die drei Brüder oft auswärts mit ihrem Instruktor, so daß wir in den Ferien weit weniger zusammen waren als im Schuljahr.

Herr Huber nahm sein Nichtchen und mich für einen ganzen Ferientag mit nach Bill. Es war ein wunderschönes Wandern, bei dem sich mir zum erstenmal die Schönheit des Mittelgebirges erschloß.

Wie eine wunderbare Szenerie beschaute ich die Sillschlucht, ihre Windungen und Schatten und das schäumende, laute Wasser und sah die riesigen Waldbäume an den Hängen abwärts steigen und ihre tiefsten Zweige wie segnende Hände über das blauweiße Wasser breiten. Die Brennerbahn war kurz zuvor eröffnet; die Tunnelporte sah noch nicht aus wie der Eingang zur Hölle, aus den Quadern und Fugen schaute noch etwas Neues, Geschontes. Wie ein gejagtes, schnaubendes Tier polterte ein Zug heraus, während ein anderer in dem dunklen Schlund sich eilig verstecken mußte.

Wie oft habe ich in späteren Zeiten diesen Weg gemacht — allein, mit Mutter, auch in großer Gesellschaft, aber an seinem Waldes- und Wasserrauschen, an den schönen Ausblicken, an den spielenden Eichhörnchen, an dem Geranke der Beberitzen und Waldhimbeeren, an denen gleich Perlen der Morgentau hing, konnte ich mich noch nie sattsehen. Vom Berg Isel her tönte ab und zu der scharfe Klang einer Kugelbüchse, ein Häher schrie hoch in der blauen Luft; an einem entfernten Baumstumpf klopfte der Specht und ein kleines,

grünes Pünktchen, ein winziger Frosch, löste sich vom schwellenden Moospolster und sprang in sicherem Bogen in das kristallene Wässerlein am Wegestrande.

Wie ein betendes Kind im Walde erschien mir die Skuirsch mit ihrem Kapellchen; in solcher Einsamkeit muß es gut sein.

Bald standen wir am „Biller Gatter“, welches damals und noch viele Jahre später der „Biller Lapp“ öffnete und schloß und dabei mit grinsendem Lachen seine Entlohnung empfing. In dem Reichtum und der Schönheit, die uns allen gehört, stand da ein „Enterbter“.

Gäbe es sonst keinen Himmel — für diese Armen müßte es einen geben, eine Ewigkeit, in der die Binde von den Augen der Seele fällt, in der ihre Glieder gerade werden, ihre Gestalt in menschlicher Schöne prangt — einen Himmel, in dem sie gleich uns die geliebten, glücklichen Kinder eines Vaters sind.

Noch ein paar Schritte und Wiesengrund hat uns aufgenommen. In der Tiefe am eiligen, schwatzenden Dorfbach stehen ein paar Häuser — ich glaube, es ist eine Säge, wie eine liebliche Illustration zu dem Lied: „In einem tiefen Grunde . . .“

Ein schöner Tag war es in jeder Hinsicht. Ein gutes Mittagmahl bildete die hochbefriedigende Verbindung mit dem Nachmittag, der uns bei reichlicher Tausch in Tgls antraf. Dann traten wir mit dankbarem Herzen und zufriednem Magen, der bei Kindern oft die Hauptsache ist, in den kühlen Abend-schatten hinein den Heimweg an. Innsbruck lag im Abendlicht, hell schimmerten die Dächer des Stiftes Wilten; leichter Rauch entstieg den Kaminen, wie kleine, dunkle Punkte bewegten sich die Menschen auf der Straße. Die Berge schienen mir anders



aneinandergereiht, als ich sie sonst erblickte. Das ganze Oberland war in Sonnengold und warme Reflexe getaucht.

In meiner jungen Seele rang alles nach einem Ausdruck für das Gesehene — ich fand ihn nicht; daheim konnte ich nur sagen: „Es war wunderschön, ich sah alles in der Sonne.“

Wie sehr sind wir all jenen Guten Dank schuldig, welche unsere Augen und Ohren öffneten, unser Gefühl empfänglich machten für diese Schönheiten, die uns lesen lehrten in dem großen Buche der Natur, in dem Gottes Liebe mit starker und weicher Hand für uns geschrieben — für uns und tausend andere!

Diese Ferien brachten natürlich auch manchen Regentag, der uns an das Zimmer fesselte, aber eine große Freude war in uns, über die wir nicht genug sprachen: Großmutter kam auf Besuch. Damals waren noch wenige Grundstücke beim Haus, ein tüchtiger Laborant sowie eine erprobte Magd arbeiteten daheim; auch die alte Base konnte noch überall ein bißchen nachsehen, somit konnte Großmutter nach Portiunkula gut abkommen.

Was ist doch im Kinderleben die Erwartung geliebter Menschen! Bei jeder Gelegenheit wird davon gesprochen, man rechnet von acht zu acht Tagen, man verschiebt Partien und Spaziergänge, bis die letzten Tage da sind, an denen die ganze Wohnung nach Sauberkeit und frischer Wäsche duftet — und darüber streicht noch der würzige Geruch eines Willkommens.

Das beste Zimmer wurde für Großmutter instandgesetzt, die weichste Matratze, die schönsten Bettbezüge mußten erhalten, zum Schluß noch ein Strauß blühender Blumen. Das erste Jahr kam Großmutter mit dem Stellwagen; einer kaum



*Großväterchen u. Großmütterlein*



eröffneten Eisenbahn brachte sie kein Vertrauen entgegen; sie machte den altgewohnten Weg durchs Oberinntal über Landeck. Nach 3 Uhr war für uns schon kein Halten mehr, obwohl der Wagen erst gegen 5 Uhr nach Innsbruck kam. In unseren guten Kleidchen standen wir am Standplatz beim Unterkircher unter dem Bogen und warteten — warteten. Bis zur Innbrücke durfte ich laufen, um den Wagen auszuspähen, und endlich fuhr er halt richtig über die Brücke. Im Kabriolett erkannte ich gleich Großmutter's schmales, blaßes Gesicht mit dem dunklen Haarkeitel, darüber das obligate, schwarze Spitzenhäubchen. In hellem Jubel schrie ich zum Ergötzen der Passanten: „Großmutter, Großmutter!“ und sprang vor den Pferden und neben dem Wagen her auf der bei der Otoburg ziemlich abwärts führenden Straße. Großmutter rief und winkte, daß ich zur Seite gehen sollte, ich hörte aber nichts, sondern sprang lustig rufend voran und kam auch, ohne gerädert zu werden, gleichzeitig mit dem Wagen zum Stillstand.

Aus einer Menge von Schals, Taschen und Körbchen wickelte sich Großmutter heraus. — Wie wir uns begrüßten, brauche ich nicht zu sagen, kam doch der Mittelpunkt unserer Jugendheimat wieder zu uns.

Ueber meine Empfangsfreude war Großmutter besonders aufgeregt: Sie meinte, vor Schrecken den Herzklopper zu bekommen, da sie ohnehin ängstlicher Natur war.

Um Dutzende von Menschen fragten wir sie, von ebenso vielen nahmen wir Grüße entgegen. Wir erkundigten uns um Tiere und Garten, um den Bienenstand und die dahinter blühenden Vergißmeinnicht, um Knecht und Magd, um Schule und Katechet. Dabei freuten wir uns, daß Großmutter nun lange hier blieb, um unserer weiteren Fragen immer gewärtig

zu sein. Wie lange schienen uns sechs bis acht Wochen — und wie kurz war die Zeit, als sie zu Ende ging.

Großmutter erschien auch in der Stadt in ihrer einfachen, gediegenen Bürgerkleidung. An Sonn- und Festtagen trug sie wohl ihr „Schwarzseidenes“, immer aber Schürzen und Schals; einer davon war sogar ein „eingewickelter“ (türkischer). Hüte trug sie nie, nicht einmal im Garten; dort band sie ein weißes Tuch um den Kopf, daß es über das Gesicht vorstand wie eine Schutzhaube. Trotzdem fand niemand unsere Großmutter zu einfach. Sah sie auch nicht vornehm aus, so doch sehr gediegen. Ihre Strümpfe waren aber stets von schwarzer Seide mit leinenen Skarpetten an den Sohlen; baumwollene Strümpfe sah ich nie bei ihr.

Beim Heinväger war Großmutter bald heimisch. Die einfachen, arbeitsamen Leute behagten ihr. Zuerst schaute sie in den Stall. Dort steckt das Kapital des Bauern. Sie beschaute alles mit Interesse, von dem stattlichen Ochsenpaar und den Milchkühen bis zur „Glutsch“ und den „Bifelen“. All die Interessen und Schäden der Landwirtschaft besprach sie — eines lernte vom andern. Auch im Garten war sie gern, wollte aber nicht gestatten, daß wir uns recht herumtummelten; sie war mehr für das Ruhige, Zahme. Mutter und Großmutter machten Besuche bei den Verwandten, die mit peinlicher Sorgfalt erwidert wurden, — auch bei Familie von Söll, deren Mutter Großmutter's Jugendfreundin war. Ueberall wurde Großmutter und ihre einfache, aber sehr bestimmte Art respektiert. Ihr Horizont umfaßte drei Punkte: die Heimat, ihre Kinder und Gott — für unsere modernen Auffassungen wohl ein enger Kreis, und doch umspannte er das Weltall. Ueber Kunst konnte sie nicht sprechen; im Museum, welches sie

mit Mutter besuchte, ärgerte sie sich über die „ausgeschamten“ Figuren und fand es doppelt unbegreiflich, daß junge Leute dies ansehen durften. Die Schamhaftigkeit in Blicken und Worten stand hoch bei ihr. Jede leiseste Anspielung von Liebesgeschichten vor uns Kindern lenkte sie schnell ab oder schickte uns aus dem Zimmer. Musik fand sie wohl schön, aber eigentlich nur in der Kirche zur Ehre Gottes; daheim war nach ihrer Meinung sonst genug Arbeit. Moderne, sehr hochstilige Predigten langweilten sie, daheim aber sprach sie über das Evangelium, daß manche Prediger ihren Auslegungen hätten nachgehen können.

Großmutter war eine sehr zarte, aber ungemein bewegliche Frau; keine Minute blieb sie müßig. Sie hatte allzeit ein leinenes Strickzeug in Bereitschaft, dessen Fäden sie selbst gesponnen. Für ihre drei Söhne, von denen nur Onkel Franz verheiratet war, wußte sie ja immer Arbeit; jeder bekam zu seinem Namenstag ein halbes Duzend glänzend weißer Zwirnsocken, die stets freudig angenommen wurden. In jeder Masche war Mutter Sorge und Liebe eingestrickt. Ich glaube, auf solchen Strümpfen geht man keine schlechten Wege.

Auch Partien machten wir zusammen. Großmutter war gut bei Fuß. Wir kamen so zum erstenmal nach Judenstein und Heiligwasser; das Meiste an Proviant trugen wir mit, für Großmutter immer etwas Biskuit und ein Fläschchen weißen Wein; sie konnte nur kleine Mahlzeiten nehmen, aber desto öfter, sonst bekam sie Magenbeschwerden und den „Herzklopper“, den wir seit Kindheit fürchteten.

Großmutter hatte trotz ihrer glücklichen Ehe viel durchgemacht. Das schwerste Schicksal war wohl der Brand im Jahre 1858, der auch die Ursache von Großvaters Krankheit

und Tod wurde. Sein Sterben verwand sie nie ganz — so oft sie vom „Vater“ sprach, wurden ihre Augen feucht, er war ihr Alles auf der Welt und durch ihn die Kinder, sowie die häuslichen Pflichten. Um irgend etwas war Großmutter immer in Sorge; entweder um uns, oder die beiden fernen Söhne; war da alles gesund und wohl, dann war die Heimat und Onkel Ludwig ihr Sorgenkind.

Oft fiel ihr schnell ein, irgend etwas zu schreiben, irgend eine Pflicht in Erinnerung zu bringen. Besonders der heimatische Garten lag ihr am Herzen. Schließlich mußte sie sich doch mit Onkels ausführlichen Briefen zufrieden geben. Es ging ja alles, „aber wie!“ — meinte Großmutter.

Den Schluß ihres Besuches sowie unserer Ferien bildete eine Wallfahrt nach Absam. Alfred hatte sein Schmetterlingsnetz bei sich, wir Mädeln trugen den Futterkorb. So ausgerüstet gingen wir nach 8 Uhr früh weg und machten zum erstenmal den Weg über die Dörfer nach Absam. Es war schön, aber es gefiel mir lange nicht so gut wie das Landschaftsbild im heimlichen Waldschatten an der Willer Straße.

In Thaur beim „Schützenwirt“ aßen wir etwas Warmes, dann ging es unter gemeinsamem Rosenfranzgebet weiter in die strahlende Herbstsonne hinein, die uns Kindern sehr beschwerlich wurde. Großmutter konnte es nicht leiden, wenn wir auf einer „Kirchfahrt“ über Durst oder Müdigkeit klagten, sondern ermahnte uns, alles für die Armen Seelen aufzuopfern. Durch Klagen entwerteten wir unser Verdienst und verminderten den Abgestorbenen die Hilfe. „Gehen muß es doch, durch Klagen wird es nicht besser.“ Wir haben uns auch jedes Lamentieren vollständig abgewöhnt. Noch heute denk' ich dieser Worte und bin still über manche Unebenheit, die nur mich allein betrifft.

## V.

Der Herbst war da. Großmutter drängte es heim. Haus, Garten, Feld und Stall konnten die umsichtige Hausfrau nicht mehr entbehren — für uns Kinder nahte das zweite Schuljahr.

Wir banden die neuen Schulbücher schön ein, machten uns Heftchen, räumten die Schultaschen und Federbüchsen ein, indes Mutter und Großmutter ihre Besuchsrunde machten und eines Morgens mußten wir sehr früh aufstehen, um Großmutter wieder zum Wagen begleiten zu können. Eine unruhige Nacht und ein unruhiger Morgen! Die beiden Frauen weinten, wir waren nicht weit davon; unsere Lina schluchzte hinter einem großen, weißen Tüchlein, das sie sich schon am Vorabend in die Tasche gerichtet hatte; Großmutter ermahnte uns Kinder zum Gehorsam und fleißigen Lernen und segnete uns noch beim Weihwasserkrüglein, bis wir etwa um halb 5 Uhr wieder am Wege nach Unterkirchers Gasthaus waren.

Die Abreise mit Stellwagen hatte etwas in sich, was das Herz befriedigte. Man stand beieinander, bis die Pferde anzogen, reichte sich immer noch einmal die Hand und sprach ein paar liebe Worte; man schaute sich noch lange, lange nach und sah weiße Tüchlein flattern. Auch in den Wartesälen sieht man Abschiede genug von Personen jeden Standes und Alters, aber man geniert sich, seinem Gefühle freien Lauf zu lassen; es geht nach der Schablone, obgleich Abschiedsweh immer und überall bitter ist.



Daheim ist nach solchem Weggehen immer eine traurige Leere, aber geistig ist man noch ein paar Tage beisammen. Erst allmählich lernt man wieder seinen Weg allein gehen und die Lücken füllen sich durch tägliche Vorkommnisse und Begebenheiten aus.

Ich kam nun in die dritte Klasse. Wieder stand ich zur Vorstellung mit Mutter im Sprechzimmer des Klosters, welches noch in alter Dürsterkeit prangte, aber von vielen Müttern mit ihren Kindern angefüllt war. Jede wollte ihr Töchterchen besonders liebevoller Fürsorge empfehlen; jede meinte, gerade ihr Kind brauche in seinen Anlagen eine besonders eingehende Berücksichtigung, dann würde gar nichts fehlen. Alle hatten Talente genug, nur etwas behaglich seien sie im Lernen. (Merkwürdig, daß jede Mutter lieber ein faules als ein talentloses Kind hat!) Fortwährend schellte die Klostersglocke, um die verschiedenen Klassenlehrerinnen zu rufen; von der inneren Thür her tönte mit kurzer Unterbrechung das „Gelobt sei Jesus Christus!“ Endlich kamen wir an die Reihe.

Meine Lehrerin war Mater Josefa, eine große, robuste Frau, aus einfachem Bauerngeschlechte stammend. Es kam vor, daß sie mit den feineren Umgangsformen öfters im Streite lag. Trotzdem habe ich noch heute alle Achtung vor ihrem Wissen und ihrem Beruf.

Mit mir machte Mutter schon gar keine Faxen. Sie bat um Geduld für mich und, sollte es fehlen, um rechtzeitiges Melden, ebenso ersuchte sie um die Erlaubnis, öfters nachfragen zu dürfen. Im übrigen ließ Mutter kein Schlafbedürfnis, kein starkes Wachen oder andere meist eingebildete Schwächen gelten. Wir waren gesund und hatten unseren Pflichten nachzukommen. Lina kam in den zweiten Kurs der Töchterchule, Alfred in den

zweiten Kurs des Gymnasiums; auch in der Musikschule waren wir „aufgestiegen“, hatten aber noch Herrn Zehentner als Lehrer.

So wanderten wir drei Kinder am 1. Oktober durch die Sünrainallee unserer Schulen zu, freuten uns der gelben Blätter, die eigentümlich raschelnd um die Schuhe streiften, atmeten den eigentümlichen, müden Farbensduft, der von den fallenden Blättern ausströmte, sahen beinahe aus jedem Hause Kinder kommen, die gleich uns an dem Born des menschlichen Wissens trinken wollten. Der Schulanfang hat einen eigenen Reiz. Man kommt sich besonders im zweiten Jahre gewachsen und bedeutender vor. Gewöhnlich hat man neue Schulkleidchen, man freut sich, all die Mädchen wieder zu sehen und die hochwichtigen Erlebnisse der Ferien anzubringen, wobei nebenbei der Phantasie ein sehr großer Spielraum vergönnt ist.

Ganz stolz kniete ich beim Heiliggeistamt in den Bänken der dritten Klasse. Diesmal war ich nicht mehr ängstlich, da ich alle Schulgebräuche kannte. Wir zogen wieder schön paarweise durch die Schulpforte — alles wie vor einem Jahr. Die Neueintretenden standen verlegen herum, bis Mater Präsektin sich ihrer Einteilung annahm. Schwester Thekla war wieder an der Pforte und nickte ganz vertraut; mir schien, als wäre sie über die Ferien etwas kleiner geworden, und Mater Augustinens schiefes Persönchen stand im Hintergrund in der Nähe des Hoftores.

Im Zimmer der dritten Klasse empfing uns mit dem Finger am Mund Mater Josefa und setzte uns ziemlich der Größe nach in die verschiedenen Bänken. Mater Josefa bevorzugte die schärfere Tonart. Schon ihre tiefe Stimme klang wie eine strafende Posaune in unser Kindergeflüster. Viele von uns

hatten Heimweh nach Mater Julianens liebenswürdiger Art; wir liefen ihr am Gange etwas sehen nach, um ihr die Hand zu küssen, sonst waren wir aber getrennt.

Gleich in den ersten Tagen erschien Mater Josefa, mit einem Staberl bewaffnet, — hübsch lang — um damit über verschiedene Köpfe hinweg auf spielende Finger zu klopfen. Beim Unterricht trug sie Brillen der ältesten Gattung, mit kreisrunden Gläsern, die sie aber, um gut zu sehen, entweder abwärts zog oder mit einem kräftigen Ruck aufwärts stieß, so daß die beiden, gelb eingefassten Gläser wie kleine Fenster auf der Stirnbinde standen.

Auf ihrem Pult war immer eine Sanduhr in Messinggestell; eine andere Uhr hatte sie nicht. Der rote Sand bezeichnete mit seinem Rinnen eine halbe Stunde, dann wurde die Uhr wieder umgekehrt. Ich glaube, das Innsbrucker Ursulinenkloster muß noch eine Menge solcher Vergänglichkeitsymbole besitzen, die wohl Tausende von Stunden stillschweigend gezeigt haben, aber durch die Taschenuhr verdrängt worden sind.

Um Nikolaus brachte Mater Josefa eine nagelneue Birkenrute mit in die Klasse, eigentlich schon mehr ein Besen, den sie bei besonders kritischen Fällen in Anwendung bringen wollte. Einstweilen wurde die Rute hinter das Kreuzifix gesteckt.

Wenn ich heute über Mater Josefes kleine Eigentümlichkeiten spreche, so geschieht dies gewiß nicht aus Abneigung. — Ich hatte sie gerne. Es ist mir wie ein Augenblick fröhlicher Stimmung, wenn ich an sie denke, zudem sie eine wirklich tüchtige Lehrerin, besonders im Rechnen, war.

Im dritten Jahre hatten wir Kinder Beicht- und Kommunionunterricht. Katechet war Herr Stadtpfarrkooperator Federpiel, der in kindlich lieber Weise uns zum Empfang der

heiligen Sakramente vorbereitete. Mater Josefa hielt jeden Tag von 8 bis 9 Uhr die Wiederholung.

Mir tat es unendlich leid, nicht gleich den anderen lernen zu dürfen, da ich ja schon in Mals zu den Sakramenten zugelassen worden war.

Die zwei Jahre hatten mich geistig sehr geweckt; ich hatte nun einen viel tieferen Begriff von der Hoheit und Heiligkeit der Sakramente. Mater Josefa sprach vielleicht etwas zu viel über die Aufmerksamkeit bei der Beicht, von deren Unwürdigkeit beim wissentlichen Verschweigen einer Sünde, von der Gefahr der nachlässigen Gewissenserforschung. Wir waren noch zu dumm, die Sache recht aufzufassen. Ich glaube sagen zu können, daß wir Kinder eigentlich von Weihnachten an, sobald wir zusammenkamen, nur mehr das Gewissen erforschten. Um gewiß aufrichtig zu sein, legten wir uns Heftehen an, in denen wir alle vorkommenden Fehler einschrieben. Eine von uns fand daheim in einem Gebetbuch ihrer Mutter einen Beichtspiegel, und nun fühlten wir uns geborgen. Jede eröffnete daheim eine wahre Jagd nach Beichtspiegeln, in denen wir vor der Schule gemeinsam lasen und alles, von dem wir nicht genau wußten, ob wir es getan, in die Heftehen eintrugen. Auch alle Sünden, die wir nicht verstanden — Gott sei Dank, verstanden wir das Meiste nicht! — nahmen wir in unsere Register auf, da ich selbst den salomonischen Einfall hatte, besser gar alles zu sagen, als etwas zu verschweigen. Mutter wunderte sich, wozu ich so früh in die Schule gehe und eine Menge großer Gebetbücher mitschleppe. Fräulein Huber, die Tante meiner Freundin, kam in Verzweiflung, als wir ihre Andachtschätze, die sie so altjüngferlich peinlich geordnet in der obersten Schublade des Uhrkastens aufgestellt hatte, wie im Krieg unter-

einander brachten, aber warum wir dies aufstellten, sagten wir nicht.

Da wollte es unser Glück, daß eine von uns ihr Heftchen verlor. Es fiel in die Hände der guten Mater Filumena.

Mit mütterlichem Takt kam sie in unsere Klasse, als wir gerade etwa zehn bis zwölf Mädchen über einer sehr ausführlichen Gewissenserforschung saßen. Sie setzte sich zu uns und sagte, der liebe Gott wolle nicht, was wir da täten. Sie hoffe gewiß, daß wir alle noch das weiße Taufkleidchen durch keine großen Fehler entstellt hätten. Wir sollten all diese Bücher daheimlassen, unsere Seelen aber mit Freuden bereiten zum Empfange des Heilandes, dessen Liebe in ganz besonderer Weise uns Kindern gehöre.

Auch die Heftchen nahm sie uns ab, sie wollte überhaupt kein Aufschreiben; vor der ersten hl. Beicht werde sie selbst und der Herr Katechet uns alles erleichtern.

Mater Filumena verstand es, das Türchen offen zu halten, welches zum Kinderparadies führt. „Allzuviel Eifer kann schaden,“ meinte sie, als sie auf leisen Sohlen mit ihren kleinen, trippelnden Schrittchen zur Tür ging, dort mit feinem Lächeln um Mund und Augen sich uns zuwandte, ein Tröpfchen Weihwasser nach uns sprengte und mit dem Päckchen Hefte davonging. Die beschriebenen Blätter schnitt sie heraus, die Heftchen bekamen wir wieder zurück.

Marie und ich waren noch wirkliche, leicht zu lenkende Kinder und glücklich und zufrieden, wenn wir zwei Freundinnen vor der Divananschublade in Mariens Heim saßen und in Puppenstücken frantem.

Bei Marie sah ich die erste Puppe mit goldenen Locken und Schlafaugen, die mit bedenklichem Geräusch zuklappten.

Wenn man auf den Magen drückte, gab sie einen Ton, den unsere Phantasie auf „Mama“ taxierte. Wie gerne hätte ich auch so eine Puppenprinzessin gehabt, aber dazu verstand sich Mutter durchaus nicht. Ich hätte dann nur mehr Geschichten für das Kleinod ausgedacht, anstatt zu lernen.

Noch eine große Freude erblühte mir in diesem Winter. Es war die Zeit, da im Parlament viel um die Schule gesprochen und gestritten wurde, wobei sich die Namen Giovanelli, Säger und Greuter verewigten. Zu Ehren dieser drei Kämpfer wurde ein Fest gefeiert, bei dem auch die kindliche Gratulation und der Dank nicht fehlen sollten.

Hochw. Gymnasialprofessor Moriggl, der in unserem Hause öfter verkehrte, erwähnte mich und noch ein Mädchen zur Beglückwünschung der Gefeierten, einer gar ehrenhaften Aufgabe. Jede von uns hatte ein vielstrophiges Gedicht zu lernen — heute noch sind mir einzelne Vierzeiler im Gedächtnis — und ihr schön geschriebenes Röllchen zu überreichen. Was ich bei dem Schreiben gelitten — Gott weiß es! Glücklicherweise war damals das Papier billiger als heute. Vielleicht haben die drei Herren im Parlament nicht so viele Schweißtropfen vergossen als ich beim Abschreiben dieses Festgedichtes. — So wußte ich mein Teil bald schön auswendig.

Mein weißes Kleid wurde gut instand gesetzt, neue Schuhe und weiße Handschuhe, ebenso ein hübsches Kränzchen für die offenen Haare. So kam der Abend, an dem wir zwei kleine Mädchen mit dem hochw. Herrn Professor zum Festmahl fuhren.

Wie zwei weiße, geduckte Vögelin saßen wir möglichst aneinandergedrückt im Rückitz des Wagens. So klein und schmal waren wir, daß noch zwei solche Mädchenausgaben Platz gefunden hätten. In zitternder Aufregung hielten wir die

weißen Köllchen, die in viele Schutzhüllen eingeschlagen waren, in den Händen. Das Festmahl war im Gasthaus „Zur Traube“.

Mit unserem geistlichen Führer stiegen wir die Treppen empor und hörten von weitem wie eine starke Brandung das Stimmengewirr im Saal. Es war für mich das erstmal, daß ich unter so vielen Herren bei einer Versammlung zu sprechen hatte. Wie ich mich erinnere, war eine Tochter im Haus, ein liebes, hübsches Mädchen, welches sich ganz besonders an uns erfreute. Sie ging mit uns über die Treppe hinauf, zuvor wickelte sie uns aus den verschiedenen Tüchern und Schals und öffnete droben die Saaltüren.

Monsignor Moriggl schritt uns voran hinein in eine schleierhafte Atmosphäre, zwischen runden und langen gedeckten Tischen, wir beide hinterdrein. Der starke Rauch von Tabak und Zigaretten, der Dunst von gebratenem und gebackenem Fleisch, sowie der Geruch von verschiedenen Getränken benahm mir völlig den Atem. Irgendwo im Saale, ich getraute mich gar nicht zu schauen, wo eigentlich, spielte eine Abteilung Militärmusik. Mit niedergeschlagenen Augen und pochendem Herzen gingen wir weiter, rechts und links tönte ein „Ah“, natürlich nicht der Bewunderung, sondern der Freude über eine neue Nummer des Programms.

An der Stirnseite des obersten Tisches wurden wir aufgestellt. Ich hatte den Anfang zu sprechen. Wer von den Herren die eigentlich Gefeierten waren, wußten wir nicht; wir ahnten es nur, weil sie oben an saßen.

Die Deklamation verlief ganz gut; als einmal die erste Strophe ins Leben gerufen war, hatte ich kein Bangen mehr; ich wurde mutiger und wahrscheinlich auch ausdrucksvoller

in jeder Strophe; die Vollendung des Gedichtes gehörte meiner Partnerin.

Ein lautes „Bravo“ belohnte unsere Kinderleistung. Besonders die Strophe:

„Giovanelli, Zäger, Greuter —  
Und es gibt auch andre noch —,  
Seht die tapfern Gottesstreiter!  
Alle leben dreimal hoch!“

wurde mit einem Tusch der Musik und nicht endemvollenden Hochrufen aufgenommen.

Mit uns zwei Kindern waren die Herren sehr lieb. Wir durften an den Tisch hinsitzen und bekamen Torte und Wein. Aber in so fremder Umgebung konnte ich nicht essen; ich schämte mich, so sehr mir die Torte mit dem schönen Zuckerüberguß gefiel. Der Stuhl, auf dem ich saß, war so hoch, daß ich nicht hinaufkam und krazeln, wie allenfalls daheim oder bei Fräulein Anna Huber, getraute ich mich nicht. Da nahm mich Mjgr. Greuter bei den Schultern und hob mich wie eine zappelnde Puppe in die Höhe, bis ich glücklich auf dem Stuhlsitz landete.

Was man eben mit solchen Kindern spricht, wurden wir gefragt; wir gaben Auskunft über Eltern, Schule u. dergl. Damit war unsere Unterhaltung beendet. Wir waren sehr überrascht, von den beiden Herren die Einladung zu erhalten, sie am nächsten schulfreien Donnerstag mit dem Herrn Professor Moriggl zu besuchen. Nicht im entferntesten hätten wir dies gedacht.

Die Rückfahrt schien uns sehr behaglich. Wir zwei Kinder fuhren allein in gehobener Stimmung mit dem Bewußt-



sein, unsere Sache gut durchgeführt zu haben; Herr Professor Moriggel war bei der Gesellschaft geblieben.

Eingewickelt von dem freundlichen Haustöchterlein, fühlten wir uns ungemein wohl, einen geschlossenen Wagen zur Verfügung zu haben und tauschten fortwährend die Plätze, um all die Annehmlichkeiten solch einer Fahrt auszukosten.

Ueber dem Inn lag eisiger Winternebel, die Räder knirschten auf dem gefrorenen Brückenboden und von den Pferden stiegen weiße Dampfschwaden empor; an den Brückenpfeilern verdichtete sich das Treibeis; die Nacht war eine der kältesten des Winters.

Am Stadtplatz wurde meine Partnerin ausgeladen; ihre Mutter, eine Kaufmannsfrau, öffnete mit brennender Kerze den Schlag und nahm die kleine, weiße Gestalt liebevoll in Obhut.

Nun war ich allein — ein Mädchen zwischen acht und neun Jahren, so beiläufig um 11 Uhr nachts — dem Kutscher anvertraut.

Aber Würden geben auch Gedanken.

In den großen, weißen Wollschal eingehuschelt, gab ich genau die Wohnung an, fühlte mich furchtbar erhaben über alle zu Fuß wandelnden Menschen und wünschte nur, noch recht lange fahren zu können.

Als ich durch die teilweise gefrorenen Scheiben die lange, schmucklose Front des Ursulinenklosters gewahr wurde, fuhr es mir durch den Sinn, was wohl Mater Josefa sagen würde, wenn sie mich hier allein in einer Kutsche wüßte. Ich hatte ja doch noch am Nachmittag einen scharfen Puzer wegen Berstreuthheit bekommen, da ich absolut keine Ahnung hatte, wer denn eigentlich der Stammvater unserer Dynastie war.

Aber an diesem Tage war ich nicht unterzukriegen; ich behielt meinen versonnenen Gleichmut und dachte:

„Mater Josefa, wenn du wüßtest, was ich heute abends zu leisten habe!“

Die schöne Fahrt nahm ihr Ende. Mutter war etwas ungehalten, daß ich allein kam; sie fand es nicht taktvoll, zwei Kinder in dunkler Nacht einfach einem Kutscher anzuvertrauen. Ich hörte von ihr einen Ausspruch, den ich mir merkte: „Männer haben in dieser Hinsicht rein gar keinen Verstand.“

Die Tage bis zum Donnerstag vergingen für uns voll großer Wichtigkeit. In der Schule war ich so eine Art „Glanznummer“ geworden. Bald mußte ich meinen Teil der einen, bald der anderen Lehrerin aussagen. Von Mater Juliane bekam ich ein kleines, wächsernes Jesulein in einem Glaschränkchen, Mater Josefa über sah wirklich einige Tage meine Unarten. Ich schöpfte einmal gründlich aus dem Vorn kindlicher Ruhmseligkeit.

Indes war die Woche bis zum Donnerstag gediehen. Herr Professor Moriggl hatte uns in seine Wohnung bestellt, — damals noch im alten Stotterhaus in der Universitätsstraße, in dem auch Vater Paulweber, der lebende Dreiecksbeweis seiner Zeit, logierte. Ich glaube, unser Erscheinen rüttelte erst die Erinnerung an sein Versprechen wieder auf; mir machte es den Eindruck, als hätte er uns bereits vergessen. Es mag ja für einen schon älteren Herrn nicht angenehm sein, einen ganzen Nachmittag mit zwei kleinen Mädels herumzulaufen, aber es war nicht unsere Schuld. Meine Partnerin hatte eine dicke Haut; sie war nicht so empfindlich wie ich, die ich am liebsten gleich „Rehrt“ gemacht hätte und heimgesamt wäre.

Die Nichte des Herrn Professors, eine sehr liebe junge Dame, war unser rettender Engel. So viel ich gehört, heiratete sie später einen Arzt in Tirol und soll noch leben, was ja leicht

möglich ist. Vielleicht kommen diese Zeilen ihr zu Gesicht und sagen ihr Dank für die Herzlichkeit, mit der sie uns empfing und über die Zeit hinweghalf, bis der Herr Dunkel vom Schlafrock in den Bratenrock übergegangen war.

Zuerst also in die Museumstraße zu Baron v. Giovanelli! Der Herr selbst war anfangs nicht daheim, wohl aber die Frau Baronin, welche uns mit solch inniger Freundlichkeit aufnahm, wie man eben Kinder aufnehmen soll. Sie war eine feine, zarte Dame, in jeder ruhigen Bewegung den Stempel der Vornehmheit tragend, trotz ihres einfachen Kleides.

Auch ihr mußten wir nochmals die Gedichte auffagen; sie lobte uns mit leiser Stimme und setzte hinzu (verzeiht die Eitelkeit!), daß wir hübsche Kinder seien. — Welchem kleinen Mädchenherzen tut das nicht wohl!

Schließlich übergab sie jeder von uns eine schöne Bonbonniere (wir haben kein eigentlich deutsches Wort für diesen Begriff). Lieberes hätte sie uns wohl nichts spenden können. Einige Monate griff ich überhaupt nichts von den süßen Herrlichkeiten an und erfreute mich nur an der unzerstörten Schönheit des Ganzen. Später diente mir die leere Kassette zum Aufbewahren von Bändchen und Haarnadeln und erst als ich von Innsbruck nach Mail überfiedelte, war sie alt und brüchig geworden und wurde dem Feuertode ehrenhaft überantwortet.

Nun ging es zu Mjgr. Greuter. So viel ich mich erinnere, wohnte er außer der Brücke im Haselwanter-Haus. Auf dem ganzen Wege schritt der Herr Professor stillschweigend neben uns her, wir zwei Mädchen getrauten uns neben ihm nur leise zu reden.

Auch bei Mjgr. Greuter schienen wir schon vergessen zu sein. Er hatte eben ein „Schlaf“ gemacht und war höchst

überrascht, uns vor sich zu sehen. Es war ihm etwas unangenehm bei der Sache. Er hätte nicht Zeit gehabt, ein Andenken zu kaufen, wir sollten uns selbst etwas kaufen und aussuchen, meinte er; dabei nahm er seine Geldtasche her und gab jeder von uns einen Gulden.

Bei mir hatte die Verlegenheit den Höhepunkt erreicht; ich wußte, daß wir kein Geld annehmen durften, getraute mich aber nicht, es zurückzuweisen. Ich wagte auch gar nicht zu reden, weil mir das Herz so voll war und die Augen bereits die Tränen spürten.

Gar bald waren wir entlassen und abgefertigt. Während ich dies schreibe, tut es mir noch weh, daß M<sup>rs</sup>. Greuter nur einmal so handeln konnte. Ein Mann, der über so viel Lebenswürdigkeit verfügte, der so gut die Seele des Volkes kannte, mußte wohl wissen, daß Geld für das Kind nicht beglückend ist. Welche Freude wäre es gewesen, ein Gebetbüchlein oder dergleichen von ihm zu bekommen! Ich weiß, daß es mich heute noch an einen schönen Tag meiner Kindheit mahnen würde.

Unser geistlicher Führer blieb hier zurück. Meiner Kollegin, als praktischer Kaufmannstochter, war das Geldgeschenk gar nicht peinlich. Ich ging allein heim, die schöne Konfekttschachtel an mich drückend, sonst aber wie ein begoffener Pudel.

Bei Mutter konnte ich mich erst aussprechen. Sie fragte nicht viel, erfreute sich an den Bonbons, wollte aber fürderhin von solchen Deklamationsfeierlichkeiten nichts mehr hören.

Eine hochfomiſche Begebenheit, hervorgerufen durch meine dumme Eitelkeit, möchte ich noch erzählen.

In jenen Jahren war die Schleiermode sehr stark im Gange. Auch Mutter trug einen runden, schwarzen Filzhut mit abgepaßtem Gesichtsschleier, an dessen unterer Kante Zetteperlen

als Quästchen angebracht waren. Schleier waren für mich die Höhe der Mode. Ich glaubte, damit würde ich ganz besonders schön und erwachsen aussehen, probierte, sobald es nur anging, Mutters Hut vor dem Spiegel und fand selbstverständlich meine kühnsten Erwartungen bestätigt. War mir der Hut nicht erreichbar, so fand ich sicher ein Stück Argentin oder grünen Fliegentarlatan, mit dem ich Kopfstudien bei mir selbst machte.

Aber Schleier durfte ich noch lange keinen erwarten — etwa in zehn Jahren soll ich wieder anfragen, hieß es.

Da wollte es einmal sein, daß Mutter nachmittags mit einem andern Hut ausging. Das Schleierobjekt fiel mir wieder in die Hände. Ich war für kurze Zeit unbeaufsichtigt, der Kasten war mir erreichbar, wenn ich auf einen Stuhl stieg, und mein Schicksal ging seiner Erfüllung entgegen.

Der Hut war natürlich viel zu groß für mich, mein Schädel hätte darin auf Entdeckungsreisen gehen können; der Schleier hing vorne herab, wie ein schlecht gespannter Theatervorhang und so weit vom Gesicht, daß ich mit ausgestreckter Zungenspitze kaum das Gewebe berührte.

Es war gerade Donnerstag, an dem in der Johanneskirche um 4 Uhr der sogenannte Kraußen-Rosenkranz abgehalten wurde. Schnell entschlossen setzte ich Mutters Hut auf, behielt aber die Kinderschürze um und eilte zur Kirche. Vor der Haustür wurde der Schleier herabgezogen — damit war ein brennender Wunsch für mich erfüllt.

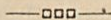
Bei dieser Donnerstags-Andacht waren so ziemlich immer dieselben Leute; alle kannten sich gegenseitig, man war wie in einer Familie. Natürlich mußte ich vorgehen bis in den ersten Stuhl, wobei ich ganz deutlich hier und dort leise kichern hörte. Die beiden alten Maier-Fräulein, die Schwestern des verstorbenen

Baumeisters Mayr, Fräulein Kathi und Marie, lachten sich wackelig hinter mir, trotz ihrer Frömmigkeit. Dabei machte ich mit dem Kopfe so lebhafte Bewegungen, daß auch die Perlequästchen leise klirrend mitlachten.

Als ich heimging, sah ich in und vor der Kirche lauter lachende Mienen. Indes war Mutter heimgekommen und jedenfalls erstaunt über die freiwillige Frömmigkeit ihrer Tochter. Als ich aber die Thür aufmachte, schien mich Mutter nicht gleich zu erkennen. — Der Rest ist Schweigen.

Ich hatte im Bett recht gut Zeit, über verfeinerte Geschmacksrichtung nachzudenken, besonders, da mich der Magen durchaus nicht beschwerte, denn mein Abendessen war nur ein Schnittchen Roggenbrot.

Für lange Zeit war ich von meiner Eitelkeit geheilt, besonders, da meine Geschwister alles taten, um noch nach Jahren diesen dummen Streich meinem Gedächtnis lebendig zu erhalten. Sobald ein Kleidungsstück abgelegt wurde, fragten sie mich, ob ich damit nicht in die Kirche gehen möchte. Aber die Leute am Innrain lachten mich alle an, wo sie mich sahen. So hatte die ganze Sache doch auch eine gute Seite; — ich fand es recht nett, freundlich behandelt zu werden.



## VI.

In diesem Jahre war es zum ersten Male, daß Mutter, um uns eine Freude zu machen, am Faschingssonntag ein paar liebe Freunde und Bekannte zu uns lud, wobei in erster Linie die „Wiltener“ wieder bedacht wurden.

Mit tausend Freuden machten wir den Weg zur Glockengießerei, um Mutters Einladung zu überbringen; wir ahnten, daß wir in das einfache Heim der drei Geschwister unseren eigenen Jubel und einen Beweis verwandtschaftlicher Liebe trugen, der uns selbst am meisten beglückte.

Anna und Gottfried waren hoch erfreut, Johann aber betroffen. Frau Tante, meinte er, sei zu gut; er sei ein einsamer, weltferner Mensch, der nicht in Gesellschaft passe, seinen Geschwistern gönne er aber die Freude von ganzem Herzen.

Auch Nanni wurde nachdenklich, da sie wußte, wie empfindlich gerade damals wieder sein Seelenleben war; sie zog sich aber gleich an und ging mit uns zu Mutter.

Die beiden sprachen längere Zeit miteinander über dies Thema, dann verkündete uns Mutter, daß die drei Geschwister allein kämen, und zwar am Unsinnigen Donnerstag. Wir Kinder hatten auf diese Weise zwei freundige, unterhaltsame Nachmittage und Abende in Aussicht.

Der Grund, warum Johann nicht in Gesellschaft gehen wollte, war wieder in seiner hellseherischen Veranlagung zu suchen. Es waren Tage, Wochen und Monate, in denen seine

---

Seele besonders feinfühlig war. Die geringsten Unebenheiten und Charakterschwächen, die er mit einem feinsten Sinn bei Personen seines Verkehrs fühlte, verstimmten ihn und machten ihn unfähig, harmlos mit den Leuten zu verkehren. Er selbst wurde zaghaft, da er wohl wußte, daß es Menschen ohne Arg so selten gibt und scheute sich, seine innere Empfindsamkeit antasten zu lassen. Die Musik, die er leidenschaftlich liebte, suchte und scheute er zugleich, besonders Saiteninstrumente regten ihn auf wie ein plötzlicher Sturm den stillen Waldsee. Bei all unsern häuslichen Festen war Fräulein Marie Füsselberger, unsere liebe Zitherlehrerin, dabei — wer sie in ihren gesunden Tagen spielen gehört, der weiß, was sie aus ihrem Instrument machen konnte. Johannis Weigerung war also vollkommen berechtigt.

Am Unsinnigen Donnerstag, um 4 Uhr nachmittags, kamen die drei Geschwister allein zu uns. Eine Stunde früher war ich schon an der Haustüre, ging vor bis zur Johanneskirche und spähte durch die winterliche Allee und den Häusern entlang, ob sie nicht bald kämen. Endlich wurden sie beim Ursulinen Schulhaus sichtbar. Wie ein junges Reh raste ich den Innrain hinab — die Freude hat feste Flügel und die Liebe einen guten Atem. In ihren besten Kleidern kamen sie daher, Johann sah ich zum erstenmal ohne Arbeitsbluse. Ich muß aber bemerken, daß Wörter, welche über Mode sprachen, in dem Lebenslexikon der Geschwister nicht verzeichnet waren.

Nanni, die gute, bescheidene Seele, war die Auftragerin aller möglichen, tantlichen Kleidungsstücke, besonders der Mantillen; ihr Kapothut trug Jahr für Jahr das gleiche Gesicht, nur wurden die rötlichen Blumen allmählich blasser, dafür etwas zauziger. Ueber solche Kleinlichkeiten kam Nanni aber



leicht hinweg. Die beiden Brüder waren in Schwarz, mit steifgestärkten Vorhemdchen, welche sehr oft den Anschluß an den Kragen nicht sogleich fanden. Die Huzüge waren älteren Schnittes, aber sauber gebürstet.

Sch weiß die beiden Brüder durch Jahre hindurch mit Schwingmänteln; besonders Gottfried sah darin noch größer und düsterer aus, wie eine wandelnde Säule. Der Nachmittag und der Abend, den wir zusammen verlebten, war ein wirklich froher und anregender. Die angeborene Liebenswürdigkeit und feingestimmte Höflichkeit des Verkehrs gab so eine sichere Unterlage, schnell war man aneinander gewöhnt, kein fremdes Gesicht störte Johann; da sprach er wieder in seiner ruhigen, sachlichen Art, ohne die geringste äußere Erregtheit, so wie ein tüchtiger Lehrer eigentlich laut denkt. Gottfried, der allzeit etwas weltschmerzlich veranlagt war, lebte am liebsten in den alten Familienerinnerungen; dabei fand er die Gegenwart als die denkbar schlechteste Zeit, die dem Menschengeschlechte beschieden sei.

Nanni war ein goldenes Herz. Sie erzählte uns von den wunderbaren Träumen ihrer Jugend, von Paradiesgärten mit hellen, laufenden Wassern, darin weiße Schwäne ihr Gefieder tauchten, sie erzählte von singenden Rosen und rufenden Bäumen, von Goldsand und Silbersteinchen, in deren weichem Geriesel der Fuß beinahe versank, und als sie erwachte, lag sie halt doch immer im Dorfstübele des Nauderer Schlosses in einem schmalen Bettlein, da sie bei Tante Bezirksrichter Patscheider jahrelang das „Hauspudelse“ war.

Diese Träume waren einst ihre Rettung gewesen. An den bunten Phantasiegebilden labte sich die junge Seele; da war und blieb sie trotz Arbeit und Mühe so eine Art verzaubertes Schloßfräulein. Wer Nanni erzählen hörte in so vollendeten

---

Sätzen und schönen Vergleichen, der wußte, daß unter dem unscheinbaren Kleide ein braves Herz schlug, dem der Demant Poesie eingesprengt war mit seinem reichen Segen, von dem nur wenige wußten. Davon spendete sie zuerst uns drei Kindern, später, als sie nach Brixen übersiedelte, den beiden mutterlosen Kleinen des dritten Bruders.

In bester Stimmung trennten wir uns erst am späten Abend. Bald umfing uns der Schlaf der Kinderzeit, den all die guten Familiengeister benützten, uns märchenhafte Rosen auf die Decke zu legen, uns helle Wasser und weiße Schwäne zu zeigen.

Der Faschingssonntag vereinigte um uns andere liebe Bekannte bei einem Glase Punsch und Musik. Als ich Fräulein Marie Hüffelberger das erstemal spielen hörte, so wie eben vor und nach ihr niemand gespielt hatte, bekam ich Herzklopfen mit einem Angstgefühl, welches mich zum Weinen brachte. Wie sonderbar — die Träne im Auge des Zuhörers ist der Prüfstein der Leistungen des Spielers! Allerdings mit einer gewissen gefühlstiefen Veranlagung und einem schnellen Auffassungsvermögen des Zuhörenden muß gerechnet werden. So lange wir in Innsbruck waren, gehörte der Faschingssonntag unseren lieben Freunden und Bekannten. Köstliche Stunden verlebten wir so; liebe Erinnerungen, die ich heute still belächle, die aber zum Blumenkranz gehören, den die Jungmädchenzeit sich um die klare Stirne wand.

In diesem zweiten Schuljahre traf es sich, daß meine liebe Marie für ein paar Wochen ganz bei Onkel und Tante einquartiert wurde. Wir beide waren der Sache sehr zufrieden; um weitere Ursachen zu fragen, fiel uns gar nicht ein. Da überraschte uns Herr Huber einmal nach der Schule mit der

Nachricht, daß Mariens Eltern in der Nacht ein kleines Bübchen zur Türe gebracht worden sei, welches sie nun doch behalten mußten, da sie nicht wußten, woher es eigentlich komme. Im Huberschen Hause war große Freude, Fräulein Anna schien von einer Unruhe befallen, die ihr sonst nicht eigen war. Sie ging, wie wir glaubten zwecklos hin und her, besprach sich im Flüsterton mit dem Bruder, war ein bißchen ungeduldiger als gewöhnlich, bei allem aber doch wie in Freude und Glück getaucht. Wir zwei verfügten uns in den Sitzungsaal, einem schiefen Stufenwinkel der Dachbodenstiege, um den Fall gründlich zu besprechen.

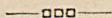
Gerade erfreut war Mariechen zuerst nicht; jedes „einzige“ Kind ist eifersüchtig und will Liebe und Elterntreue nicht teilen mit einem späten Nachzügler; aber die Sehnsucht nach den Eltern und das Verlangen, das kleine Franzese doch einmal anzusehen, überwand alle weiteren Bedenken.

In der Schule ging der Unterricht über die Sakramente immer weiter; gar bald nahte der Tag der Erstkommunion. Marie war bei der glücklichen Schar.

Mater Filumena und der Herr Katechet hielten ihr Wort, sie machten uns alles leicht. Bei den letzten Unterrichtsstunden schien es mir oft, als wandle die hehre Gestalt des Heilandes unter uns. Obwohl ich nicht zu den Erstkommunikantinnen gehörte, schien es mir doch oft, als höbe sich ein Schleier von meinen Augen, als wüßte ich jetzt immer mehr, was ich empfangen. Wie ich schon einmal erwähnte, hatten wir in Mals einen ausgezeichneten Katecheten. Er verstand es, Ohren und Herzen dem kleinen Jesukind zu öffnen, aber für den Heiland in den Gestalten des Sakramentes wuchs erst allmählich das Verständnis. Jetzt im dritten Schuljahre lernte ich begreifen,

daß der Tag der ersten Kommunion wirklich der schönste des Lebens sein könne.

Dies Jahr brachte mir überhaupt die Fähigkeit, mit und für Gott zu fühlen. Das rasche Wachsen schwächte mich körperlich, seelisch fühlte ich mich aber so wohl, wie selten. Heute danke ich dem lieben Gott, daß er mir dies Fühlen in das Herz gelegt und erhalten hat. Freilich, so gut und herzensewarm wie in den Kindertagen sind wohl die wenigsten mehr von uns. Die Zeit und das Leben haben uns gelehrt, mit dem Heiland zu sprechen von den Kümernissen und Sorgen des Lebens, von den Schmerzen des Verlustes und dem Bangen nach lieben Menschen. Die Not des Alltages hat uns ihm zu Füßen geworfen, während wir als Kinder an seine Brust uns lehnten.



## VII.

Von eigentlichen Unterhaltungen sprach man damals noch nicht. Wir verlangten und wußten um nichts und waren dabei doch zufrieden. Im zweiten Jahre öffnete sich uns aber der Tempel der dramatischen Muse. Durch die Vereinsleitung des Gesellenhauses bekam Mutter eine Einladung samt Theaterzettel. Für uns Kinder bedeutete das einen Lebensabschnitt. Gegeben wurde „Alexius“ oder „Der verborgene Edelstein“ — gewiß ein Edelstein dramatischer Dichtung für das katholische Volk. Mutter erzählte uns einen ganzen Abend vom heiligen Alexius, der in Innsbruck als Stadtpatron verehrt wird, von seiner hohen Abkunft, seinem armen Leben und von seinem Sterben unter der Stiege des väterlichen Palastes.

Den Theaterzettel studierten wir mit rührender Genauigkeit, dachten uns den Zusammenhang des Stückes und den Charakter der einzelnen Personen zurecht und zählten Tage und Stunden, bis wir den Weg vom Innrain zum Gesellenhause machen konnten. Ich glaube, der Saal war damals beinahe neu; er war gedrängt voll. Aus den besten Kreisen Innsbrucks waren Familien da; die paar roten Fauteuils, die vor der Bühne standen, waren von der Geistlichkeit und einigen adeligen Damen besetzt, die Lichter wurden angezündet, auch die Lampen an der Rampe. Hinter dem Vorhang bemerkte man wellenförmige Bewegungen, man hörte Laufen und Flüstern, nach unten sah ich Füße mit sonderbarer Sandalenbekleidung

— und noch immer kein Anfang! Mein Interesse war in das Fieberhafte gestiegen.

Da erschien Mjgr. Maier und hielt seine Einleitungsrede. Ich hörte den wirklich hochverehrten Mann immer gerne sprechen, aber diesmal hätte ich auf alles verzichtet.

Endlich doch! Das Herz stand mir völlig still, als nach dem dritten Glockenzeichen der Vorhang sich öffnete. Von dem vollstümlichen heiligen Alexius unter der Stiege fand ich lange nichts, wohl aber entrollte sich in edler Sprache ein Bild des Lebens im alten Rom, welches die Persönlichkeit des Heiligen wie ein Edelstein überstrahlte.

Auch heute, da ich gerade in darstellender Richtung schon viel gehört und gesehen, muß ich noch sagen: es wurde gut gespielt. Besonders hervorragend war damals der junge Schlossermeister Kar, der einen asiatischen Sklaven gab. Seiner lebhaften Darstellung erinnere ich mich noch heute, ganz besonders der Worte: „O, du sollst fühlen, wie ein Asiatenherz hassen kann.“ Mir wurde heiß und kalt vor Entsetzen, was der große Mensch etwa anstellen werde.

In den späteren Jahren, da wir lange in der Universitätsstraße wohnten und ich den Mann so früh und freudlos altern sah, einem so ganz anderen Ende entgegengehend, als man einst dem talentvollen, jungen Handwerker zugetraut, fielen mir seine großen, theatralischen Worte oftmals ein.

Er und sein Hund, den er sorgsam betreute — joweit sogar, daß der Hund im Winter in Filzpatschen mit seinem Herrn die Runde machte —, waren zwei Gestalten, welche dem Straßenbild durch viele Jahre etwas Traurig-Romisches gaben.

Alexius fand einen guten Darsteller, einen in Innsbruck sehr bekannten, liebenswürdigen Mann, dessen sanfter Charakter

seiner Aufgabe sehr entgegenkam. Aber seine Rolle war auch die undankbarste. Gerade in der Sterbeszene erfüllte sich das Wort: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Der arme Heilige sollte, so schien es mir, stehend sterben. An sich ist die Sache schon unnatürlich, eine Klippe für routinierte Darsteller, um wie viel mehr für einen Dilettanten! In die Gestalt des Heiligen kam ein Schwanken und Zittern, ein Herumgreifen an den Gegenständen, eine Unsicherheit der Sprache, daß den Beschauer ein banges Schwindelgefühl erfaßte, zudem dauerte diese Sterbeszene noch unheimlich lange. Ich atmete ordentlich auf, als Alexius endlich auf die Kniee und dann zurückfiel — aber die tiefe, ergreifende Wirkung des Stückes war für mich verloren.

In ein anderes Theater kamen wir natürlich nicht, außer hie und da in das Peterlspiel, welches infolge seiner originellen Witz und Darstellungsart auf mich einen großen Reiz ausübte. So ging das zweite Schuljahr zu Ende, in dem es leider keine Preise mehr gab. Trotzdem ich oft in diesem Jahre infolge des Wachstums nicht ganz wohl war und wegen des Innsbrucker Klimas viel an Nervenkopfsweh litt, erhielt ich mich auf der gleichen Höhe und war in der Platznummer die achte. In diesem Schuljahre habe ich aber doch von Mater Josefa den ersten Bagen bekommen, hauptsächlich wegen Zerstreutheit. Ich fühlte mich unfähig, den Gang des Unterrichtes zu verfolgen und hatte dabei immer meine eigenen Gedanken und Bilder, die mir viel lieber waren als der Vortrag. So kam es, daß ich mit der Rute Bekanntschaft machte und einen Streich auf die Hand bekam. Geschadet hätte mir die Sache gewiß nicht; das bißchen Schmerz wäre leicht zu ertragen gewesen, aber wir mußten von daheim eine schriftliche Bestätigung

mitbringen, daß die Eltern um die Strafe wußten. Unsere Mutter hielt in allem zu den Lehrerinnen, wodurch mir die Strafe doppelt wurde. Viele Eltern waren aber über die körperliche Züchtigung der Mädchen empört, wodurch die Bestätigungen oft ganz anders ausfielen, als Mater Josefa gedacht.

Im nächsten Jahre stellte sie, wahrscheinlich auf Befehl der Mater Filumena, diese Strafe ein, nur prangte die Rute bis zur Sommerdürre hinter dem Kreuzifix.

Schließlich hatten wir alle drei recht gut abgeschnitten und standen vor der Freiheit und den Freuden der zweiten Ferien. Wieder waren es kleinere Partien und Nachmittagsausflüge, am meisten aber der Garten beim Heuwäger, der uns beglückte.

Ich glaube, es war damals das erstemal, daß in Briglegg das Passionspiel aufgeführt wurde. Als ganz große Ferienfreude wollte uns Mutter dorthin führen. Das Allerjüngste im Kinderleben ist die Erwartung, die Erfüllung flaut dagegen meist ab. Die ganze Woche dachten wir nur an den Sonntag. Endlich war er auch da wie alles, was man mit Sehnsucht erwartet. Um 5 Uhr früh gingen wir in die Pfarrkirche zur Messe (vorher hatten wir schon gefrühstückt), dann sogleich zur Bahn. Linas Freundin Laura war von der Mutter zum Mitfahren eingeladen worden. Um die Freude voll zu machen, hatten wir noch neue Sommermäntel bekommen, mit Kapuzen und Mittelgürtel, auf jeder Seite ein Täschchen, und glaubten natürlich, daß wir sehr elegant und hübsch aussähen. Während der Messe überwältigte mich oft das Glücksgefühl, daß ich den geharnischtesten Ritter im Presbyterium bedauerte, der seit mehr als hundert Jahren so steif, so freud- und leidlos durch sein Bistum guckt. „Wie viel glücklicher, du uralter Held, sind wir jungen Kinder! Wir fahren heute nach Briglegg, während du

-----



wieder da oben stehen bleibst, vielleicht bis ans Ende der Welt.“

Die Hinfahrt war wunderschön, so hinein in die Herrlichkeit eines goldenen Sonntagmorgens, umgeben von den Lieblichkeiten des Unterinntales, umstanden von den Riesen der Bergwelt, die mit uns gingen, ebenso wie die Blumen der Wiesen und die reisenden Felder, dazu das brennende Interesse an dem zu erwartenden Schauspiel — viel mehr können Kinderherzen nicht wünschen. Wir waren wie im Himmel.

So viel ich weiß, war Professor Michael Stolz, an dessen schönes Patriarchengesicht sich noch viele Innsbrucker erinnern, der erste Spielleiter.

Es ist sonderbar: obwohl mir Vorstellungen und Eindrücke früherer Jahre noch treu blieben, so habe ich doch gerade von diesem Spiel nur das Gefühl eines großen Untereinanders. Die lebenden Bilder waren schön, die dramatischen Momente gut durchgeführt, einige Spieler hatten entschieden Talent, nur die Chöre dauerten lang und wirkten dadurch ermüdend. Schon die vormittägige Spieldauer war ziemlich reich bemessen. Die frische Luft und das Essen, sowie etwas Ruhe kräftigten uns wieder, nur war die Zwischenpause sehr kurz, so daß man gezwungen war, recht eilig das Mittagmahl einzunehmen. Gleich hieß es wieder hinein in den von der Sonne und der Ausdünstung so vieler Menschen ganz durchglühten Spielraum.

Jetzt hatten wir Zeit, unsere Nachbarschaft anzuschauen. Ein sehr stattliches Salzburger Bauernpaar kam daher: der Mann mit einer Uhrkette, so dick und starkgliederig, daß ein paar Kälber daran hätten zum Markt gebracht werden können. Die Frau, die an Stattlichkeit ihres Mannes treue Gefährtin war, schleppte, stark atmend, einen schweren Korb mit sich. Sie

trug das schwere, schwarzseidene Kopftuch, welches sie rückwärts wie ein Baldachin umschloß. Mit vielen Umständlichkeiten kamen beide endlich zum Niedersitzen und da das Spiel noch nicht begann, sprach Mutter lange Zeit mit den freundlichen Leuten, die sich als Gastwirte und Gutsbesitzer vorstellten. Sie beneideten Mutter um die Kinder und meinten, wenn sie nur wenigstens „ein Dianei“ hätten für die alten Tage. Der große Korb der Frau war eigentlich ein Menagewagen, der nun seine Fülle auf dem Schoß der Frau zu entfalten begann. Sie hätten vor lauter Eile gar nicht recht essen können, wollten aber jetzt ein bißl nachholen und auch den „Dianei“ gerne etwas geben. Mutter dankte den beiden Leuten. Wir hatten soeben gegessen und Obst genug in unseren Handkörbchen.

Das Spiel begann wieder. Der Chor leitete den eigentlichen Beginn der Leidensgeschichte ein. Die Frau hatte ein ganzes Mahl auf ihrer Schürze ausgebreitet: Salami, kalten Braten, ein gewichtiges Paket schöngeblättelten Schinken, dessen Ränder infolge der Hitze glashell leuchteten. Die Vorstellung fesselte die Frau, aber mit Daumen und Zeigefinger hielt sie ein Stück Fleisch fest, während ihr in frommer Rührung die Augen feucht wurden. Als wieder eine Pause eintrat, steckte sie das bereitgehaltene Stück gleich in den Mund und meinte zu Mutter gewendet: „Sagns, gnä Frau, is dös net schreckli, was da lieb Herrgott g'litten hat wegen dera Judenbande — und daß ma grad so gut alls no woaß, wo schu sei so lang her is! — Was sagst denn du darzu, Alter, he?“

Die beiden Menschen fütterten in stiller Gemütlichkeit weiter, die unteren Partien ihrer Gesichter glänzten bereits wie lackiert.

Die Hitze war intensiv, die Umhüllungen der Pakete wurden immer transparenter; es nützte nichts, als wieder einpacken. Dafür zog der Mann aus der Tiefe seiner Rocktasche ein kleines, grünes Fläschchen, aus dem Proviantwagen nahm die Frau ein kleines Kelchglas und vereint boten sie zuerst der Mutter davon an.

„So was Verdaufams ist's für den Magen — ein selbstgebrannter Moschbeer Schnaps.“ Selbstverständlich dankte Mutter für sich und uns. Alfred, Lina und Laura unterhielten sich nach ihrer Art; sie aßen fleißig Obst und waren dabei wieder gerührt im tiefsten Herzen über die Leidensgeschichte des lieben Heilandes.

In mir wirkte die Sache anders. Für die Nerven eines Kindes mochte die Aufregung wohl zu viel gewesen sein, besonders, da ich schon eine Woche vorher nichts anderes dachte — dazu das frühe Aufstehen, hier die Hitze, die ganze Gemütsverfassung, welche die Passion in mir auslöste, besonders die Begegnung mit Maria bei der vierten Station brachte mich ganz auseinander. Ich bekam furchtbar Kopfweh; meine Pulse arbeiteten wie Schmiedehämmer, dazu der mir immer unerträglicher werdende Fleischgeruch, die beiden fettglänzenden Gesichter unserer Nachbarn — schließlich drehte sich alles in einem rasenden Rundtanz um mich, daß ich mit geschlossenen Augen mich an die Mutter lehnte und seelenfroh war, als die Vorstellung zu Ende ging und reine Luft mich wieder erfrischte.

Mit großer Liebenswürdigkeit verabschiedeten sich unsere Nachbarn und meinten allen Ernstes, Mutter sollte ihnen doch die drei Kinder wenigstens für acht Tage anvertrauen — sie brächten uns selber wieder nach Innsbruck zurück.

Für mich gab es nur den einen Wunsch, bald heim und zur Ruhe zu kommen. Während der ganzen Fahrt fühlte ich mich krank und elend. An die Vorstellung der vierten Station durfte ich überhaupt nicht denken, sonst bekam ich Herzweh bis in die Fingerspitzen des linken Armes — bis ich daheim war und mich wieder gesund schließ.

Diese zweiten Ferien brachten auch andere Eindrücke für unsere jungen Seelen.

Auch im Nachbarhause waren Kinder, eigentlich mehr Knaben in meinem Alter, mit denen ich mich sehr gut verstand. In mancher Hinsicht waren mir die Buben lieber als die Mädchen; sie hatten bei aller Lausbüberei doch eine gewisse Ritterlichkeit und waren nicht so empfindlich und gleich „stiff“ wie die Mädchen. Ueberhaupt war dies Stufflein eine richtige Schulplage, wovon man sich oft durch recht reale Dinge loskaufen mußte. Bei den meisten schmolz jeder Groll beim Anblick eines französischen Spitzenbildchens mit einer möglichst bilderrebusartigen Darstellung; ich bevorzugte besonders Tauben und Altäre. Ja — also die Buben waren liebe Spielkameraden und hatten auch wieder andere Freunde. Unter diesen „anderen“ war ein hübscher, aristokratischer Bub, dessen Namen ich nicht nenne, da er in Innsbruck ja bekannt sein dürfte. Er war so glücklich, von einem amerikanischen Onkel oder Bruder einen zierlichen Affen zu bekommen, den er jeden Abend mitbrachte. So was Kleines, mit all der Zierlichkeit und Behendigkeit, mit den lebhaften Bewegungen, etwas, was man angreifen und herumtragen konnte, dies wäre für mich was gewesen!

Marie fürchtete sich vor dem Affchen und machte sogar eine, mich tief kränkende Bemerkung über den Geruch des Tieres, den ich entschieden bestritt. Damals drohte unserer Freundschaft ein starker

Riß; nachdem aber der Affe aus meinem Gesichtskreis verschwunden, gelobten wir uns in der Dachbodenstube ewige Treue.

Nach dem Affen sollte ein neuer Stern, eine eigene Art Kunst, seine ersten Strahlen auf unsere Kindheit werfen.

Zwischen dem Hohenauer-Haus und der Johanneskirche war damals ein großer Platz. Eines Tages wurden Pfähle geschlagen und im Kreis eine ziemlich hohe Bretterwand aufgeführt, so daß von der Straße niemand hereinsah. Aus der Mitte stieg ein Trapezgerüst in die Höhe — es waren Vorbereitungen, die wir noch nie gesehen. Dabei standen zwei Wohnwagen, in grellen Farben gestrichen, mit kleinen Fenstern, Vorhängen und Salousien; über das Dach ragte ein dünnes Kaminrohr, aus dem zur Hochzeit kleine Wölklein zogen — es war wie das tiefe Atmen des ganzen Wagens. Kurzum — ein Zirkus wollte im Innrain seine Vorstellungen geben.

Ein kleiner Stallbau beherbergte einige nette Reit- und Schulpferde, in den beiden Wagen wohnte eine zahlreiche Artistenfamilie, deren Glieder alle bei den Vorstellungen mitwirkten. So viel ich mich der Sache entsinne, waren es ganz anständige Leute. Vom Wageninnern führte ein Treppchen vermittelnd zum Boden; darauf saß schon am ersten Tag ein kleines, braunes Mädchen, welches nur einige Worte „Deutsch“ verstand, aber mit Augen voll Sehnsucht nach uns anderen Mädchen schaute. So recht „schulmädclartig“ umstanden wir den Wagen, blickten neugierig in das Innere und fragten dies und jenes, ohne eine Antwort zu erwarten. Trotzdem schlossen wir bald eine Art Freundschaft, ehe noch die Vorstellungen begannen. Die Kleine war nett gekleidet; sie war die Tochter des Besitzers all dieser fliegenden Herrlichkeiten, so ein richtiges Prinzesslein der Landstraße. Die Mutter war eine junge,

.....

hübsche Frau, die den Haushalt führte, an der Kasse saß und die hohe Schule ritt. Das übrige, selbstverständlich „erstklassige“ Personal war beim Hubertwirt am Innrain untergebracht.

Merkwürdig, wie man sich, auch ohne die gegenseitige Sprache zu kennen, doch unterhalten kann! Es ist wohl oft ein Verstehen des Herzens und der Empfindungen, bei dem man sich der Anschauung weit mehr bedient als der Sprache. So ging es auch uns. Gar bald wanderte ich Arm in Arm mit der Kleinen und brachte sie Mutter heim. Das Kind hatte jedenfalls eine gute Erziehung, war sehr artig, machte die zierlichsten Knize, dankte für alles, hie und da sogar mit einem deutschen Wort, welches sie bei uns Mädchen aufgefangen.

Meine beste Puppe machte ich ihr zum Geschenk, führte sie an meine Lieblingsplätze, auch zu Herrn Huber, der gut italienisch sprach und sich leicht mit ihr verständigte. In ein paar Tagen verstanden wir uns gut, auch ohne gleiche Muttersprache. Dies sind die richtigen, lebendigen „Lieder ohne Worte“, welche die Seele komponiert und ohne Schwierigkeiten findet, da die Klangfarbe rein und die Spielart leicht ist. Kindliche, einfältige Seelen verstehen sie. Komplizierte Naturen gehen ahnungslos darüber hin.

Und nun begannen die Spiele.

Jeden Tag brachte die kleine Teresa einen Spielzettel in dem großzügigen Stile dieser Vorstellungen, gespielt mit lauter Superlativen. Meine neue, kleine Bekannte war auch bereits „Artista“ und hatte zu ihren Produktionen viel zu üben, besonders am Vormittag.

Auch über ein paar sehr gelehrige Hunde verfügte der Unternehmer, mit denen ich bald ebenso befreundet war wie mit den Menschen.

.....

In den Wagen hineinzugehen entschloß ich mich aber trotz aller Aufforderung nie; es war in mir wie eine unbestimmte Ahnung, daß die ganze Poesie dieser Wanderer in mir zugrunde ginge, sobald ich ihr Leben in der Nähe besähe.

In die erste Vorstellung ging Mutter mit uns Kindern, ebenso Frau Weller mit ihren drei Buben. Es war ein nettes, anständiges Programm — von allem etwas. Die Mama der kleinen Teresa sah als Schulreiterin geradezu fein aus; das Töchterchen absolvierte im Flitterröckchen mit langen, dünnen Vogelbeinen ihre verschiedenen Themata, besonders in „Rudeltreiterei“. Sie sprang durch Reifen, die mit Seidenpapier bespannt waren, ebenso über vorgehaltene Stangen, trippelte auf einer großen, rollenden Kugel, lief über ein Drahtseil, führte die dressierten Hunde vor, kurzum, sie leistete viel und wurde auch vom Publikum ganz besonders ausgezeichnet. Wie war ich stolz bei dem Gedanken, daß ich mit dieser Künstlerin beinahe Freundschaft geschlossen hatte!

Was ich damals „Gutes“ bekam, trug ich alles zum Heimwagen der fahrenden Künstler, die mich gut leiden konnten. Ihr Dank beglückte mich geradezu. Das kleine, deutsche Mädchel, welches ihnen, die ja selbst gewiß nicht arm waren, seine Butter- und Honigbrote und Äpfel zutrug, war ihnen, wie es schien, eine neue Erscheinung. Um sich dankbar zu zeigen, brachte das Mädchen Eintrittskarten in Hülle und Fülle; zu jeder Vorstellung hätten wir gehen können. Aber keine einzige nahm Mutter an; sie gingen immer den Weg zurück, den sie gekommen.

Alfred war ebenso wie ich Feuer und Flamme für die Zirkuskunst und -Künstler, aber Lina, unsere Älteste, zeigte gar kein Interesse an höherer Pferde- und Rudeldressur, an Reiterei

und Pantomimik, Trapezkünsten und bengalischen Knalleffekten, wofür wir beide ihr huldvollst den Titel einer „faden Nocken“ verliehen.

Wir fanden einen Ausweg, um trotz der zurückgewiesenen Eintrittskarten auf unsere Rechnung zu kommen. Von den Dachfenstern des Nachbarhauses überjah man den ganzen Zirkus und gar bald hatten vereinte Bubenkräfte oben primitive Sitze hergerichtet, so daß jede Dachluke sich wie eine kleine Loge ausnahm. Dann ergingen von den Hauskindern die Einladungen an bevorzugte und gutgelittene Nachbarskinder in so drastisch eigentümlicher Weise, daß ich bei der Erinnerung daran noch lachen kann. „Kemts ös heut, mir schaugen mitsamm obi — heut' werd's extra schön — o du! — ober die Rechnungen mußt mer amol abschreib'n lass'n.“ Alles wurde versprochen, die schönsten Geschichtenbücher wurden heimlich ausgeliefert, farbige Papiere und Bleistifte verschenkt.

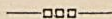
So stiegen Alfred und ich des öfteren in solch eine Gratisloge. Wie die ersten Musiktöne im Zirkus ihre Lockung auf das Publikum auszuüben begannen — nebenbei gesagt: echte Zirkusmusik mit drei, vier Blasinstrumenten — da bezogen wir mit freudig klopfenden Herzen unsere lustigen Sitze und waren auf den scharfzantigen Brettern seelenvergnügt, mindestens ebenso gut wie moderne Kunstgenießende auf gefederten Polsterstühlen.

Daheim war vor unseren Proben kein Tisch noch Sessel mehr sicher. Vor dem Hause spielten die Buben „Schlangemensch“ in den furchtbarsten Verdrehungen und Gliederverrenkungen. Von der Tatkraft und dem Eifer der jungen Athleten zeugten verschiedene gesprengte Nähte und abgerissene Knöpfe — aber die Mütter hatten damals für Freiturnerei



absolut kein Verständniß, und so ging manch schönes, vielversprechendes Talent wieder im Schatten unter, nachdem es kaum die Sonne geschaut.

Als der Kunsttempel seine Pforten schloß, hatte ich ein wehes Gefühl in der Brust, und als ich sah, wie die Köhlein an die Wagen gespannt wurden und das fahrende Haus dahinschwankte, als die kleine Teresa mir noch zum Fensterlein herauswinkte, weinte ich törichte Kindertränen, die aber trotzdem bitter waren. Für ein Kinderherz braucht es keine weltbewegenden Ereignisse, es wird schon vom Alltags-Leben und -Lieben bald voll.



## VIII.

Nun kam ich schon in die vierte Klasse und hatte wieder Mater Josefa als Lehrerin. Wer selber so ein Schulmädcl war, der weiß, welches Hochgefühl das Herz durchzieht beim Eintritt in die Oberstufe, mit welcher Herablassung man nieder-  
schaut auf die kleinen Klassen, denen man selbst kaum ent-  
kommen. Wir kamen uns vor wie eine Elitetruppe und sprachen von den „Zweitlern“ und „Drittlern“ wie von etwas ganz Unwürdigem. Mit Mater Josefa stand ich mich recht gut, ich hatte sie geradezu gerne; besonders zu Zeiten, wo wir allein waren, zeigte sich, welch ein Schatz von Liebe in dem braven Nonnenherzen aufgespeichert war.

Ich hatte natürlich auch so kleine Schuldienstchen zu ver-  
sehen, die eigentlich Belohnung und Ehrensache waren, daher mit viel Freude und größter Genauigkeit verrichtet wurden. Dazu gehörte nach der Schule das Aufheben der Papierschnitzel, das Auswaschen des Schwammes, das Ordnen der eingesam-  
melten Broststücke für die armen Mitschülerinnen, was dann am Nachmittag verteilt wurde, u. dergl. mehr.

Da war ich, nachdem die Schule ausgeläutet und die große Schlacht der Kleiderausteilung geschlagen war, oft allein mit Mater Josefa. Sie war mit dem strengsten Gesicht lieb und gut, strich mir über das Haar, fragte mich um daheim, erzählte mir etwas vom Kloster, lobte mich wegen einer Kleinig-  
keit, sparte aber auch nicht mit Tadel.

Eine Art Ehrenstelle eroberte ich mir besonders in der vierten Klasse: Ich wurde nämlich die Gratulantin bei festlichen Gelegenheiten, wie Namenstage, Neujahr, speziell beim Katecheten, der Würdigen Mutter usw.

Unser Religionslehrer war Hochw. Herr Dirschbacher, der später, hochbetagt, als Kaplan des Mädchen-Waisenhauses starb. Für den Herrn Katecheten war mein Jungmädchenherz Feuer und Flamme. Damals war Herr Dirschbacher Stadtkooperator und bereits ziemlich bei Jahren. Er war sehr gut zu mir, ich lernte gerne für ihn, besonders, da er zu jenen vernünftigen Katecheten gehörte, welche kein strenges Auswendigplappern verlangten, sondern unseren jungen Verstand in den Geist des Katechismus einzuführen suchte, weit mehr als in die Worte.

Jeden Monat einmal gab es schriftliche Klausurarbeit in Religion, worauf ich mich ganz besonders freute. Herr Dirschbacher nahm die Hefchen mit, korrigierte, schrieb Notizen hinein und legte als Belohnung schöne oder einfache Bildchen dazu. Da hatte ich einmal ein großes „Sehr gut“ und ein wunderschönes Bild im Hefchen. Dazu rief er mich nach der Stunde noch hinaus mit dem Auftrage, ihm irgend etwas in die Wohnung zu bringen. Wie ich so viel Freude und Ehre vertrat an einem Vormittage, vielmehr, bis ich nach Hause kam — weiß ich gar nicht; Mater Josefa verbot mir, vor den anderen Mädchen darüber zu reden; daheim konnte ich erst erzählen. Vielleicht fühlte Mater Josefa, daß es doch besser gewesen wäre, eine ihrer Muster Schülerinnen mit diesem Auftrage zu betrauen, anstatt so einen Unband, wie ich es war.

Mutter freute sich meiner Auszeichnung von seiten des hochwürdigen Herrn — mir selber war bei allem doch bang ums Herz. Wenn man für jemand eine so große, alles um-

fassende Verehrung hat, wie ich für den Herrn Katecheten und dazu zwischen neun und zehn Sahren steht, dann benimmt man sich gewöhnlich grenzenlos ungeachtet, sobald man der verehrten Persönlichkeit gegenübersteht. Es galt für mich, einen neuen Boden zu betreten, für den ich mich gar nicht würdig hielt.

Mit hochklopfendem Herzen machte ich mich auf den Weg. Mutter hatte mir natürlich Höflichkeitsmaßregeln gegeben, aber in dem Gefühl, allein den Herrn Katecheten besuchen zu dürfen, ging alles andere unter. Freude und Angst, Stolz und Bangigkeit kugelten in meinem Innern nur so durcheinander. Je näher ich zum Pfarrplatz kam, desto mehr verlangsamten sich meine Schritte, bei allen Schaufenstern blieb ich stehen, die mich sonst gar nicht interessierten, sogar vor einem Tabakpfeifengeschäft stand ich in gänzlicher Selbstvergeffenheit, bis mich eine Stimme aus dem Innern des Geschäftes aufforderte, wegzugehen, da ich nur im Lichte sei. Schließlich ging ich noch in die Pfarrkirche und bat die Mutter Gottes, sie soll mich die Anrede nicht vergessen lassen und mir helfen, daß ich keine Dummheiten mache. Zaghaft zog ich an einer Glocke der vielen Widumsthüren. Wie von unsichtbarer Hand öffnete sich die Pforte. Schwer pochenden Herzens stieg ich empor, rastete auf jedem Treppenabsatz, putzte einige Male die Nase, da Mutter uns dies immer auftrug, und klopfte mit bebenden Fingern an die Wohnungsthür.

Ich wäre gar nicht erstaunt gewesen, wenn Sonne, Mond und Sterne sich meinen Blicken geboten hätten, denn in meinen Augen war Herr Dirschbacher kein gewöhnliches Menschenkind, sondern ein höheres Wesen, für den das Schönste und Beste gerade gut genug gewesen wäre.

Eine freundliche, ältere Frauensperson öffnete mir, sie schien mich erwartet zu haben, nahm mich bei der Hand und schob mich in ein Zimmer, wo der „Herr Vetter“ — wie sie sagte — am Schreibtisch saß. Vom Zimmer sah ich zuerst gar nichts, sondern nur einen großen Schreibtisch, vor dem der Herr Katechet saß.

Wie ich mein Sprüchlein herausgestoßen, weiß ich nicht; ich hörte nur das Pochen in der eigenen Brust und war vollständig atemlos. Er lachte für sich recht gemütlich, nahm mich bei der Hand und führte mich zum Divan, den er benützte, während ich auf der Schmalseite des Tisches Platz bekam. Was wir gesprochen, weiß ich nicht mehr, aber als ich ruhiger wurde, fühlte ich wieder tief die Ehre, die mir hier wurde. Das Fräulein Nichte brachte bald Kaffee, sowie einen mächtigen Guglhupf, aus dem viele große Zibeben mit freundlichen Augen mich anschauten.

Daheim, o, da hätten meine Finger bald etwas erwichet gehabt — im Ausbrechen dieser Süßfrüchte hatte ich eine große Übung —, aber hier getraute ich mich vor lauter Ehrfurcht kaum an solche Attentate zu denken.

Von allem Guten gab mir der Herr Katechet. Alles wäre sehr gut gewesen, aber die Verlegenheit verdarb mir den Appetit. Meine Phantasie malte mir furchtbare Bilder von verschüttetem Kaffee vor; ich sah eine zerbrochene Tasse am Boden, ein beschmutztes Tischtuch, ein übergossenes Kleid — am besten ging ich all diesen Gefahren aus dem Wege, indem ich so wenig als möglich aß und trank. Das Gleichgewicht meiner Seele wurde einigermaßen wieder hergestellt, als ich endlich bemerkte, wie einfach alles eingerichtet war — seine Möbel, sein Tisch, seine Kleider, so gar nicht anders als bei gewöhnlichen

Menschenkindern. Als ich heimgehen wollte, stand der alte Herr auch auf und an seiner Hand schritt ich das zweitemal sehr hoherhobenen Hauptes über den Pfarrplatz. Ich erinnere mich, zu den Fenstern verschiedener Häuser emporgeschaut zu haben, in der Meinung, die Leute müßten doch herabschauen, mit wem ich gehe, so wichtig kam mir diese Begleitung vor. Am Anfang der Lauben trennten wir uns; ich küßte ihm die Hand, nicht etwa nur des Brauches halber, nein, ich tat es von ganzer Seele, es machte mich glücklich, dies tun zu dürfen.

Als ich nach all diesen Gefühlsstürmen nach Hause kam, hatte ich zuallererst einen mächtigen Hunger, wie es bei gesunden Naturen mit stark entwickeltem Innenleben gewöhnlich vorkommt. So lange die Erregung standhält, ist Essen und Trinken eine geschmacklose Zumutung, hernach aber bewältigt man seinen Löwenanteil.

Mein Bruder Alfred kultivierte damals edle Studienfreundschaften. Mit zwei seiner Kollegen hatte er sich innig verbunden; so treu hielten die drei zusammen, daß ihnen von den anderen Studenten der Titel „das Triumvirat“ angehängt wurde. Der eine war auch ein Malser Kind, mit Namen Ignaz Verdross. Wegen seiner Tüchtigkeit stieg er später von Stufe zu Stufe und wurde vom Kaiser geadelt als Erzellenz Ignaz v. Verdross zu Trostthurn.

Der andere hieß Moïse Plattner; er war ein Neffe des Herrn Dirschbacher und ganz bei ihm aufgenommen. Nach Vollendung des Gymnasiums trat er in die Theologie, später als junger Priester in den Benediktinerorden der Beuroner Kongregation unter dem Namen Pater Maurus. Bei seinem Eintritt residierten die Patres im Servitenkloster zu Volders. Jedes Jahr erfreuten wir uns seines Besuches und manches

Brieflein, manche Karte flogen von Prag, Wien, Seckau, Maria-Laach hin und her, so daß man sich ein getreues Bild dieser ehrwürdigen Siedlungen des heiligen Benedikt machen konnte. Viele Innsbrucker werden sich noch der patriotischen Festpredigt am Berg Isel vor einigen Jahren erinnern, in welcher Pater Maurus als kaisertreuer Tiroler zu seinem Volke redete. Mit welcher Freude übernahm er den Auftrag, von dem ehrwürdigen Schauplatze eines heiligen Kampfes zu seinen Landsleuten zu sprechen, sie zu begeistern für ihre heiligen Grundsätze, sie zur Treue aufzurufen für ihren Bundesherrn und ihren Kaiser! Leider war diese Rede eine Art geistiges Testament, denn im darauffolgenden Winter hörten wir ganz zufällig von seinem Tode. Mutter und ich betrauertem sein Hinscheiden; er war noch in den besten Mannesjahren, ein eifriger, frommer Priester, in allem der Zeit und ihren Anforderungen Rechnung tragend, ein musterhafter Religiose, ein treuer, warmer Freund und angenehmer, geistreicher Gesellschafter.

Für Alfred waren die beiden Freunde alles; wir Mädchen wurden ein bißchen stark in den Winkel gestellt. Für Buben in diesen Jahren sind die Mädels ja immer „zu dumm“ — in ein paar Jahren dreht sich das Blättlein.

Für ihn kam die Zeit, wo er Schmetterlingsnetz und Spambrett mit der Laubjäge vertauschte, welche wirklich nette Hauskunst ihn Vetter Heinrich von Würz lehrte. Neben seinen Studien nützte er jeden Augenblick und verfertigte wirklich allerliebste Sachen. Da im Hause außer dem Hausbesitzer noch ein Tischler wohnte, war Alfred viel in der Werkstatt, lernte dort die Zusammenfügung des Holzes, das feine Polieren, sowie die ganze, zierliche Fertigstellung der Gegenstände. Wie freute sich Großmutter über das erste Geschenk ihres kunstver-

ständigen Entfels! Sie hielt die Sachen so schön und in Ehren, daß noch heute vieles wie neu erhalten ist.

Noch ein paar merkwürdige Hausgenossen möchte ich den Lesern vorführen.

Da war vor allem die „Wiener Netti“, ein ziemlich altes, unschönes Fräulein von robustem Körperbau, mit einem Gebiß, als hätte sie Felsen zermalmen müssen, ausgestattet mit einem Wortreichtum, der unzählbar gewesen wäre und begabt mit einem Sprechvermögen von so riesiger Dehnbarkeit, daß ein Demosthenes sie hätte beneiden können. Ihr steter Begleiter war das „Bürschel“, ein furchtbar geiselter, ruppiger Stallpintsch, dem eben zur vollendeten Menschenwürde nur die Sprache abging. Fräulein Netti gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die den ganzen Tag „Zeit“ haben. Ihr bißchen Hausarbeit war bald getan, etwa noch ein „wengerl“ zum „Johannes“ ging sie (Johanneskirche), dann widmete sie sich der Allgemeinheit und machte durchaus nicht schmeichelhafte Vergleiche zwischen den Sitten und Gebräuchen Tirols und dem Benehmen der „noblichten Wiener“. Tirol war halt doch ein Land der Barbaren gegen die schöne Manier der Frau kaiserl. Rat, und der Hausherr von der letzten Wohnung war so ein „gebildeter Mann“, daß die feinsten Kreise sich um seine Gesellschaft bewarben. Vielleicht wurde dieser Hausherr noch Zeremonienmeister bei Hof. Mit Vorliebe hielt sie sich bei unserer Hausfrau auf und stattete umfangreiche Berichte ab über das Verhalten der einzelnen Parteien, besonders der Kinder, welche nach ihrer Ansicht samt und sonders keine Erziehung und „Bildung“ mehr hatten.

Sie war nebenbei der wandelnde Beichtspiegel des ganzen Hauses und da es ein Doppelhaus war, hatte sie gerade hin-



reichend zu tun. Sie wußte, welche von den Hauskindern auf der Stiege am meisten trampelten, welche sogar an Werktagen weiße Höschen mit „geschlungenen Zagen“ und ebenjohle Unterrocklein trugen, sie roch jedes Fett, mit dem gekocht wurde, sie wußte genau das Quantum Fleisch, welches in den Töpfen und Kasserolen brodelte, ebenso die vielen Erdäpfelschmarrn, die dazu gegessen wurden, weil sonst „d' Leut mit so an Bröckerl eh nit gnua hätten“.

Ihr Sittlichkeitsgefühl erstreckte sich sogar auf die Liebhaber der Dienstmädchen und deren Waffengattung. Abends belauschte das alte Fräulein hinter geschlossenen Saloujien die Mondscheinpromenaden und Schwüre dieser fühlenden Menschenkinder und, wie sie schauernd erzählte, erspähten ihre Falkenaugen sogar die Nichte vom zweiten Stock mit einem Studenten, der eine farbige Mütze trug, wie ein „Wurstl“ und Doktor werden wollte. — „No, dös wer ma no daleben“, meinte sie geringschäßig.

Jedes Jahr verlor Fräulein Metzl einen Vorderzahn, was natürlich zu schlechten Wizen unter den Parteien Veranlassung gab.

Ebenso wohnte die Tante obgenannter Nichte in unserem Haus, gerade unter ihr. Diese Tante war das knochigste, dürrste Frauenzimmer, welches ich je gesehen; alles lang und spitz mit scharf vordringender Nase und einem Kinn, welches unzweideutige Annäherungsversuche zu ersterer zeigte — eine Type, geschaffen zur Knusperhege in „Hänsel und Gretel“. Die Nichte war ein ganz nettes Mädchen, welches später wirklich den bewußten Studenten gehehlicht haben soll.

Die Tante, eine Witwe, hatte von ihrem Gatten eine behagliche Existenz sowie den etwas ominösen Namen Malanotte ererbt.

.....

Dieſe beiden Frauen, Fräulein Nettl und Frau Malanotte, waren die richtigen Hauſſchrapnelle; da flogen die abgeriſſenen Fezen von Ehre und gutem Namen nur ſo durch die Luſt und verwundeten ſich biß zur Bitterkeit. Es iſt ein Jammer, wenn Frauen von Temperament zu viel Zeit haben. Da wächst das Unkraut und die Giftpflanzen noch einmal ſo ſchnell und dabei war jede feſtenfeſt überzeugt von ihrem Recht und der guten Meinung gegenüber der Unbekehrbaren.

Der Kampfplatz war gewöhnlich auf der Straße einerſeits, andererſeits an einem offenen Fenſter. Mir war es ein Hauptſpaß zuzuhören, wenn die Geſchoſſe ſo auf- und abflogen und ſchwirrten. Ich ſetzte mich ganz ſtill auf die Stufe der Hauſtür, nahm auch noch ein Buch mit, als ob ich lernte, und ergözte mich an dem ſtilvollen Wortſchwall der beiden Damen. Fräulein Nettl arbeitete in dem leichtfließenden Vercheſelder Dialekt, die andere in dem mangelhaften Deutſch unſerer Südtiroler, geſpickt mit falſchen Endungen, unrichtigen Artikeln und Fürwörtern. Mutter durfte nichts wiſſen von meinen Horcherſtudien; ſie war eine Feindin all dieſer Sachen. Dafür hörte ihre Jüngſte mit ſtillem Hochgenuß zu — was mir eigentlich gefiel, weiß ich ſelbſt nicht, ich glaube nur die Niedegewandtheit.

War der Streit beendet, ſchien die Luſt ordentlich klarer zu werden; es hatte wieder einmal ausgewettert. Auf der Straße rauſchten die Damen aneinander vorüber wie zwei feindliche Schiffe, ſahen ſich aber gegenseitig bald um, wie etwa der Anzug der anderen beſchaffen ſei, denn die Toilette iſt von jeher ein gutliegender Angriffspunkt geweſen. Damals trug man die Sommerkleider vorne mit einem kleinen, viereckigen Ausſchnitt, eine hübsche, durchaus anſtändige Mode. Aber es iſt eben nicht alles für alle. Frau Malanotte trug ſich für

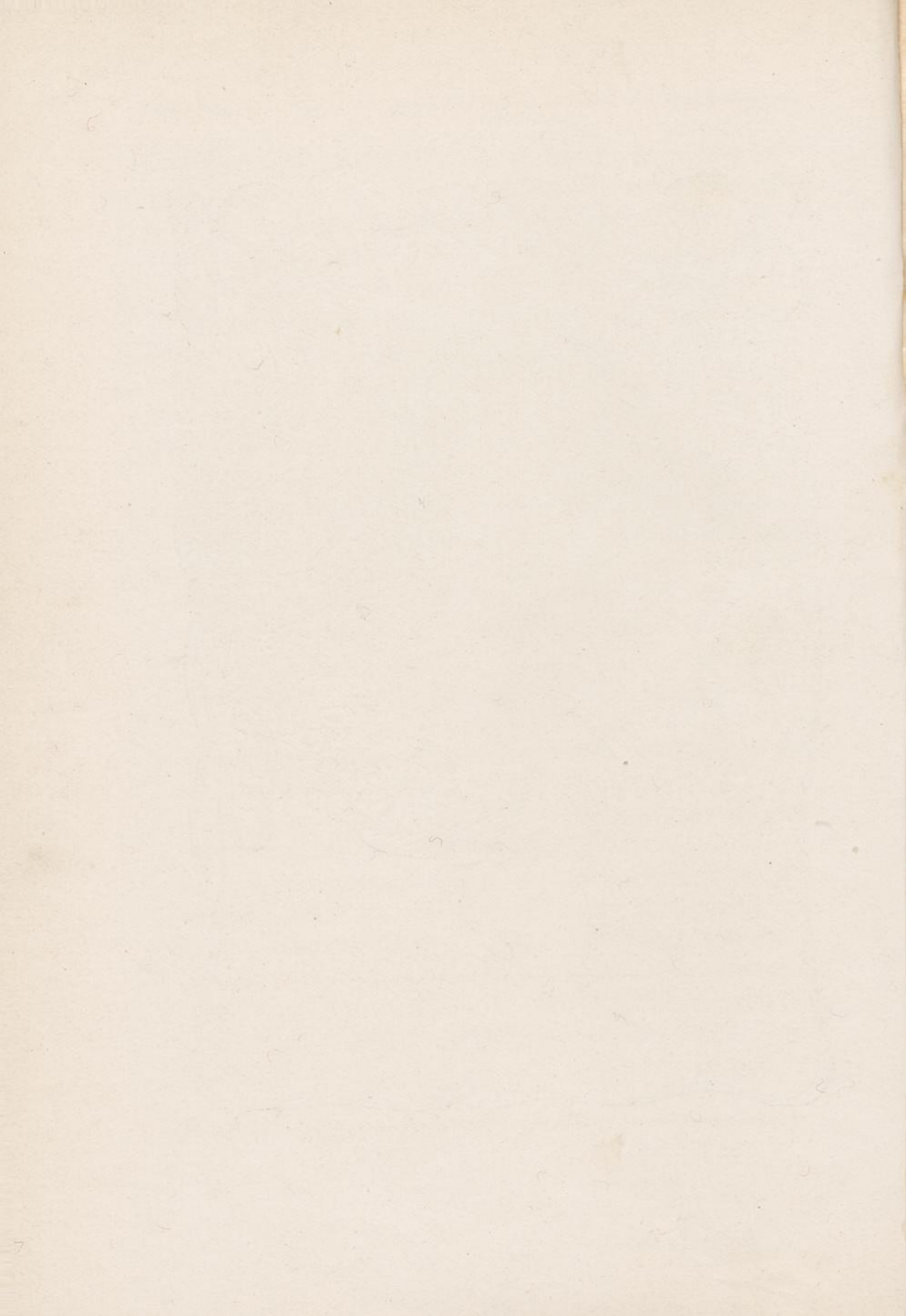
ihre Jahre und die entsetzliche Magerkeit zu jugendlich; was der Nichte, einem etwa achtzehnjährigen Mädchen, gut stand, wurde bei der Tante zur Karikatur. Auf dem entblößten, seh-nigen Hals trug sie ein Medaillon, in dem eine Ahnengalerie Platz gehabt hätte. Fräulein Nettel fand in dem angestammten Volkswitz sogleich die passende Bezeichnung: „poetische Wärm-flasche“ — ein Ausdruck, der viel belacht und für große Schmuckfachen oft schon gebraucht wurde. So lange wir in dem Hause wohnten, dauerte der Kampf zwischen den beiden alten Brunnhildennaturen, zur Erheiterung der Hausgenossen.

Neben uns wohnte noch immer die Familie Weller. Die Jahre des friedlichen Zusammenlebens hatten uns innig vereint, besonders die beiden Frauen waren unzertrennliche Freundinnen geworden. Es kam so manches vor in Freud und Leid, was man mitjammen trug — Kinderkrankheiten, Schulverdrießlich-keiten, Familienleid; es kamen aber auch schöne Stunden, Freuden des Alltags, liebe Besuche und dergleichen, die, gleich der lieben Sonne, durch das Fenster guckten und das Leben hell und warm hielten. Ich erinnere mich nie eines Zerwürf-nisses gegenseitig; treu hielten wir zusammen und freuten uns des gegenseitigen Gedeihens.

Im Sommer kam wieder Großmutter zu Besuch; auch die Onkel machten Maststation bei uns auf ihren Heim- und Ferien-reisen und so verging neuerdings ein Jahr. Ich trat aus der Volksschule aus, um im kommenden die Töchterchule zu besuchen. Meine Marie war in der dritten Klasse zur Wieder-holung sitzen geblieben, somit waren wir ein Jahr auseinander und trafen uns daher nur mehr außer der Schule, wodurch manche Anknüpfungspunkte verloren gingen. Wir behielten uns aber trotzdem lieb.



*Paula Kravogl*



Aufregende Ereignisse traten nicht in unser Leben, aber jeder Tag füllte es aus mit seinen Pflichten, seinen Leiden und Freuden, auch die Nadelstiche des Schicksals fehlten nicht. Wir waren gesund und einfach erzogen, wuchsen aber fortwährend aus Wäsche und Kleidchen, so daß Mutter immer an der „Verlängerung“ ihrer drei Kinder zu tun hatte. Selbstverständlich mußte ich die Kleider meiner Schwester sowie deren Wäsche auftragen — aber nur im Hause, denn Mutter sah scharf darauf, daß wir beide so gleichmäßig aussahen wie ein Stereotypbild.

Auf die Töchterchule freute ich mich ganz gewaltig. So wie die Klassenräume einen Stock höher lagen, ebenso sehr glaubten wir auch über den Boden der Volksschule erhaben zu sein. Als ich eintrat, war Mater Innozenz, eine Innsbruckerin, Präsektin.

Die Schulräume im oberen Stock waren größer und heller, der Arbeitsaal sogar sehr hübsch mit langen Tischen und niederen Kästen, in denen jede Schülerin eine kleine Lade zu eigen hatte, um ihr Arbeitsgerät unterzubringen.

Lina war bereits das vierte Jahr Schülerin. Sie war ziemlich tüchtig in Italienisch und Französisch und zeigte Lust, die Präparandie, wie man damals sagte, zu besuchen. Ich als Neuling stand in allem unter den schützenden Fittichen meiner Schwester. Die vierte Klasse Volksschule hatte sich verwandelt in den ersten Kurs Töchterchule; ein paar Neue kamen dazu; einige Mitschülerinnen besuchten Institute, von denen besonders Thurnfeld beliebt war. Am ersten Tage hielt Mater Präsektin uns „Kleinen“ eine Begrüßungs- und Anstandsrede. Gewiß hatte sie recht und meinte es auch gut, aber wir waren viel zu unreife Dinger, um die Sache richtig zu verstehen. In wohl-

geformter Rede sagte sie, daß wir die Kinderschuhe nun ausgetreten, daß all das Dumme, Kindische nun abfallen solle — wir wären keine Schulmädchen mehr, sondern auch daheim Haustöchter und in der Schule „höhere Töchter“. Es sei an der Zeit, sich einen Charakter anzueignen, all die Unarten abzulegen, die man wohl einem Schulkinde noch verzeiht, nicht aber einer „Tochter“.

Auf mich machte die „höhere Tochter“ einen kolossalen Eindruck. Die ersten Tage getraute ich mich auf dem Wege gar nicht mehr umzuschauen und war auch daheim so steif und unnatürlich wie nur möglich, da ich glaubte, jedermann müsse mir die neue Würde von außen ansehen — und doch war ich noch ein vollendeter Kindskopf, der in unbewachten Augenblicken mit Puppen spielte und Schokoladentäfelchen ringsherum benagte.

Erst ein Spottduett meiner beiden Geschwister brachte mich wieder auf den richtigen Standpunkt, dessen ich eigentlich froh war.

Die „höhere Tochter“ war für meinen Kinderfroh Sinn wie ein Panzerhemd, das ich mit Freuden ablegte.

Zum Unterricht hatten wir auch zwei junge Lehrerinnen, die erst vor einigen Wochen den Schleier genommen. Die eine hieß Soror Franziska, eine geborene Reichsdeutsche, die ziemlich lang in Frankreich als Erzieherin gewesen war und die Sprache wunderbar beherrschte wie ihre Muttersprache. Wir hatten sie zum deutschen Unterricht. Mit Vergnügen gedenke ich des ersten Schulaufsatzes sowie dessen Erklärung. Es ist ein Gedicht, welches noch oft durch mein Gedächtnis huscht, besonders wenn ich sehe, wie ruppig und ungezogen die Schulkinder in Stadt und Land sich betragen.

Der Text mag wohl bekannt sein, obgleich ich keinen Autor weiß:

„Die Schule gleichet dem Garten, so sagen die Weisen.

O laffet uns pflanzen und säen!

Die Saat, die wird herrlich erstehen,

Herrlich die Ernte sein.“

Die andere junge Nonne war ein Innsbrucker Bürgerkind, ein liebes, blauäugiges Ding mit dem Klostersnamen Soror Benedikta.

Den ersten Kurs unterrichtete sie in Italienisch, Geographie und Geschichte, während der Gegenstand, der mir am schlechtesten lag — Mathematik —, von Mater Innozenz vorgetragen wurde. Die Ausspracheübungen im Italienischen hatte ich bereits gelernt; meine Schwester experimentierte in den Ferien ein bißchen mit mir. Der erste Band Filippi war mir kein Fremdling mehr: leichte Uebersetzungen hatte ich schon gemacht. Das Auswendiglernen der Vokabeln machte mir Spaß, somit war ich eine Zeitlang, soweit eben meine Vorbereitung gediehen war, ein aufgehender Stern und der Liebling der jungen Lehrerin.

Bei meiner lebhaften Veranlagung war es unausbleiblich, daß ich ihre Güte und vielleicht ein klein bißchen Bevorzugung mit schwärmerischer Liebe erwiderte. Für mich war es ein großer Vorteil, denn ich lernte mit einem Eifer, der vor keiner Anstrengung und Mühe zurückschreckte; vor der geliebten Lehrerin will jedes Kind zeigen, was es Großes zu leisten imstande ist, wenn es an sich auch sehr unbedeutend sich ausnimmt. Eine Antwort oder Aufgabe schuldig bleiben, wäre mir als eine unerträgliche Schmach erschienen.

Die Geschichte begann mit dem Altertum. Soror Benedikta trug recht gut vor, ohne aber diesen nebelhaften Zeiten und



Vorgängen allzu genau nachzuspüren — es war auch ganz genug so. Wir waren vorgerückt bis Cyrus. Daheim hatten wir ein Geschichtsbuch von Annegarn, in dessen Kapiteln besonders über diesen mythischen Herrscher furchtbar ausführlich geschrieben war, viel mehr als Soror Benedikta uns zu sagen nötig fand. Um die heißgeliebte Lehrerin zu überraschen, lernte ich das ganze Kapitel aus Annegarn auswendig und meinte, in der Familie des Herrn Cyrus ganz sattelfest zu sein, vielleicht noch den Namen seiner Kinderfrau angeben zu können. So getreu leben diese Vorgänge in meinem Gedächtnis, daß ich noch heute darüber sprechen und große Stücke des Kapitels auswendig sagen könnte. Da war von Soror Benedikta die Monatsprüfung angesagt, was mir keine Bange, sondern eher Freude machte. Die Bücher wurden geschlossen, jede Schülerin mußte an das Pult vor die Lehrerin hinaustreten.

Ich glaube, der liebe Gott wollte meinen Dünkel strafen, da Soror Benedikta eine Frage an mich stellte, die mir trotz genauer Kenntnis der Cyrusschen Verwandtschaft unverständlich war. Frost und Hitze durchfuhren mich in den paar Minuten, da ich draußen vor dem Pulte stand und die großen Augen der verehrten Lehrerin sich auf mein verängstigtes Gesicht hefteten. Wieder fragte sie mich — diesmal etwas anderes, sie verstand mein Glend; sie wußte, daß ich ihr zuliebe gelernt hätte Tag und Nacht.

„Ja, wie kommt es denn, daß du heute nichts weißt,“ fragte sie in aller Güte, „ist dir vielleicht nicht wohl?“ Wohl war mir allerdings nicht, aber krank war ich auch nicht, nur meine seelische Beherrschung war dahin. Ich konnte nicht anders, als die Hände vor das Gesicht schlagen und weinen — wie um eine verlorene Liebe. Vorderhand war mit mir nichts mehr

anzufangen. In göttigem Erbarmen ließ Soror Benedikta meinen Kinderschmerz austoben und fragte indes andere.

Zuletzt kam ich wieder an die Reihe und nun hatte ich gewonnen.

Ich bearbeitete den großen Cyrus samt seinem Großvater Astyages und seiner Mutter Mandane mit einer Gründlichkeit, als hätten diese asiatischen Majestäten noch heute ihre Macht in Händen, vor der wir erbeben müßten. Soror Benedikta lächelte still vor sich hin; geduldig ließ sie meinen historischen Wortschwall fluten; sie wußte, wie es mir war und war feinführend genug, keine Herzensblume verkümmern zu lassen, die ihr aus einer vertrauenden Jungmädchenseele entgegennickte.

Die Begeisterung eines jungen Mädchens für ihre Lehrerin ist ein Glück.

Das unbewußte, erste Taften des erwachenden Frauenherzens liegt darin, die ersten zarten Akkorde einer ungemein fein besaiteten Harfe, die zur beglückenden Symphonie eines Frauenlebens anwachsen sollten, eine erste schüchtern-unbeholfene Frage an das Schicksal, der auf die reinste, keuscheste Art Antwort gegeben wird. Nichts Trübes liegt in dieser Quelle, aber ein Segen und Schutz der Tugend; ein geheiligter Altar ist es, auf dem die Gefühle und Regungen junger Seelen wie fromme Opfer niedergelegt werden.

Mir wird warm ums Herz, während ich diese Zeilen schreibe und bittend möchte ich allen Lehrerinnen zurufen: „Laßt Euch in Güte und Geduld die Schwärmerei der Mädchen gefallen!“ Gewiß ist es oft ein Opfer an der kargen Zeit der Erholung — aber Ihr lebt ja überhaupt ein Opferleben. Umsonst ist auch dieses nicht gebracht. Es gleicht nur der mühsamen Pflege einer jungen Rose, die durch ihr späteres

Duften und Blüten dem Garten zur schönen Sommerzierde wird!

Das erste Fest, welches wir als Töchterchülerinnen feierten, war Maria = Opferung, der 21. November.

Damals war die Kapelle noch so klein, daß Institut und Töchterchule nur getrennt darin Raum fanden; sie war schön geschmückt mit dem Bilde der Mutter = Gottes, wie sie als zartes Kind die Stufen des Tempels emporsteigt, während die Eltern mit sehnennden Augen, aber opferfreudigen Herzens ihrem Kinde nachschauen: wohl eine der lieblichsten Mariendarstellungen überhaupt.

Vormittags versammelten wir uns in der Kapelle, festlich gekleidet, mit Kerzen, die erst nach der Anrede des Herrn Katecheten angezündet und dann bei einem Opfergang am Altare niedergelegt wurden. Bitter kalt war es oft bei unserer Feier; ich fühlte beinahe keinen Fuß mehr, aber schön war es doch und so erhebend, daß es mit ein bißchen Frieren nicht zu teuer erkauft war.

Nachmittags gab es Freuden anderer Art. Von den Zöglingen oder den höheren Jahrgängen der Töchterchule wurden ein oder zwei Stücke aufgeführt, oft in italienischer oder französischer Sprache. Natürlich waren es keine Originale, sondern kleine, dramatische Sachen, von unseren Lehrerinnen übersetzt. Auch römische Stücke führten wir auf. Sprachlich genommen war es gewiß komisch, wenn die Gattin des römischen Stadtpräfecten in höchster Erbitterung ihrem blutdürstigen Gatten die Worte entgegenschleuderte: „Symphorian, je m' en vais.“ („Symphorian, ich gehe fort!“) Aber es war halt doch Theater gespielt und lautlos saßen und horchten wir, wenn wir es auch nicht verstanden.

Nach dem Theater führte uns Mater Innozenz in den Arbeitsaal zur Saufe. Wir saßen an ungedeckten, langen Tischen, sehr primitiv wie damals noch alles war und bekamen von den Lehrerinnen Äpfel und Brot vorgesetzt. Besonders letzteres, ein vorzügliches, selbstgebackenes Roggenbrot, schmeckte wunderbar. Was gäbe man jetzt um solch einen Laib Brot!

Bei aller Einfachheit war es ganz etwas anderes als zu Hause. Sonst war heimliches Naschen streng verboten, heute luden uns die Lehrerinnen zum Essen ein und bedienten uns. Auch Soror Benedikta war dabei. Mein Leben lang konnte ich nie essen neben Personen, die ich hoch verehrte, auch diesmal erging es mir so. Ganz schüchtern nahm ich den kleinsten Apfel und ein Stücklein Brot; wäre es möglich gewesen, hätte ich auch dies noch zurückgelegt. Mit völligem Entsetzen betrachtete ich ein paar Mitschülerinnen, die darauf los fütterten, als hätten sie eine Woche nichts mehr gegessen.

Zufrieden und ganz beglückt von dem Gebotenen, gingen wir abends heim. Wir hatten ein schönes Fest gefeiert: den ersten Freudentag der neuen Schule. In späteren Jahren entwickelte er sich zum Kongregationsfest der schönsten Art, ganz passend für den Rahmen eines zeitgemäßen, katholischen Institutes, welches heute eine der gesuchtesten Bildungsstätten unserer weiblichen Jugend geworden ist.

Die Schule ging weiter; mit frischem Eifer erfüllten wir unsere Pflichten. Die Abwechslung hatte den Lerneifer gestählt.

Sehr angenehm waren für uns die Handarbeitsstunden. Wir Anfänger sollten dabei italienische Konversation üben. Mater Serafina, eine geborene Italienerin, eine der ältesten Nonnen des Klosters, hatte sie zu leiten, aber außer dem Gruf

-----

.....

sowie der Bitte um Wasser, verfürdigten wir uns in gar nichts an der Sprache des sonnigen Südens; die gute Mater war einfach nicht imstande, uns für das „Welsche“ zu begeistern.

Mit weissen, zitterigen Händen trug sie eine Schubschachtel bei sich, in der sie ihr Arbeitsmaterial verwahrt hatte: Haararbeiten. Wir hatten aber vor Haararbeiten einen grossen Ekel, und dadurch wurde uns Mater Serafina samt der Konversation ganz in die Ferne gerückt. Leider muß ich sagen, daß wir oft recht ausgesucht böshast sein konnten.

Sprach Mater Serafina deutsch, so waren wir trotz der „höheren Töchter“ so unhöflich, über ihre ganz gewaltigen Fehler zu lachen.

Alle seltsam klingenden deutschen Worte suchten wir zusammen, machten uns dafür sogar Aufzeichnungen, um sie uns bei der Arbeitsstunde verdolmetschen zu lassen. Man hat keinen Begriff, was wir an Dialekt und Schriftsprache alles aufboten, nur um recht unverständlich auf die alte Klosterfrau zu wirken. Eigentlich könnte man solch ein Vorgehen schon als „Fragenstreiche“ bezeichnen.

Da war eine mir besonders liebe Mitschülerin, die bei allen Streichen meine treue Kameradin bildete: die älteste Tochter unseres Tiroler Dichters Adolf Pichler. Marie Pichler hatte einfach zu viel an Talenten. Sie brauchte sich nie anzustrengen; so oft sie gerufen wurde, antwortete sie tadellos, dabei war sie lustig und schelmisch veranlagt und ganz in ihrem Element, wenn es etwas anzustellen gab. Wir zwei waren viel beisammen; auch bei uns daheim weilte Marie manchen Nachmittag. Ich hatte sie gern, auch Mutter war ihr gewogen. Sie war ein sonst gut erzogenes, liebes Mädchel, der Freiheits-

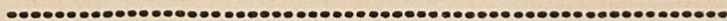
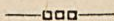
.....

drang in ihr mag wohl ein Erbstück des Vaters gewesen sein. Gerade dies brachte sie aber mit den Schulregeln und mit den Geboten der Eltern oft in Zwiespalt. Sie sagte daheim nie, wo sie hinging; ihre Mama wußte nicht, wo an Ferialtagen ihr hochgemutes Töchterlein seine Stunden verlebte. Für Marie war es ein Hauptpaß, wenn sie gesucht wurde; sie fand jede Angst ihrer Mama unbegreiflich und meinte, sie würde schon heimkommen, wenn es Zeit wäre.

Ihre Schwärmerei schon zur Schulzeit waren Schiller und seine Werke. Am 10. November, dem Geburtstage Schillers, errichtete sie jedesmal einen Altar, in dessen Mitte des Dichters Bildnis prangte. Wenn wir in der Arbeitsstunde nebeneinander saßen, rezitierte sie mit leiser, weich schattierter Stimme irgend eines seiner Gedichte, am liebsten den Monolog aus der „Jungfrau von Orleans“. Welch schöne, bunte Wendungen brachte sie in ihren Schulaufsätzen! Wie war ihre Art des Antwortens so ganz anders als nach der Schablone! Der Sinn für die Schönheit der deutschen Sprache war ihr angeboren; in solchen Dingen schien Marie höher geartet als wir anderen. Was ihr aber gründlich fehlte, war der Sinn für Handarbeit und kleinliche Nettigkeit. An ihr war alles großzügig, die Gedanken, die Aussprache, aber auch die Tintenflecke in den Heften und Kleidern, die unmotivierten Risse in Blusen und Sacktüchern, welche letztere ihr als Federwischer die besten Dienste leisteten. Mama sorgte ja wieder für alles, somit konnten solche Kleinigkeiten den hohen Flug des jungen Geistes nicht stören. Dabei war Marie ein herziges, hübsches Mädel, ganz das Abbild ihrer schönen Mutter, schaute mit hellen, klaren Augen um sich, tat einfach nicht, was ihr unnötig und unbegreiflich schien, war aber wieder seelengut und allezeit

bereit, ihre besseren Vormittag- und Vesperbrote mit uns anderen zu teilen. Mit ungeteilter herzlicher Liebe denke ich heute noch an Marie Pichler und bedauere ihren frühen Tod, der sie in der Blüte der Jahre dahinraffte.

Wie sie mir selbst sagte, wollte sie sich der Bühne zuwenden. Talent und Erscheinung hätte sie dafür mitgebracht, aber die physische Kraft schien den Anstrengungen und Aufregungen dieses Berufes nicht gewachsen.



## IX.

In mein erstes Jahr Töchterchule fällt noch ein Ereignis. In der Fastenzeit kam Herr Katechet Rauch, der spätere Dekan von Imst, eines Vormittags mit großer Feierlichkeit in die Schule. Noch ernster blickte er als gewöhnlich; ein banges Stillschweigen bedrückte uns völlig. Es lag etwas in der Luft, wir fühlten es; mäuschenstill schauten wir in sein Gesicht, in dem sich eine Rede vorbereitete.

Endlich kam eine lange Einleitung. Die Töchterchule sollte im Verein mit dem Institut in der Karwoche die ersten Exerzitien machen.

Damals war vielen das Wort und seine Bedeutung noch fremd. Mit der ihm eigenen, trockenen Gründlichkeit erklärte er uns die Sache, die zuerst durch die allzu nüchterne Art der Darstellung gar nicht zündend auf uns wirkte.

Am Palmsonntag abends sollten die Vorträge beginnen, die ein Pater Jesuit uns halten würde — bis Gründonnerstag vormittags.

So viele Vorträge an einem Tag — nein — ich war gar nicht begeistert! Was uns aber wieder aufspornete, war das Neue, besonders, daß wir von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends im Kloster sein konnten, dort auch Mittagmahl und Tausch erhielten. Den ganzen Tag sollte das Stillschweigen geübt werden, außer den nötigsten Gesprächen — allerdings war für die jungen Plaudermäulchen dies „Nötigste“ ein sehr dehnbarer



Begriff und ein bequemes Hinterpförtchen. Jede Teilnehmerin mußte die Genehmigung von daheim mitbringen, die uns Mutter selbstverständlich mit Freuden gab.

Wie schnell verging wieder die Zeit der Erwartung! Ueber lauter Vorreden und Durchreden war es uns fast zu bald gekommen. Wir standen vor der Karwoche. Auf Sonntag, 5 Uhr abends, war der Beginn festgesetzt. Um 4 Uhr standen wir bereits fix und fertig vor der Klosterpforte, die sich uns auf wiederholtes Rütteln durch einen energischen Griff Schwester Theklas öffnete. Nun, da die dämmerigen Hallen des Schulhauses uns aufnahmen, überkam uns eine eigene Stimmung; es war ein feierliches Ahnen von etwas ganz Fremdem, Unbestimmtem; so etwas wie ein Frühlingswehen in geistlichem Sinne. In unseren Klassenzimmern warteten wir ruhig und still des Zeichens, in die Kapelle geführt zu werden. Viele Füße huschten treppauf und =ab; leises, gedämpftes Sprechen tönte vom Korridor zu uns herein, das feine Klingen des am Ordenskleide hängenden Rosenkranzes begleitete die Schritte der Klosterfrauen, die heute ohne Schürzen so feierlich ausfahen; dazu das sich allmählich verdichtende Abendlicht, die Glockensignale, die vom Kloster her gehört wurden, alles wirkte auf unsere Seelen wie ein schützender Bann — oder wie Stimmschlüssel, welche unser Inneres zu neuen Akkorden zusammenzufügen zwangen. Da kam noch die würdige Mutter Mater Floriana herein, um uns zu zählen und zu mustern und ein paar gute, erbauende Worte zu sagen; es war wie der letzte Handgriff zu einer feierlichen Veranstaltung, ehe sie sich zur Pforte begab, um dort Pater Stentrup zu erwarten. Wir wurden von Mater Gonzaga, an die sich wohl viele Sinsbrückerinnen noch erinnern, in Reih und Glied gestellt, dann

ging sie gesenkten Hauptes, fromme Andacht im Gesichte, uns voraus der Kapelle zu.

Die Böglinge waren bereits auf ihren Plätzen, alle in der festtäglichen Uniform. Wir wurden in den übrigen Stühlen eingereiht. Was noch an Platz übrig war, besetzten ein paar als Gäste geladene Damen sowie die Lehrerinnen der verschiedenen Klassen. Da endlich trat durch die obere Türe ein Pater ein — im Ordenskleide der Jesuiten —, damals noch ein ziemlich junger Mann von sehr sympathischem, gewinnendem Aeußern, mit feinem, gewandtem Auftreten.

An den Stufen des Altares kniete er nieder, betete zuerst still für sich, dann ein kurzes, lautes Gebet, ehe er die Kanzel bestieg und der harrenden Mädchenschar das Gesicht zuwandte: ein geistreiches, deutsches Gesicht und unendlich gütig blickende Augen. Die Stimme war weich und seelenvoll, seine Sprechweise sehr ruhig, ohne Gesten und doch voll Ausdruck, voll überzeugender Wahrheit. Eine ganze Stunde sprach er zu uns, — mir, dem überlebhaften, angehenden Backfisch schien es etwa eine Viertelstunde. In tiefgehender, ganz anderer Weise als der etwas trockene Herr Katechet, machte er uns Wesen und Zweck der Exerzitien klar.

In der Rede Pater Stentrups lag viel Milde und Güte, dabei eine ungewöhnliche Schönheit der Wortstellung und Aussprache.

Die Pflichten, die wir für diese drei Tage auf uns nahmen, erschienen uns leicht: es war doch selbstverständlich, daß man gesammelt sein mußte, somit wurde uns auch das Stillschweigen nicht schwer. Auch Mutter trug uns auf, diese Zeit für die Seelen gut zu benutzen, und besonders mir wurde das „Stillesein“ zu einer großen Pflicht erhoben. Am Abend

richtete sich meine Schwester noch eine Menge Gebetbücher zu recht; wir gingen früher als gewöhnlich zu Bett, da wir am anderen Morgen bereits um 7 Uhr uns in der Kapelle einfänden sollten.

Eine Klosterkapelle hat besonders am frühen Morgen so etwas Greifbares von Gottesnähe; leichter Weihrauchdunst umzieht die jungen, in Andacht geneigten Gestalten, die Stille scheint uns mit Engelsflügeln zu umschweben; ruhig, völlig unbewegt brennen die Kerzen am Altar und dazwischen tönt das melodische Klingen des Messglöckleins in der Hand des Ministranten. Durch das Fenster fällt das Frühlicht wie der Vorbote einer hehren Erscheinung, blitzt auf in dem Metallglanz der Rahmen und heiligen Geräte und weckt goldige Reflexe auf den Haartrönen der Mädchenköpfe. Vor dem Fenster nicken im Frühlingsswinde braunknospende Bäume, in denen die Vögel sich heimisch machen und trillernde Morgengrüße zum Himmel emporjenden. Solche Schönheit kann nicht ohne Einfluß bleiben auf junge Seelen, welche, noch vom Giftthauch der Sinnlichkeit unberührt, mit sehnenenden Augen ihrem Gott entgegen schauten, der unter ihnen weilte.

Diese ersten Exerzitionen waren für viele von uns eine Gnadenzeit.

Wir alle wurden stiller; in unseren Seelen tagten neue Freuden, so, als ob ein unendlich gültiger Herrscher uns Privataudienz erteilte und all die kleinen und großen Leiden und Anliegen, die wir stammelnd seiner Liebe vortrugen, geduldig hörte. Schwere Stürme, großen inneren Zwiespalt — dies kannten wir noch nicht, aber die Ruhe, die wir empfanden, war aus einer anderen, höheren Welt gekommen, ein Wunderblümlein des Himmels.

.....

Das Gefühlsleben, der Opfergeist wurden nach einer edleren Richtung hin lebendig; wir wurden uns der Pflichten unseres Standes bewußt, wir fühlten die Verantwortung, die schon auf schmale, junge Schultern sich legt. Von Tag zu Tag wurden die Vorträge fesselnder und als es am schönsten war — da war es eben vorüber.

Ich kann nur sagen, daß wir alle feuchten Auges den letzten Vortrag über den Himmel und das ewige Wiedersehen anhörten, daß wir in überquellender Seligkeit mit dem vollen Bewußtsein der Gottesliebe die Osterkommunion feierten. Dies sind Momente im Jungmädchenleben, so schön und herzerquickend, daß die Erinnerung nach Jahren noch unter diesen himmlischen Palmen ausruht, auf den blumigen Wiesen eines Paradieses.

Viele werden sein, die mich nicht verstehen — ich bedauere sie. — Ihrer Jugendkrone fehlt ein leuchtender Demant, mögen andere Juwelen noch so hell blitzen und funkeln. — Viele aber, die sich gleich mir an diesem Himmelstau erquickten, werden mir zustimmen und sagen: „Ja, so war es.“ —

Wie der Morgenschein, so schnell schwanden diese drei Tage. Mit vielen guten Vorsätzen, voll innerer Freude und tiefer Dankbarkeit gegen Pater Stentrup, den geistigen Leiter der ersten Exerzitien, ebenso gegen unsere lieben Klosterfrauen, die wahrlich eine große Arbeit sich aufgeladen, verließen wir das gastliche Haus und feierten daheim stille Kartage und fröhliche Ostern.

Als wir in der Woche nach Ostern wieder zur Schule kamen, wartete unser eine große Ueberraschung. Der ganze Stundenplan war verändert, alles neu eingeteilt, und die beiden jungen Lehrerinnen, die wir so gerne hatten, waren nicht mehr. Soror Benediktas Gesundheit vertrug das Ordensleben mit

seinen strengen Forderungen und fortwährenden Opfern nicht, sie kehrte heim in ihre Familie; Soror Franziska war vielleicht etwas zu sehr Französin und paßte daher weniger in den Rahmen eines deutschen Klosters. Wir vermißten beide schwer — ich vielleicht am schwersten. Die Lust am Italienischen, ebenso an der Geschichte der alten Welt verließ mich eine Zeit lang; ich fand es nicht mehr nötig, von den alten Größen mehr zu lernen als eigentlich verlangt wurde, da ich ja Soror Benedikta nicht mehr damit erfreuen konnte.

Der Unterricht ging weiter und die Zeit schien von Ostern bis zum Schluß auf fliegenden Rädern zu laufen.

Bald pflichteten wir die ersten Vergißmeinnichte und Weilchen und legten Herzblumen und Fliederdolben auf das Pult der Lehrerinnen. Viele, besonders solche, welche ihr Geld etwas zur Schau tragen wollten, brachten große Büsche schöner Blüten und ließen achtlos alles liegen und verwelken. Manche von uns trug ein duftend Sträußlein goldgelber Plataniglen im Gürtel oder ein verfrühtes Röslein an der Bluse.

Jugend schmückt sich gerne mit dem Frühling; die beiden gehören ja so eigentlich zusammen. Auch das Schulzimmer war mit Duft und Farbe belebt und vor dem Fenster nickten die Blüten der Obstbäume.

In der Kirche prangte der Maialtar; strahlend folgten sich die großen kirchlichen Sommerfeste: Pfingsten, Fronleichnam, jedes wie eingesponnen in ein Zaubernetz goldener Erinnerungen, umhüllt von sommerlich heiterer Luft und Sonnenwärme.

Es kam der Juni und das Hauptfest in der Ursulinenkirche mit der abendlichen Andacht. Damals wurde die Herz-Jesu-Statue neu aufgestellt, die auf mich einen tiefen Eindruck

machte, denn sie war schön: eine künstlerisch glückliche Verschmelzung von Gottmensch und Hoherpriester. Vor diesem Bilde stand ich oft, schauend und denkend. Ich gehörte zwar nicht zu den eigentlich frommen Schülerinnen und mir war es nie möglich, lange gesammelt zu beten. Ich war zu zerstreut und unruhig; aber allein in der Kirche war ich gerne, da hatte ich das Gefühl, dem lieben Gott gar nicht lästig zu fallen.

Es kamen die warmen Schultage, lange Nachmittagsstunden, in denen die Schwüle uns den Schlaf auf die Augen drückte, dem weder Lehrerin noch Schülerin nachgeben durften. — Wir wußten noch nichts von Hitzferien, aber gesund waren wir doch. Nur ein Bögling, ein liebes, braves Mädel mit Haaren so goldig wie reisendes Korn, bekam eine typhöse Krankheit und starb, von uns allen streng abge sondert, in den Armen der sie pflegenden Nonnen. Um sie weinte keine Mutter, wohl aber wir alle; sie war ein Waisenkind. So oft ich auf den Friedhof kam, besuchte ich ihr Grab; das letztemal war Name und Kreuz verschwunden.

Gegen Ende des Schuljahres hatten wir gewöhnlich Proben zu theatralischen Vorstellungen, welche als Schulfest das Jahr beschloßen. Was habe ich auf der kleinen Bühne unseres Theaterjaales in lebenden Bildern und dramatischen Aufführungen in den Jahren meiner Lernzeit nicht alles vorgestellt! Ich war zwölfjähriger Jesus im Tempel, war Judith, römischer Stadtpräfekt, neugierige Kammerzose, verlassene Rittersfrau und jugendlicher Taugenichts. Die letzte Rolle lag mir wohl am besten.

Die musikalischen Leistungen waren schon damals ganz hübsch; meine Schwester war bereits eine gute Zitherspielerin, die sich bei solchen Gelegenheiten hören ließ, während ich mich noch mühevoll durch die sechs- und achtzeiligen Uebungen

zwängte. Fräulein Marie Füsselberger erteilte mir manch scharfe Rüge, von Mutter gab es oft recht handgreifliche Auforderungen zum Ueben des Instrumentes und doch hätte ich so gerne auf die Aneignung dieser Kunst verzichtet; ich meinte, nicht von allem haben zu müssen. Erst später lernte ich mein Instrument lieben, dem ich heute so viele zufriedene, beinahe weihewolle Stunden verdanke, da es eigentlich zu mir spricht wie mein besseres Ich.

Gegen Ende des Jahres kam eine große Trägheit über mich; jede Aufgabe wurde mir zuwider; ich verlor das Interesse an den Stunden, war aber desto schwachhafter; die schriftlichen Aufgaben entbehrten des Fleißes, alles war mir lästig, sogar den Ehrgeiz hatte ich verloren.

Die Lehrerinnen schauten mich manchmal an, beklagten sich auch da und dort ein bißchen; Mater Immoenz nahm mich allein vor und fragte teilnehmend, ob ich krank sei. „Sedenfalls,“ meinte sie, „ist der Mund doch noch gesund.“

Krank war ich nicht, nur litt ich oft an Kopfschmerz und ununterbrochen an einer grenzenlosen Trägheit. Heute wüßte man, daß die Apotheke für all dies die richtigen Gegenmittel hat. Damals rechnete man viel zu wenig mit dem schnellen Wachstum eines jungen Mädchens. Zum Glück schloß das Schuljahr bald ab; das Zeugnis war doch noch ein recht anständiges.

Wieder kamen die Ferien. In diesen Monaten vollzog sich eine Veränderung in der Wohnungsfrage. Aus verschiedenen Gründen wollte Familie Weller mit den Kindern von Innsbruck nach Brixen übersiedeln; auch unsere Mutter gedachte eine etwas größere Wohnung zu nehmen und fand sie wieder im Innrain, im sogenannten Bader-Haus, dort wo jetzt die Bürgerstraße hindurchgeht.

## X.

Meine Schwester Lina hatte zur Häuslichkeit sehr wenig Freude, ebenso wenig Talent. Sie war am liebsten bei den Büchern, schrieb italienische Fleißaufgaben, besonders jeden Sonntag in kurzem Zusammenhang die Predigt, welche Mgr. Meier in der Ursulinenkirche hielt; ebenso lieferte sie Hefte voll französischer „Verbes“ sauber geschrieben ab, wurde dafür belobt und der Liebling von Mater Klementine, der italienischen Lehrerin. Mater Klementine hatte eine seltene Gabe, sich Liebe und Vertrauen zu erwerben; so ziemlich alle Jahrgänge nacheinander verehrten sie und viele junge Mädchenköpfe sahen in den Zwischenstunden hinüber zum Klosterteil, in dem das sechste Fensterchen des zweiten Stockes zu ihrer Zelle gehörte.

Ich hatte für die Häuslichkeit weit mehr Interesse, schon der Abwechslung wegen. Bei allen Einkäufen war ich dabei und wurde daher von Mutter schon neben der Schule mit mancher mich sehr ehrenden Aufgabe betraut.

Ich war mit einigen Arzler Bäuerinnen bereits ziemlich angefreundet, weil sie mich gar so laut „Fräul'n“ titulierten. Eines Vormittages — ich hatte Gemüse besorgt — kam ich mit dem Marktkörbchen heim, mit dem stolzen Bewußtsein, gut eingekauft zu haben — da traf ich Mutter in der Küche, einen Brief lesend, dem eine Photographie beigelegt war. Onkels Schriftzüge kannte ich von weitem, die Photographie war mir unbekannt. Mutter wollte mir das Bild nicht gleich



zeigen, aber es war schon zu spät. Es war eine junge Dame mit einem lieben, gewinnenden Gesicht, halblangen Haaren, wie auch ich sie trug, durch einen Reiskamm zurückgehalten, die sich aber als kurze Locken um das Ohr schmiegeten. Es war keine Schönheit, aber ein lieblich anmutendes, jugendfrisches Gesicht, dem man gut sein mußte.

„Dies ist Dufels Braut,“ sagte Mutter. „In einer Woche kommt sie mit ihrem Vater hieher, um dann nach Mals weiter zu reisen, damit sie die neue Heimat kennen lernt und Großmutter vorgestellt werden kann.“ Noch am selben Tage schrieb Mutter nach Laufen bei Salzburg und gab der freudigen Hoffnung Raum, bald eine neue, intime Verwandtschaft zu bekommen, der sie für den Innsbrucker Aufenthalt ihre Gastfreundschaft anbot.

Ich hatte nun für ein paar Tage genug zu tun, das neue Ereignis all meinen verschiedenen Bekannten zu erzählen und hatte der zu erwartenden Tante bald alle Vorzüge angehängt, die Mädchen in meinem Alter von lieben Verwandten erwarten und wünschen. Eigentlich wußte ich gar nichts, als daß es Dufels Braut war. Auch Lina und Alfred hatten ihre Freude, fanden es aber nicht nötig, sie auf die Straße zu tragen wie ich und Lina meinte zu Mutter gewendet: „Was das Mädchel (dies war ich) alles zusammenredet, ist nimmer schön; am Ende ist alles nicht wahr.“ Wir hatten bislang keine Ahnung von der gegenseitigen Existenz gehabt, daher fürchtete Mutter, daß wir Vater und Tochter bei der Ankunft nicht erkennen würden; Bilder sind doch oft so ganz anders als das Leben. Da war ich der Helfer in der Not. Mit meinem guten Personengedächtnis ausgerüstet, getraute ich mich, die Originale sicher zu erkennen.

Mutter machte sehr feſtliche Vorbereitungen; es gab Arbeit genug. Leider war unſer Gaſtzimmer nur mit einem Bette ausgeſtattet, da der Raum zu einem zweiten fehlte. Dies Zimmer ſollte die junge Braut bewohnen und der alte Herr konnte wohl in einem Gaſthauſe bleiben.

Wie wir uns freuten, zur Bahn zu gehen! Alle drei, ſo nett wie nur möglich gekleidet, mit Ermahnungen zu Höflichkeit und anſtändigem Betragen völlig wappirt, wanderten wir zum Abholen der Gäſte an den Bahnhof. All dieſe Anſtandsregeln galten hauptſächlich nur mir, war ich doch die lebhafteste und jüngſte meiner Geſchwister, dazu mit einem Talent begabt, welches mir jede Nachahmung erleichterte, ſogar ein bißchen Karikatur noch mitnahm. Selbſtverſtändlich hatte ich ſtrenge Aufſicht ſehr nötig.

Als ich noch ein ganz kleines Mädel war und mit den zehn Geboten Gottes, den fünf Geboten der Kirche, den Eigenſchaften Gottes und dem Einmaleins in beſtändiger Fehde lag, dafür aber alle möglichen Verſehen auswendig wußte, wie ich ſie gerade hörte, meinte Großmutter: „Alle Schelmenliebden kennt dös Madel, aber der Katechismus iſt nit ſo in Gnaden, den ſchaugt ſie kaum an.“ Ich erinnere mich, als Kind, wenn ich mich unbeobachtet fühlte, geradezu Studien gemacht zu haben an den Unarten, die ich bei anderen Menſchen beobachtete, ſowohl in Geſichtszuckungen, als auch im Gehen, Handaufheben, und zwar betrieb ich die Sache ſo gründlich, daß ein energiſches Einſchreiten unbedingt nötig war, da mir ſonſt all dieſe Sachen in Fleiſch und Blut übergegangen wären. Wie oft ſagte mir Mutter noch in ſpäteren Jahren: „Du wäreſt aus lauter Unarten und Nachmachereien ein Krüppel geworden, wenn nicht die Kute dieſen Privatſtudien ein Ende gemacht hätte.“ Bei

jedem neuen Bekannten fürchtete Mutter, daß ich sie in Verlegenheit brächte. Sie war wie auf Nadeln, wenn ich die Menschen stillschweigend beobachtete, da sie im vorhinein wußte, daß sich mein Talent an den Sonderbarkeiten oder Mängeln des Besuches neue Nahrung suchte.

Selbstverständlich hatte ich an diesem Tage die besten Vorsätze, wollte artig und bescheiden sein, kurzum alles tun, um bei den neuen Bekannten wenigstens einen anständigen Eindruck zu machen, damit Großmutter nichts Schlimmes von mir zu hören bekäme. Am Bahnhof ging alles nach Wunsch. Kaum stand der Zug still, erschien am Ausgang ein weißhaariger, alter Herr, sehr freundlich und jovial aussehend, hinter ihm ein schlankes, blühendes Mädchen. Vom ersten Moment an wußten wir, daß wir uns gut sein würden und jedes gedachte mit Freuden der zu erhoffenden verwandtschaftlichen Beziehungen.

Der alte Herr schloß sich an Mutter an, die junge Braut, die uns Kindern sogleich das „Du“ antrug, ging mit den beiden Geschwistern voraus, während ich wieder etwas überflüssig nebenher schlenderte. Recht gut gefielen mir unsere beiden Gäste; ich hatte sie eigentlich schon gerne. Um so peinlicher war es mir aber, daß Mutter und Lina fortwährend an mir korrigierten. Wie die meisten Mädchen in diesen Jahren, hatte ich eine schlechte Haltung, streifte mit den Schuhsohlen den Erdboden und wußte nie recht, was mit dem Sonnenschirm anzufangen sei; meist zog ich ihn nach. Da hieß es fortwährend: „Gehe doch gerade“, — „wie hältst du denn wieder den Sonnenschirm“, — „schau dich doch nicht immer um“ u. dergl. Ich ärgerte mich unsagbar; jedenfalls wurde ich dadurch nicht lebenswürdiger.

Nach vielen Jahren, als Tante Kathi selbst eine starkbevölkerte Kinderstube ihr Reich nannte, sprachen wir heiter

über diese unsere erste Begegnung und lachten darüber. Sie habe sich gedacht: „Die Mutter dieser Kinder ist doch gerade so wie die unsere.“

Die paar Tage des Aufenthaltes in Innsbruck vergingen rasch und angenehm. Wir gewannen einander lieb, besonders Mutter freute sich über die junge Schwägerin, die aus einem gut bürgerlichen Hause stammte und gewiß sich leicht in den Rahmen der alten Familienheimat einfügen konnte. Dieser ihrer Meinung gab Mutter auch Ausdruck in einem Brief an Onkel und Großmutter. Das Haus in Mals brauchte notwendig eine junge, frische Kraft, damit Großmutter entlastet würde und der Ruhe pflegen könne wie die alte Base. Eben diese junge Kraft, das frische Reis, war das liebe, 21jährige Mädchen mit guter Erziehung und Bildung, beseelt von bestem Willen und großer Arbeitsfreude sowie einer innigen Herzens- und Gemütschulung.

Dies war der letzte Besuch, den wir in der alten Wohnung empfingen. Wellers zogen bereits im Frühherbst weg, da die Söhne in das Brixener Gymnasium kamen, wir übersiedelten erst nach Allerheiligen.

Wir schieden voneinander in herzlichster Freundschaft, mit wirklichem Leid nach vierjährigem treuen Zusammenhalten.

Für die neue, bedeutend größere Wohnung ließ Mutter ihre in Mals zurückgelassenen Möbel kommen. Die Vorpartei räumte nur sehr langsam, eigentlich Ecke für Ecke; dazu war es eine kinderreiche Familie, die nebenbei eine Ahnengalerie in Jagdhunden hielt.

Die Auflösung eines Haushaltes, das Ein- und Auspacken, die Zerstörung der Ordnung, sogar die Aufhebung der geregelten Mahlzeiten, all das hat für Kinder einen großen

Reiz. Das wachsame Mutterauge verliert infolge der vielen Arbeit den Ueberblick über gewünschte und nichtgewünschte Tätigkeit der Jugend. Man kann so vieles beschauen und angreifen, was der bösen Untersuchung unserer Hände früher entrückt war — so eine Art Banditenfreiheit greift allmählich Platz.

Auch bei uns war es so. Zudem geschah die Ueberfiedlung nur nach und nach und war sehr mühsam. Es ist unglaublich, in welchem Zustande wir die Wohnung fanden — voll Schmutz und Unordnung. Alle Handwerker brauchte Mutter, um ein halbwegs anständiges Heim zu schaffen. Die Zimmer mußten frisch patroniert werden, der Herd hatte eher die Eigenschaften einer Gefrierbüchse als eines Sparherdes, die Defen zogen schlecht und brauchten viel Feuerung, die Fenster schlossen miserabel. Besonders die vorderen Zimmer waren schwer zu heizen, so zogen wir sonnenseitig dem Hof zu.

Ich kann nicht sagen, daß dieser erste Winter ein angenehmer war. Gerade damals trat die Kälte mit ungewohnter Schärfe ein; bereits im Oktober gab es Schneefall und starke Fröste — wie schwer war das Einrichten der Wohnung, da bei offenen Türen die Heizung nichts nützte! Ich war in dieser Zeit neben bezahlten Kräften wirklich Mutters rechte Hand. Aus dieser Ursache blieb ich auch eine Zeit lang der Schule ferne und freute mich des Vertrauens, welches Mutter in häuslichen Dingen gerade mir entgegenbrachte. Kaum waren wir halbwegs in Ordnung, da kam Onkel Ludwig mit seiner Frau auf der Hochzeits- und Heimreise zu uns. Am 4. November hatte er seine Braut, der es in der alten Binschgauer Heimat recht gut gefiel und die auch unserer Großmutter als liebe Schwiegertochter willkommen war, in der Pfarrkirche zu Laufen

---

zu seiner Frau gemacht. In der neuen Wohnung war das junge Ehepaar unser erster Gastbesuch.

Es brachte mit seinem Glück viel Freude und Abwechslung in unser Haus. Immer besser fand man sich zusammen. Onkel und Tante freuten sich auf den neuen Wirkungskreis, dem sie einen modernen, passenden Anstrich geben wollten. So nett konnte „Tante Kathi“ erzählen von daheim, von den Lieben, die sie verlassen, dabei trug sie immer etwas Lebensfreude und Humor zur Schau, sowie eine liebenswürdige, offene Art, die es gemütlich machte um sie. Mit immer freudigeren Gefühlen sah Mutter der Zukunft entgegen und dem Weiterbestand von Heimat und Familie, die durch die junge Frau neu aufleben und sich vermehren sollte. Onkel, der sonst so ernste Mann, war das Bild eines glücklichen Ehemannes; geradezu erfinderisch machte ihn die Liebe; er wußte nicht, was er alles tun sollte, um seiner Frau eine Freude zu bereiten.

Viel Zeit nahm das Einkufen der Hochzeitsgeschenke in Anspruch. Im Binschgau herrscht noch heute die Sitte, daß nicht das Brautpaar beschenkt wird, sondern dieses seine Freunde und Bekannten beschenken muß; allerdings wird es dann zurückgegeben, wenn das erste Kindchen in der Wiege liegt und die Bekannten „Weißet“ bringen.

Das hat insoferne etwas Gutes, als der junge Hausstand nicht überschwemmt wird mit Tee- und Kaffeegarnituren, die nie ihrem Zwecke dienen, mit gestickten Deckchen und Läufern, denen im Wäschekasten ein beschauliches Leben dämmert, mit Lampen, denen kein leuchtender Kern strahlt, mit Vasen, die keine Blumen behüten, sowie Sofa- und Schlummerfissen, auf denen niemand ausruht, nicht einmal das „Biertelstündchen“ lang.

---

Ist einmal das erste Jahr vorüber, dann kennen die Eheleute die praktischen Bedürfnisse ihres Haushaltes besser; sie werden sogar darum befragt und bleiben daher verschont von den vielen unnützen Dingen, für die man gewöhnlich einen eigenen Glaskasten anschaffen mußte.

Ein paar schöne Tage verlebten wir zusammen, dann begleiteten wir die Weiden zum Bahnhof und sahen dem Zuge nach, der unseren Onkel mit seinem jungen Glücke der Heimat zuführte.

Nun begannen wieder die Pflichten der Häuslichkeit und der Schule. Das zweite Jahr Töchterchule ist eigentlich die Steppe meiner Lernzeit. Mich interessierte nur noch die französische Sprache, deren Anfangsgründe ich sehr leicht erlernte, da ich im Vorjahr Italienisch mit Eifer betrieb. Unsere Lehrerin in Französisch war viel zu gut; tüchtig genug wäre sie gewesen für den ersten Jahrgang. Als wir ihre Schwäche erkannt, waren wir unermüdblich im Ausstudieren von Tücken und kleinen Bosheiten, bei denen ich gewöhnlich die erste Rolle spielte.

Damals war im Kloster die Würdige Mutter krank, die allverehrte Mater Floriana. Unsere Lehrerinnen waren wirklich in Sorge und Angst, denn eine liebevolle Oberin im Kloster ist daselbe, was eine gute, treubeforgte Mutter in der Familie bedeutet.

Mater Klementine wollte, daß wir vor dem Unterricht ein kleines Gebet für sie sprechen sollten und lehrte uns in französischer Sprache ein Schutzgebetlein, welches eigentlich die Anliegen der Kirche dem heiligen Josef empfahl. Gut gemeint war es sicher, aber sie hatte mit unserer Spottlust nicht gerechnet. Die gute Lehrerin stand am Pult und betete mit niedergeschlagenen Augen, während wir völlig taftmäßig

---

das kleine Gebetchen herabschreiben, jede von uns mit einem heimlichen Lachen im Gesicht.

Dies Jahr hatte ich nur mehr Freude an den Sprachen und der Handarbeitszeit, in der wir Konversation üben sollten. Konversation in fremden Sprachen war ein schwacher Punkt, obwohl die Lehrerinnen sich sehr viel Mühe mit uns gaben. Wir hatten uns aber gegenseitig so viel mitzuteilen, daß wir uns der Muttersprache bedienen mußten; darum setzten wir uns gegenseitig recht günstig zusammen und hielten deutsche Konversation. Nur die notwendigsten Phrasen wurden italienisch gesprochen. Ich denke noch mit Vergnügen jener Stunden. Wie saßen wir zusammen wie geduckte Vögelchen, lachten und kicherten, kritisierten und schwägten über die selbstverständlichsten Dinge, schauten sogar mit scheelen Augen nach solchen, die unangenehm brav waren und eine ungünstige Folie für uns vorstellten! Besonders im Winter war es so angenehm; der große Ofen heizte gut und wir heizten mit. Die Stimme der Lehrerin war immer gut vernehmbar, aber wie ein Unterton war das leise Sprechen und Kichern, das Summen und Scharren mit den Füßen. Jede, die hereinkam, wurde still-froh empfangen und brachte einen Strom reiner, kalter Luft und frischgerötete Wangen mit — jede griff auch zuerst an den Ofen, ehe sie sich zur Arbeit setzte.

Die Handarbeitslehre stand damals nicht so hoch — heute ist die Ursulinenerschule, sowie das Pensionat nach dieser Richtung eine Kunstschule. Wir arbeiteten eben, was gerade kam — strickten Einsätze, stickten Pantoffel und Glockenzüge, häkelten alle Muster voneinander ab, manch eine verstieg sich um die Weihnachtszeit bis zu einem Hauskäppchen für Papa, oder zu Seelen- und Pulswärmern für den weiblichen Teil der Familie;

.....



auch Sofapolster, in denen Perlen verarbeitet wurden, und Fußschemel mit dem obligaten, liegenden Hündchen entstanden in diesen heiteren Stunden. Genäht wurde gar nicht; dies blieb nach der Töchterchule dem Fräulein Säger aufbewahrt, bei der viele Generationen von jungen Mädchen sich die ersten Anfänge ihrer Ausstattungen anfertigten; dafür wurden Trivialitäten gearbeitet, eine Spitze, die sehr hüsch fein kann, aber ebenso unpraktisch und langsam zu arbeiten ist. Eines war dabei schön: die leichte, zierliche Handbewegung und das graziöse Spiel der Finger mit dem Schifflein. Noch jetzt nehme ich manchmal das kleine Gerät heraus und versuche, die Knoten zu schlingen wie damals; dabei steht wieder das Arbeitszimmer vor meinen Augen mit den hin- und hereilenden Lehrerinnen und den vielen, jungen Geschöpfen mit den frohen Herzen und den spitzbüßischen Augen. Ja, mit den eigentlichen Backfischen haben die Klosterfrauen nichts Gutes; sie beanspruchen ein Riesenmaß von geduldiger Liebe, denn oft sind die jungen Lippen voll Spott und am spitzen Zünglein hängt ein bitterer Tropfen; sie haben noch kein Verständnis für die Mühen und Opfer, für die körperlichen und seelischen Leiden, für all die Ernüchterungen und Enttäuschungen des Lehrberufes.

Eine meiner Lehrerinnen (sie lebt noch, darum nenne ich ihren Namen nicht) hatte viel mit mir zu tun. Sie gab sich redlich Mühe, mich zu gewinnen, ich war aber hockbeinig und unbeugsam. Zuerst war sie gut, dann wurde sie ernster, tadelte mich ganz mit Recht bei Mater Gonzaga, welche mir eine Standpredigt hielt, daß ein Verbrecher bekehrt worden wäre — alles umsonst.

Da war es einst, daß die mit mir behaftete Lehrerin in einer starken Aufwallung ihres Gefühles mich ein böses Kind

nannte — ein Mädchen, welches schlechte Grundsätze habe. Nun war ich mir bewußt, überhaupt noch keine Grundsätze zu haben. Ich war wohl ein rechter Fraß, aber schlecht wollte ich nicht sein. Aus Born oder in einer gewissen inneren Empörung fing ich an zu lachen — anders wußte ich mir nicht mehr zu helfen. Da sah ich, wie Mater . . . . . sich abwandte und Tränen in den Augen hatte. Was alle gütigen und strengen Worte nicht erreicht, das bewirkten ein paar stille Tränlein. Diese warmen Tropfen waren auf meine schwarze Seele gefallen und hatten ein weißes Flecklein herausgewaschen, welches sich rasch verbreitete und größer wurde. Wie in einem Spiegel erkannte ich meine Schuld. Unaufgefordert ging ich ihr nach und bat, daß sie mir verzeihe und wieder gut sei. Und seit dort waren und sind wir uns gut, geradezu lieben lernte ich die stille Nonne mit den großen dunklen Augen. Damals war sie jung, heute wird sie eine Greisin sein. Ueber die „schlechten Grundsätze“ haben wir ein paar Jahre später mitsammen gelacht.

Die langweiligste Unterrichtsstunde war Kirchengeschichte, nicht nur für mich, sondern für alle. Sogar die Aufsichtslehrerin erwehrte sich im Winter beim Ofenwinkel nicht eines leisen Nickerchens; im Sommer hatte sie beständig das Taschentuch in der Hand, um das Gähnen zu verbergen. Kirchengeschichte könnte eigentlich sehr interessant sein, aber der allzu trockene Vortrag unseres Herrn Katecheten und seine monotone Stimme waren Schuld an unserer Langweile. Wir waren die römischen Cäsaren, welche die Christen so grausam verfolgten, ebenso antipathisch wie die ganze Unterrichtszeit. — In mir selbst war ich unzufrieden, da ich fühlte, wie wenig ich leistete, daß ich meine geistigen Kräfte nicht benützte und eigentlich nur so träge obenauf schwamm.

Nun kam auch die Zeit, in der ich meinen Stiefbruder kennen lernte. Als Kind hatte ich ihn in Mals einmal flüchtig gesehen; er war schon ein großer Bub, der bereits im Gymnasium war, ich weiß aber nicht, ob in Innsbruck oder Meran. Er war ganz unter der Leitung und Vormundschaft unseres Onkels Johann. Bei unserer ersten Begegnung war ich noch ein kleines Mädel, welches hinter den Tisch gesetzt wurde. Die ersten Jahre in Innsbruck war er immer fort, denn Onkel Johann wahrte sich beinahe eifersüchtig sein Recht und Mutter wollte, daß alles friedlich bliebe. Da stand mir nun auf einmal ein erwachsener Bruder gegenüber, zu dem ich mich kaum „du“ zu sagen getraute. Von der ersten Stunde an war er aber lieb zu mir, wahrscheinlich weil ich die Jüngste war; für mich schien er das Ideal eines Bruders, den ich bald lieber hatte als Alfred. Recht nach Gymnasiafenart hielt mich Alfred für dumm, fand es ganz unter seiner Würde, sich mit mir abzugeben, grüßte mich am Wege gar nicht, wenn er mit seinen Kollegen ging, was mich ganz furchtbar ärgerte — kurzum, ich existierte mitunter gar nicht für ihn. Hermann war das Gegenteil; er gab sich gern mit mir ab, zeigte mir dies und jenes, erzählte mir von seinen Studien (er war damals Naturhistoriker an der Innsbrucker Universität), brachte mir Versteinerungen und andere derartige interessante Dinge, von denen ich früher keine Ahnung gehabt hatte.

Die beiden Brüder fanden sich sehr gut zusammen, machten in den Ferien größere Ausflüge und arbeiteten miteinander, aber Hermann spielte immer die Rolle des Beschützers gegen den jüngeren Alfred.

Lina, deren geistige Fähigkeit auch von den Brüdern anerkannt wurde, freundete sich desgleichen mit Hermann gut an,

aber mit ihr war eine Veränderung vor sich gegangen. Sie verkehrte mit den Klosterfrauen viel mehr als früher und wurde nach meinem Dafürhalten ungeheuer fromm — zu meinem großen Aerger, da sie nach dem Gottesdienste immer noch lang in der Kirche blieb, wobei ich mithalten mußte.

Ich bat daheim, daß ich nach den zwei Jahren Töchter-  
schule aussetzen und die Wirtschaft lernen dürfte. Wie Mutter es wirklich wollte, nahm ich an, daß Lina die Weißnäherei und das Kleidermachen lernen und wir daheim ein recht nettes Zusammenleben führen würden. Am Ende alles Denkens sah ich immer wieder Onkel und Tante Kathi als glückliches Ehepaar; so meinte ich, müßte es einmal für Lina kommen, besonders da viele Bekannte sagten, daß sie hübsch werde. Ich war von all diesen Reden vollständig ausgeschlossen, als ein eckiges, unreifes Mädel, welches immer zu kämpfen hatte mit gebrochenen Haarsreifen, abgerissenen Schürzenbändern, fehlenden Knöpfen und Hasteln, abgetretenen Rockschmüren und schiefen Absätzen. Die Eitelkeit tat mir in diesen Jahren gar nichts. Ihr ganzliches Fehlen trug mir aber oft Schelte und Aerger ein.

Lina jedoch dachte anders als wir alle. So nach und nach erklärte sie der Mutter, daß sie gewillt sei, in das Kloster zu gehen und bat, das Pädagogium machen zu dürfen, um ihren Beruf zu erreichen. Mutter war zuerst durchaus nicht einverstanden. Lehrerin zu werden, wollte sie ihr nicht verweigern, aber für das Kloster schien Lina ihr noch zu jung.

Ich hatte großen Verdruß über Linas Verlangen. Mein ganzes schönes Zukunftsgebäude lag in Trümmern — ich wollte nicht allein als Mädchen daheim sein — der Abschied von der älteren Schwester stand berghoch vor meinen Augen; eine tiefe Erbitterung war in mir gegen alle jene, welche nach

meiner Meinung Lina's Verlangen billigten oder ihm Vorjuch leisteten. In diesem Jahre gab es eine Menge junger Mädchen von sechzehn bis neunzehn Jahren, die alle in das Kloster gehen wollten; in treuer Freundschaft hielten sie zusammen, eine wollte es der andern nachmachen. Manche waren so jung, daß die vorläufige Weigerung der Eltern ganz begreiflich war, denn jedes Ergreifen eines Berufs ist etwas Großes und soll nicht allzufrüh unternommen werden. Diejenigen, die der liebe Gott sich aussucht, findet er überall, in Palast und Hütte, in jeder Stellung und Lebenslage und zieht sie allmählich mit wachsender Liebe an sich.

Auch Heiraten, die allzu früh geschlossen werden, sind nicht immer die glücklichsten; es gehört zu allem Verständnis und reife Ueberlegung.

Das Christfest dieses Jahres stimmte mich traurig; wir hatten einen hübschen Baum, aber die rechte Freude fehlte. Lina bekam verschiedenes, was schon zu ihrer Ausstattung gehörte, denn sie wollte, um ungestörter lernen zu können, ganz in das Internat eintreten. Die Mutter war des öfteren bei Frau Oberin gewesen, um schließlich dem Wunsche ihrer Aeltesten nachzugeben, jedoch nicht gleich. Lina ließ sich bewegen, diesen Winter und Sommer noch daheim zu bleiben und erst nächsten Herbst uns zu verlassen. Damit war auch ich wieder zufrieden, da ich im stillen immer auf eine Sinnesänderung meiner Schwester hoffte.

Unsere Wohnung bestand aus sechs Zimmern, war also nach städtischen Begriffen für eine kleine Familie zu groß. Da zog Herr Oberrechnungsrat Apperle, der vielen Simsbruckern durch seinen Wohlthätigkeitsinn noch bekannt sein dürfte, zu uns und blieb fünf und zwanzig Jahre in der Familie. Er war uns Kin-

.....

dem ein väterlicher Freund und wurde im Laufe der Jahre wie ein Glied der Familie, das Freud und Leid mit uns teilte.

In diesem Jahre war es auch, daß wir mit der jetzigen Mater Vinzentia Neusee und ihren Angehörigen bekannt wurden; wir wohnten im Innrain in demselben Hause und korrespondieren noch heute mitsammen. Jugenderinnerungen verknüpfen fest. In manchen Dingen bleiben wir ja immer Märchenkinder, denen die reifen, arbeitsvollen Jahre ein liebes „Es war einmal“ vorerzählen. Wohl viel Schönes „war einmal“. Der Ernst des Lebens hat uns gekräftigt und gestählt und hat uns Aufgaben zugewiesen, deren Erfüllung uns trotz Mühen und vielen Enttäuschungen beglückt, aber wie das Kind in der Dämmerstunde, lauschen wir doch mit gespanntem Ohr auf das abendlich ruhige „Es war einmal“.

So verging der erste Winter, in dem ich daheim war, um die Grundwahrheiten des Hauswesens zu erlernen. Lina arbeitete mehr denn je für ihr Studium, auch Alfred besuchte bereits die höheren Klassen und ich war ein ziemlich zufriedenes Hauspubelchen. Am liebsten ging ich einkaufen, besonders mit der Mutter; allein getraute ich mich noch schwer, besonders beim Fleischeinkaufen.

Mutter bestand aber darauf und so lernte ich von anderen Kunden die Benennung der Fleischsorten, sah mir das Wägen gut an, vertiefte am Markt meine Freundschaft mit den Arzler Kraut- und Grünzeughändlerinnen, sah sonst noch viel Interessantes, traf Bekannte und verlängerte meinen Weg regelmäßig bis zur Innbrücke, wo verschiedene „Kunstbuden“ standen. Natürlich ging ich nirgends zu nahe, aber bei vielen Zelten waren als Locker schöne Papageien, bei einigen sogar schöne Messchen. All dies

konnte und durfte ich gratis ansehen, ehe ich mit doppelter Geschwindigkeit heimwärts eilte.

Bei Tisch erstattete ich dann meine Berichte über all das Wunderbare und Nie-Dagewesene, welches bei der Innbrücke dem Publikum geboten wurde. Ich kann mich nicht an unanständige Bilder erinnern, nur einmal an eine Riesendame, deren Bild mich derart erschreckte, daß ich viele Tage meine Kunstwanderungen einstellte. Einmal ging Mutter mit uns in ein Panorama. Es waren alles grauenhafte Schlachtenbilder, wir glaubten aber doch, etwas Schönes gesehen zu haben. Der Schaubudenbesitzer, ein biederer Schwabe, gab seine Erklärung, die ich noch heute auswendig weiß und hiehersetze. Wir guckten durch die runden Gläser in ein Schlachtengewoge und verstanden nur, daß die Wirklichkeit schrecklich gewesen sein mußte, als hinter uns die Erklärung begann: „Dies ist die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Die im Vordergrund sind die Preußen, die im Hintergrund sind die Oesterreicher; das Wasser, so da fließt, ist die Elbe. Wenn's Ihna gfalla hat, rekommandieres uns a bissele.“

In einem Nebenkabinett, für dessen Besichtigung noch extra zehn Kreuzer zu bezahlen waren, stand ein gläserner Sarg; darin lag die in Wachs sehr gut ausgeführte Gestalt eines verwundeten Kriegers, der sich eben anschickte, die schwerste Arbeit seines Lebens zu verrichten, nämlich zu sterben. Die letzten schweren Atemzüge der Brust, ein schmerzvolles Heben der Augenlider und dann das Verlöbchen, um nach einigen Sekunden wieder von neuem zu beginnen. Eine sonderbare Schau-  
stellung!

Es waren noch weitere Wachsbüsten da von geistigen Größen und gekrönten Häuptern, die alle mit starren Glasaugen

in diese entsetzlich kleinliche Umgebung blickten; eine Stellage tiefer gab es Mörder von Profession, Giftmischer und Messerhelden. Wir gingen heim, den Kopf voll wirrer Bilder von der „Schlacht bei Königgrätz“ und dem ewig sterbenden Zuaaven.

In den Sommer dieses Jahres fällt noch eine große Freude: Frau Doktorin in Mals und ihre Tochter Hedwig, treue Freunde unserer Kinderzeit, sollten nach Innsbruck übersiedeln.

Wie die Trauer oft im vorhinein ihre Schatten wirft, so jenden freudige Ereignisse zuweilen ihre Lichtstrahlen voraus. Wochenlang schon waren wir in der Erwartung froh gestimmt und rechneten mit der Ankunft der beiden lieben Damen wie mit einem großen Glück. Keines Glück ist ja auch die treue Freundschaft, wie wir sie uns gegenseitig hielten in Lieb und Leid, in frohen und dunklen Stunden. Kein Fest gab es in der Familie ohne die Frau Doktorin, aber auch keinen Abschied, kein Krankenlager und Sterbebett, an dem sie nicht stand, mitfühlend, helfend und tröstend — und heute noch bindet mich diese Freundschaft mit Herz und Seele an Fräulein Hedwig, meine mütterliche Freundin.

Wo viel Freude ist, da darf der Tropfen Wermut nicht fehlen. Merkwürdig, daß gerade der Freudentag ihrer Ankunft mir die erste wirklich unverdiente Strafe meines Lebens eintrug! Aus Mutters Nähkorb war die gute Schere verschwunden. Vormittags sah mich Mutter damit hantieren, schaute mich dabei schon etwas mißtrauisch an und trug mir auf, sie wieder fleißig zurückzulegen, was ich auch wirklich tat. Wenn im ganzen Hause irgend etwas schief ging, so traf regelmäßig mich die Rolle des schwarzen Schafes. Bald darauf suchte Mutter



die Schere, fand sie aber nicht. Ich beteuerte, alles ordnungsgemäß aufgeräumt zu haben; es nützte nichts, ich mußte die Schere verloren oder verlegt haben. Mutter redete sich in immer größeren Eifer hinein, verschiedene Vergehen der früheren Tage kamen dazu und halfen, meine Schuld schwärzer und größer zu machen. Sogar Vina hielt diesmal zur Mutter gegen mich, bis endlich der Urteilspruch erfolgte, der mich zum Hausarrest verdammt, während die anderen zum Bahnhof gingen, die beiden Damen abzuholen.

Ich glaube, wenn ich Hiebe bekommen hätte, so wäre es mir nicht so nahe gegangen wie diese Strafe. Und dazu noch unverdient! Was für eine Schande, wenn Frau Doktorin nach mir fragte — und sie fragte gewiß schnell um mich, weil sie mich gerne hatte! Aber auch von der Mutter eine solche Ungerechtigkeit zu ertragen, schmerzte mich tief. Ich glaube, in meiner ganzen Schulzeit habe ich nie so bitter geweint wie damals, als ich Mutter und Geschwister weggehen sah und allein daheimbleiben mußte. Bei meiner Lebhaftigkeit und raschen Natur steigerte sich dies Herzeleid zu einem richtigen Weinkrampf, der mich von dort ab bei heftigen Gemütsbewegungen öfters befiel und durch ein paar Jahre anhielt. Ich nahm mir damals vor, wenn ich einmal Kinder hätte, recht gut mit ihnen zu sein und eher etwas durch die Finger zu sehen, als ungerecht zu strafen.

Vorkäufig ging ich die Schere suchen und fand sie richtig im Zimmer meines Bruders, der sich Hefte zugeschnitten, wobei die Schere sich unter die Papierbogen verschoben hatte. Ein grenzenloses Erbarmen mit mir selbst überfiel mich; ich legte mich auf den Diwan und schluchzte in gesteigerter Heftigkeit, als ich hörte, daß meine Schwester zurückkam.

.....

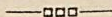
Frau Doktorin hatte für mich gebeten. Gerade mich, die Kleine, mit der sie sich so viel abgegeben, wollte sie gerne sehen, deshalb kam Lina, mich zu holen. Ich war aber so verweint und gekränkt, derart aufgereggt und außer Rand und Band, daß mich die große Wiedersehensfreude nur wieder zu neuen Tränenströmen gebracht hätte. Meine Schwester, die selbst erstaunt war über diesen intensiven Schmerzensausbruch, mußte unverrichteter Dinge wieder weggehen. Als Mutter und Geschwister heimkamen, ging ich vor aller Augen auf die Suche nach der Schere und fand sie, wie vorher, in Alfreds Zimmer. Dies war meine Rache. Mein Verhältnis zu Alfred war durch Wochen hindurch ein getrübbtes, obwohl er behauptete, sich absolut nicht mehr erinnert zu haben, was auch jedenfalls der Fall war. So viel sei aber durch diese Zeilen allen Eltern gesagt: eine ungerechte Strafe verdirbt beim Kinde weit mehr, als zehn ehrlich verdiente bessern. Es macht die Kinder herzbitter und mißtrauisch, es lockert die Disziplin und verfehlt dem unbedingten Vertrauen zu den Eltern einen schweren Schlag. Lieber neunmal etwas verzeihen, als einmal ungerecht verurteilen.

Am nächsten Tage war Mutter ganz ausnehmend gut zu mir; ich glaube, es war ihr selbst leid über das Geschehene. Sie ging mit mir zu Frau Doktor, sagte ihr auch, daß ich unverdient Strafe bekommen, meinte aber, dafür hätte ich oft keine bekommen, wo ich sie reichlich verdient hätte.

Auch Großmutter war diesen Sommer wieder bei uns. Die junge Frau kam recht gut mit ihr aus; eines respektierte die Eigenheiten des andern, nur fand es Großmutter unpassend, daß Tante Kathi Klavier spielte und noch überflüssiger, daß Onkel ihr zum ersten Weihnachtsfeste ein Pianino kaufte und

heimlich in das Zimmer stellen ließ. Musik war etwas, was unsere Großmutter nur in der Kirche gelten ließ. Daheim schien es ihr Zeitverlust. Mutter war ganz auf Seite der jungen Frau und meinte, es seien eben andere Zeiten als vor fünfzig Jahren. Die Musik im Hause sei ein Glück und eine Segnung. Sie freute sich, daß die junge Frau, die damals schon ihr erstes Kind erwartete, ihre Hauskunst weiter betrieb.

Die Lebenswahl meiner Schwester erweckte bei Großmutter's tiefer Frömmigkeit ein warmes Echo in ihrer Seele. In jeder Weise suchte sie Linas Klosterberuf zu fördern; auch nicht die allzu große Jugend machte sie geltend. Alfred und ich verhielten uns ablehnend; wir sahen in diesem Schritt nur die Zerstörung unseres Familienlebens.



## XI.

So verging der Sommer. Es kam der Herbst wie alle Jahre mit fallendem Blättergold, feuchten Nebeln am Morgen, mit grau-nassen Bürgersteigen, mit verwelkten, schwarzgeränderten Blumen und dem Duft der ersten Bratäpfel und Kastanien. Mit dem Herbst sollte Lina von uns weggehen. Wie verstreicht die Zeit! Man rechnet von Woche zu Woche, bis es nur mehr Tage sind; wie groß scheint noch die letzte Frist — eine Nacht, ein Tag — aber unerbittlich rückt die Zeit weiter, bis man zusammen hinausgeht aus den Zimmern, die man in trauter Gemeinschaft bewohnt. Ein letzter Blick streift noch liebevoll all die alten Gegenstände und Einrichtungsstücke, bei allem der innigsten Zusammengehörigkeit sich bewußt, bis plötzlich eine fremde Note zum Vorschein kommt, so etwas, was Herz und Nerven erzittern macht — wer kennt dies nicht?

Trennung durch den Tod ist schmerzlich, aber wir alle beugen uns dem gleichen Naturgesetz, wir finden uns damit ab. — Trennung im Leben ist wie ein fortwährendes Leid, oder doch wie eines, das durch Tage und Monate währt. Ich weiß, daß ich krampfhaft schluchzte, daß auch Lina weinte, während Alfred finster dreinschaute und sagte: „Du kannst ja bei uns bleiben, wozu weinst du denn?“ Auch bei diesem ersten Abschiede war Frau Doktorin bei uns. Von den vielen Bekannten bekam Lina Andenken, meist Andachts- und Be-

trachtungsbücher, die sie im Kloster brauchen konnte, religiöse Gegenstände u. dergl. So begleiteten wir alle unsere älteste Schwester zur Klosterpforte. Wie sonderbar es mich berührte, als die dunkelbraune Thür von rückwärts aufgezogen wurde! Dahinter erst war die eigentliche Klosterpforte. Kleine, leise Schritte wurden hörbar, das Klirren der Rosenkränze, zuerst ein heimliches Tasten, ein rasches Öffnen des Türausschnittes, durch den hindurch eine junge Pfortenschwester und die frauliche Gestalt Mater Florianens sichtbar wurde. Etwas ächzend öffnet sich die Thür — im abendlichen Licht ein langer Klostergang — noch ein rasches Grüßen und Zurückwinken meiner Schwester und schon war sie über die Schwelle ihrer neuen Heimat, dem selbstgewählten Berufe entgegeneschritten. . . .

Wenn so ein Abschied vorüber ist, fühlt man trotz allem Herzweh eine Erleichterung: der Druck, der unsere Seele belastete, hemmte körperliche und geistige Schwungkraft. Nun ist es vorüber, das Eisen ist aus der Wunde, die wohl noch blutet und schmerzt, aber der Heilung entgegengeht. Für mich war der Anblick des leeren Stuhles an unserem Familientisch das Traurigste. Die ersten Tage wurde ich satt, ohne zu essen; aber wie man sich allmählich an alles gewöhnt, so ging es auch hier. Damit das Auseinandergehen nicht gar so rasch wäre, erhielt Lina die Erlaubnis, jeden Sonntag heimzukommen. Dadurch gewöhnte man sich an Trennung und Wiedersehen.

Wieder ging der Winter herum mit all seinen lieben und rauhen Seiten. Ich kann es nicht leugnen, daß mir oft das Herz weh tat, ebenso meiner Schwester, denn trotz dem Altersunterschied hielten wir doch recht zusammen und standen uns gegenseitig lieb gegenüber. Woche um Woche löste sich ab von dem Blattbaum des Jahres, der Sonntag war immer ein Freuden-

tag, an dem wir alles besprechen konnten, was sich in der Woche ereignet hatte.

Damals war es, daß das Institut die ersten Uniformkleider bekam. Sie waren in der Farbe etwas unglücklich gewählt: die Werktagskleider froschgrün mit breiten, weißen Streifen, die Sonntagskleider ebenso froschgrün mit schmalen, weißen Streifen. Dazu im Winter schwarze Mäntel und Seidenhauben, die ebenfalls mit Grün gepußt waren, im Sommer schwarze Beduinen, die sehr gut standen. Diese grünen Kleider hatten noch dazu die Untugend, sehr bald in das Gelbe umzuschlagen und hielten sich deshalb nur kurz. Wenn das ganze Institut in dieser grünen Pracht dahermarschierte, so konnte man völlig an Froschkönigs Brautfahrt denken. Meine Schwester bekam diese Kleider nicht mehr, da man ja nicht wußte, wie kurz oder lang sie weltliche Kleider tragen würde; dazu hegte Lina selbst eine ausgesprochene Antipathie gegen diese Froschlivree, wohl aber trug sie die Haube, den Strohhut und die Beduine.

Kam Lina heim, so brachte sie wohl irgend ein Lehrbuch mit, welches von mir mit Interesse durchgesehen wurde. So war es einmal ein Geometriebuch, das ich aufschlug. Merkwürdigerweise war mir alles interessant, sogar Geometrie! Ich selbst hatte das Gefühl, als ob mein Gehirn ausgeruht hätte und wieder vollständig leistungsfähig wäre.

Lina sah mich bei ihrem Buch und meinte etwas geringschätzig: „Bitte, laß doch dies in Ruh; so was ist für dich nicht.“ Auch Alfred glaubte gutmütig, noch seinen Senf dazugeben zu müssen mit einem spöttischen: „Was wirst du etwa davon verstehen!“ — Ich verstand aber gerade alles, was ich las.

Von dieser Stunde an, da es mir schien, meine Geschwister hielten mich für geistig minderwertig oder wenigstens unreif, war ich entschlossen, weiter zu lernen. Ich wollte zeigen, daß ich auch etwas könne und nicht herabgesetzt werden dürfe. Noch sagte ich nichts davon zu Mutter; die Zeit würde schon kommen, wo mein Weizen blühen sollte.

Im April machten eine Menge Lehramtskandidatinnen ihre Matura, mit ihnen auch unsere Lina. Alle bestanden die Prüfung recht gut. Das Oberhaupt der Prüfungskommission war Herr Schulinspektor Sch . . . , ein gebürtiger Böhme, dem sich die feinen Schönheiten der deutschen Sprache noch nicht zu eigen gegeben hatten, selbst die Geheimnisse der Mathematik waren ihm zuweilen verschleiert. So kam es, daß er sich unvorsichtigerweise in einen grammatikalischen Streit mit Lina einließ und schließlich seines Geistes Irrwege oder Irrgänge der Kandidatin gegenüber eingestehen mußte. Damals gab es noch kein k. k. Pädagogium, sondern nur die Privatanstalten für Mädchen in den verschiedenen Frauenklöstern und die staatliche Anstalt für angehende Lehrer in der Liebachgasse, wo die Knabenvolksschule und später der Sitz der evangelischen Pfarre war. Die Prüfungen waren für Bekannte zugänglich. Ich hörte nur an, was und wie gesprochen wurde. Der Herr Inspektor konnte nicht umhin, an den Kandidatinnen hin und her zu nörgeln, mußte aber schließlich „durchlassen“. Sie leisteten doch ihre Sache und die übrigen Lehrer sahen gewiß ein, unter welsch erschwerenden Umständen die Mädchen ihre Matura ablegten. Damals war eine glücklich bestandene Prüfung ein Ereignis.

Nachdem unsere Lina dieselbe hinter sich hatte, wurde mit dem Eintritt in das Kloster und der Einkleidung schnell ernst

gemacht und die Feierlichkeit auf den 4. Mai, dem Namenstag der Frau Oberin, festgesetzt. Die zwei letzten Wochen war Lina noch daheim; es gab viel Arbeit, bis alles hergerichtet war — eigentlich gerade so, wie wenn eine Tochter hinausheiratet, nur daß man keine Möbel anschafft.

Im April kam schon Großmutter. Daheim in Mals war im Spätherbst ein Mädchlein angerückt, welches der jungen Mutter bald das Leben gekostet hätte, aber der liebe Gott war gut und ließ alles wieder gesund und kräftig werden, so daß Großmutter beruhigt und mit frohem Herzen nach Innsbruck reisen konnte. Solch eine Festlichkeit mit großem, kirchlichem Gepränge war ihr Geschmack. Ich glaube, die alte Frau schwelgte in Seligkeit und Gottergebenheit.

Merkwürdig war es, daß der zweite, eigentliche Abschied lange nicht mehr so schwer war wie der erste. Wir geleiteten auch diesmal unsere Schwester zur Pforte — wie das erstemal wiederholten sich die Eindrücke bei mir, aber es war mir nicht mehr neu. Wir weinten wohl alle, aber unser Gemüt war ruhiger; wir wußten ja, daß Lina nicht mehr uns gehöre und kehrten still mit feuchten Augen wieder in unser Heim zurück.

Großmutter weinte wohl nur aus Freude, Frau Doktorin aus Nührung und Mitgefühl, ich — weil eben alles weinte. Alfred und Hermann waren einsilbig, wie überhaupt Alfred sich am schwersten mit Linas Schritt ausöhnte.

Daheim war es durch Großmutter's Besuch und die Näherin, die wir ziemlich lang auf der Stör hatten, ziemlich lebhaft.

Zur Einkleidung meiner Schwester bekam ich das erste „längere“ Kleid, natürlich ein großer Abschnitt im Leben eines Backfisches. Im neuen Kleide war ich reif für den Titel



Fräulein, über den sich meine Geschwister und die Mutter viel belustigten, weil ich damals gar so viel Wert darauf legte. Ein schönes, blaues Kleid war es mit schwarzem Samtjäckchen — Samt war meine Schwachheit, allerdings war er damals auch weit wertvoller als jetzt —, dazu ein weiter Schürferhut mit einem zarten, weißen Blumenkränzlein geschmückt.

Ich hatte an allem große Freude. Für meine Schwester wurde ein einfaches, weißes Mullkleid gearbeitet, recht jugendlich einfach, dazu Brautkranz und Schleier — das erstere ein Geschenk der Großmutter, das zweite von Frau Doktor Thöni; auch Lina sah an ihrem Ehrentag lieblich aus.

Mit meiner Schwester nahm noch den Schleier Mater M. Winzientia Neusee, die jetzige Oberin des Klosters „Rosa mystica“ in Sarajevo; die dritte Braut ist mir entfallen; die vierte war eine Laienschwester, eines wohlhabenden Bauern Tochter, von der bereits zwei Schwestern eingekleidet waren. Sie bekam den Namen Pauline und starb erst vor einigen Jahren.

Der 4. Mai war ein wolkenloser Tag. Im Kloster selbst bringt eine Einkleidung viel Aufregung und Arbeit mit sich. All die weißen Kleider der Böglinge prangten in neuer Frische und Glätte. Damals trug noch niemand Wollkleider, sondern alles nur duftigen Mull, der viel lieblicher kleidet, aber auch viel Arbeit gibt. Auch das Herrichten und Verräumen der vielen Kränze braucht seine Zeit, alles war aber so festlich wie möglich. Ich, als die einzige Schwester einer Braut, ging mit in dem festlichen Zuge, den die Böglinge eröffneten und bekam bei der kleinen Pforte einen Teil des Ordenskloides zu tragen. Gerade vor mir ging ein großes, schlankes Mädchen, das auch Bögling („Kostkinder“ sagte man damals) war und ebenso ein

.....

Stück des geistlichen Kleides trug. Vor der Pforte warteten unsere und der anderen Bräute Angehörigen und beschloßen den Zug, der das Stücklein Weg bis zur Kirche noch durch die Welt ging.

Als ich vor meiner Schwester herschritt, waren meine Gedanken ganz eigener Art. Viele Leute standen da, sich den Brautzug anzusehen; sogar die Marktweiber und Grünzeugbäuerinnen hatten ihre Körbe verlassen und umstanden uns in weitem Bogen mit andächtig bedauernden Mienen und manch ein Frauenmund sagte gut verständlich: „Wie schade!“

In dem Kreise der verschiedenen Verwandten hörte ich laut schluchzen, ich sah mich aber nicht um. — Von unserer Sippe war die Wiltener Nanni diejenige, die ihrer Nührung nicht Herr werden konnte. So viele Tränen weinte die gute Nanni, als ob Lina einer Verurteilung entgegengeführt würde. Ich dachte immer, ob es den Bräuten nicht schwer werde, zu denken: „Jetzt sind wir zum letzten Male hier, sehen zum letzten Male dies Bild, kommen nie mehr mit all den Menschen zusammen, die uns heute so teilnehmend umstehen“. Mir gefiel an diesem Tage der ganze kleine Weltauschnitt ungeheuer gut, daher arbeitete in meinem Innern ein grenzenloses Erbarmen mit den jungen Bräuten. Aber die so Bemitleideten verlangten nicht unsere Sentimentalität. Ueber diese Gefühle waren sie hinaus, ihr Geist hatte einen anderen Flug genommen, dem ich wohl nachschaute, ohne ihn zu verstehen, aber so viel lernte ich im Laufe der Jahre verstehen, daß eine Ordensfrau, die von Gott wirklich zum klösterlichen Leben berufen ist, sehr glücklich sein muß, trotzdem ihr Leiden und Kreuze nicht erspart bleiben.

Wie seltsam aber im Leben alles ineinander greift, ohne daß man es ahnt, ohne daß man sich kennt, bis der richtige

Moment gekommen! Das große, schlanke Mädchen, von dem ich sprach, wurde einige Jahre später meine Schwägerin, meines lieben Stiefbruders treugeliebte und besorgte Gattin und die Mutter seines einzigen Sohnes. Ohne uns zu kennen, sahen wir uns zuerst bei diesem kirchlichen Familienfest und als wir uns wieder trafen, konnten wir am weißen Schnürchen anknüpfen, das uns damals als Brautjungfern verbunden. In der festtäglich geschmückten Kirche hatten wir unsere gedeckten Plätze, auch sonst war alles gedrängt voll; für solche Feierlichkeiten hat das große Publikum immer Interesse. Auch in frommer Richtung sind wir Menschen gerne neugierig und ein bißchen sensationslüstern und dabei hat man doch schöne Gedanken, man fühlt sich seinem Gott näher als bei irgend einem gewöhnlichen Gottesdienste.

Die Festpredigt hielt Pater Stentrup S. J., der geistliche Führer der jungen Bräute. Er war in Innsbruck als guter Redner gesucht und ein Mann, dessen Seele durchdrungen war von dem, was er sprach. Gerade für solche Feste fand sein Talent die richtigen, ergreifenden Worte, die in der Seele nachzitterten wie der laute Schall der Musik auf einer feingestimmten Harfe. Nur eines entbehrte ich bei seinen Predigten ebenso wie bei den späteren Exerzitien: er war bei all seiner Güte, bei all seiner gebiegenen Wissenschaft etwas einseitig.

Wie oft hörte ich selbst aus seinem Munde die Worte: „Ein junges Mädchen soll heiraten oder in das Kloster gehen.“

Was würde dann mit uns Tausenden geschehen, die trotzdem übrig bleiben und nun erst nach dem männermordenden Krieg übrig bleiben müssen, mit uns, die zur rechten Zeit nicht heiraten gekommt oder nicht gewollt und trotzdem nicht nutzlos in der schönen Welt herumstehen wollen?

Gerade für die Ehelosen entstehen jetzt so viele Berufe, Stellungen, welche uns ganz erfüllen und Arbeiten, die Segen stiften. Weit besser ist es, seine Talente ehrlich zu benützen, auch sich den Unterhalt zu verdienen, als die Ehe oder das Klosterleben für eine Lebensversicherung anzusehen, die wir gedankenlos genießen, von der wir nichts anderes verlangen, als daß sie uns versorge und der wir auch nichts einzahlen als unser mechanisches Tagewerk.

Die Einkleidungszeremonien hielt Herr Dekan v. Leys, ebenso das Hochamt. Gespannt lauschten wir alle, als der Moment der Namensgebung nahte. Herr v. Leys sprach sehr laut und deutlich und nannte unsere Lina „Schwester Maria Rosa vom Leiden Jesu“. Nun war unsere Lina nicht mehr; sie existierte nicht mehr. Sie erschien am Fenster des Dratoriums in der Ordenskleidung, ein kleines, grünes Kränzchen am weißen Schleier. — Wie weltensfern erschien mir alles, seit sie den Namen verloren, der mit den Freuden und kleinen Leiden unserer Kindheit und Jugend verflochten war! Nun erst war sie mir wirklich dahin. Ebenso wie mir ging auch anderen die Namensänderung am meisten zum Herzen. Der Name ist unser Ich, ist er nicht mehr, so ist man bürgerlich „tot“.

Aber bei allem und jedem, beim Beten und Schauen, beim Denken und Weinen bleibt man Mensch. Trotz der erhebendsten Gefühle wird man müde und stumpf; schließlich waren wir alle um das Ende froh, zumal wir noch nüchtern waren.

Damals durften die Angehörigen die Klosterräume nicht betreten. Wir mußten aus der Kirche in das sogenannte „Weicht-  
vaterhäusl“ gehen, wo im ersten Stock der Frühstückstisch für

uns und die Geistlichkeit gedeckt war. Die beiden hochwürdigen Brüder Spielmann, die seit Jahren im Brixener Vinzentinum wirken und die beide dort wohnten, waren uns liebe Tischgesellschaft. Der Kaffee, nach dem die meisten Damen beinahe lechzten, war sehr gut, für Weißwein und Torten hat Mutter gesorgt, daran erfreuten sich die Herren. Recht animiert waren wir zusammen, zumal auch Herr Dekan v. Leys erschien, der in seiner vornehmen, liebenswürdigen Art jedem Kreis sich anzupassen verstand. Erst nach dem Frühstück durften wir in das Sprechzimmer, wo die neue Schwester Rosa mit ihrer Novizenmeisterin Mater Rajetana uns erwartete. Wir waren wieder beisammen, doch trennte uns ein Gitter. Es war alles anders, die Schranke lag überall dazwischen, aber Lina hatte es so gewollt und Gott wird gewußt haben, wozu er sie gerufen.

Nachmittags war Festvorstellung im Instituts-Theaterjaal, wozu die Verwandten und Angehörigen der Bräute geladen waren.

Ich weiß nicht mehr, was gegeben wurde; der Eindrücke waren zu viele und zu raschfolgende — ich weiß nur, daß wir müde heimkamen und schließlich froh waren, daß all dem Abschiednehmen, all den Arbeiten und Aufregungen ein Ende winkte. Durch drei Tage durften wir noch mit Rosa sprechen, dann begann für sie das Noviziat und für uns das Einleben in andere Verhältnisse. Mir war oft elend zeitlang; ich fühlte, daß „die Tränen und die Seufzer hinten nach kamen“. — Was nützte es? Und es ging wieder, wie so vieles in der Welt.

Von nun an durften wir nur mehr zu allen heiligen Zeiten Rosa sehen und sprechen; sie war immer heiter und glücklich, sah recht gut aus und schien vollkommen zufrieden in ihrem

.....

Berufe und den Arbeiten, die sie im Oratorium und in der Schulstube zu leisten hatte — was wollten wir noch mehr!

Laura Cavalani hielt bei den Ursulinen in Bruneck um die Aufnahme an, erhielt sie freudigst und rüstete ebenfalls zur Abreise. Auch mit Laura ging mir ein schönes Stück Jugend weg: so lange kannten wir uns; sie war jeden Tag in unserem Hause; all die frohen, lichten Stunden, besonders im Garten, hatten wir zusammen verlebt. Ich war damals in Lina's Freundinnenkreis noch ziemlich unbeachtet, nun aber galt ich auch etwas, besonders seit Lina weg war und Laura wußte, daß ich wieder lernen wollte. Nun verließ auch sie die schützende Kinderheimat, um in dem Orden den Lehrberuf weiter auszuüben.

Dem alten Johann fiel es sehr schwer, von dem Kinde, welches er aufgezogen, sich zu trennen, aber er bedachte sein Alter und dankte Gott, seine Ziehtochter gut aufgehoben zu wissen. Mit schwerem Herzen ließen wir sie ziehen. Ich habe sie nie mehr gesehen. — Nach Jahren stand ich mit Mutter einmal am Friedhofs in Bruneck und dort fand ich Laura Cavalani wieder, unter denen, die mit brennender Lampe eingegangen waren zum himmlischen Hochzeitsmahle. Als Mater Stanisla ist sie in jugendlichen Jahren gestorben, eine begehrte und schwer zu erziehende Lehrerin.

So verging der Frühling; es kam der Sommer wie alle Jahre. Im Frühherbst ging Großmutter heim.

Ich fühlte mich oft elend und einsam, da die Jahre an mich herankamen, wo im jungen Herzen ein unbewusstes Sehnen entsteht — wirklich unbewußt; ich deutete es nur als Heimweh oder als Sehnsucht nach meiner Schwester, war dabei auch körperlich nicht recht wohl und ewig müde, bis der alte Herr

Dr. Bereiter mir mit guter Medizin zu Hilfe kam und mich wieder herstellte.

Der alte Heuwäger-Garten hatte für mich auch aufgehört zu existieren, da der ganze Komplex samt den ebenerdigen Gebäuden, also auch mein Märchenreich mit seinem Froschstaat, dem schiefen Glashaus, den stark duftenden Flieder- und Jasminläuben vom Militär angekauft wurde. Im Vorübergehen sah ich, wie drinnen gearbeitet wurde und sah ein anderesmal die Gipfel der alten, lieben Bäume nicht mehr; sie wurden gefällt, der Sillkanal wurde zugeschüttet, somit war auch das leise Glucksen der kleinen, eilenden Wellen, welche den Garten so kühl und grün machten, verstummt; all die kleinen Elben, die Erd- und Wassergeisterchen meiner Kinderträume flohen vor den Pickeln und Schaufeln, vor dem Spaten und dem Winkelmaß, mit denen man das alte Paradies totschlug, dafür aber einen anderen Garten schuf, in dem die jungen Marsjöhne sich erholten und spazieren gingen. Mit meinen Augen hat ihn wohl keiner mehr angeschaut.

Als ich zu Mutter davon sprach, mich wieder lernen zu lassen, stieß ich zuerst auf Widerstand; sie war nicht einverstanden und glaubte nicht an meine Ausdauer. Nicht die Töchterchule reizte mich: ich wollte regelrecht alle vier Jahrgänge des Pädagogiums machen und daneben Musik sowie Italienisch und Französisch betreiben.

Großmutter war ganz gegen meinen Plan; sie war überhaupt nur für das Hauswesen in seinen ausgebreitetsten Forderungen, ein Weiterlernen nach der gewöhnlichen Schulzeit schien ihr ebenso überflüssig wie die Musik.

Fräulein Füßelberger hatte mich bereits etwas vorangebracht. Ich begann von selbst einen gewissen Vortrag zu er-

finden, wie es ja immer geschieht, wenn das Herz zu erwachen beginnt und sich besinnt, was es mit seinem Ueberschuß an Gefühlen etwa anfangen könnte. Im Musikverein war ich bei Herrn Willingers Chorschule; merkwürdigerweise fürchtete ich mich vor diesem Lehrer weit mehr als vor Herrn Behentner. Da Alfred wegen des Stimmbrechens aussetzen mußte, trat auch ich vorläufig aus; singen konnten wir auch daheim zur Zither; meine Zeit war ohnehin vollständig ausgefüllt und mit Pflichten belegt.

Als die Schulzeit herankam, hatte ich Mutters Zustimmung zum Studium erlangt, doch war ich zur Aufnahme in das Pädagogium noch zu jung. Damals war man aber nicht so genau und so freute sich Mater Silumena, die unsere eigentliche Direktorin war, mich wilden Vogel wieder unter ihre Fittiche nehmen zu können.

Es war eine merkwürdige Zeit, als meine Schwester auch meine Lehrerin wurde. Selbstverständlich bildete ich mir etwas darauf ein und wurde meinen Mitschülerinnen gegenüber eine Art Respektsperson. Jedoch war Rosa mir gegenüber am strengsten. Fehlte etwas, wurde ich hergenommen; meine Aufgaben wurden der schärfsten Untersuchung überantwortet — wahrlich, Verwandtschafts- oder Familiensimpelei konnte man Rosa nicht vorwerfen.

Die Schwester war sie nur, wenn wir allein waren. Als ich mich über ihre allzu große Strenge beschwerte, meinte sie: „Sei still, wir wissen, was wir von einander zu halten haben, aber ich muß der anderen Schülerinnen wegen so sein, damit sie mich nicht der Parteilichkeit beschuldigen können.“

So saß ich also wieder in der Schulbank und bildete mir trotz aller Strenge etwas darauf ein, die eigene Schwester



als Lehrerin zu haben. Verschiedene junge Mädchen waren da, welche alle die gleichen Studien machen wollten, auch ganz Erwachsene, die uns wie Großmütter vorkamen, saßen mit uns in den Bänken. Da war eine Klosterfrau aus dem Terziarenkloster Kronburg, welche durch ihre Bravheit und ihren Fleiß für uns Sünge etwas unbequem wurde; auch die Leiterin der Volksschule bei den Englischen Fräulein in Brixen war bei uns und gehörte zu den ganz Großen; sie war ein so liebes, bescheidenes Ding, das wir alle gern hatten. Vielleicht kommen Frau Mra diese Zeilen zu Gesicht — da sollen sie ihr ein herzlicher Gruß sein von der „wilden Hummel“ oder von der „Schurimuri“, wie mich Mater Filumena mit Vorliebe benannte. Die meisten der Mitschülerinnen waren intern, aber gerade diese Mischung zwischen Welt und Kloster war uns interessant.

Am meisten fühlte ich mich hingezogen zu Maria Tinzl, einer Mitschülerin aus dem Binschgau. Sie war älter als ich und bereits sehr gebildet; so viel ich mich erinnere, kam sie aus dem Institut Nymphenburg bei München. Ihr ganzes Wesen war mir ungemein sympathisch, ihr Einfluß auf mich völlig unbegrenzt. Obwohl ich als eine von den „Kleinen“ und Unruhigen hätte in der ersten Bankreihe sitzen sollen, schlüpfte ich doch gern zu ihr nach rückwärts, hatte dabei durch die „Großen“ so schöne Deckung und blieb neben ihr sitzen.

Zu meinem tiefen Leidwesen war Fräulein Tinzl nicht lange bei uns; sie kam weg, — mir aus den Augen, aber nicht aus dem Herzen. Kaum hatten wir uns, gerade durch meine schriftlichen Jugenderinnerungen, wieder gefunden, als ihre Parte mit dem Trauerrand in mein Haus kam.

Sie starb in Innsbruck als glückliche Frau und Mutter nach kurzer Krankheit.

Das Lernen freute mich wirklich; meine Lehrerinnen waren mit mir zufrieden — am wenigsten, und zwar mit Grund, die eigene Schwester. Rosa lehrte Geometrie und Mathematik. Ersteres war mir lieb und interessant, aber Mathematik war das Schreckgespenst meiner Lernzeit. Dafür taugte ich einmal nicht. Mehr als für Haus- und Lebensgebrauch gehört, lernte ich nicht; der kühle, wägende Verstand schien nicht mein Anteil. Wie weitaus die meisten Mädchen hatte ich Freude und Talent für die Realien und war glücklich bei den Lehrstunden in Geschichte, Geographie, Literatur; ich hatte auch viel Interesse an Physik und den dazu gehörenden Experimenten, aber die reinen Verstandesfächer Mathematik, Algebra, später noch Mechanik, vertrug und verdaute ich nicht.

Selten findet man bei Mädchen die Vorliebe für diese Fächer, gewöhnlich überragt Phantasie und Gemüt den kalt forschenden Verstand. Jedenfalls wird Gott wissen, warum er der Frau mehr Kraft in das Herz als in den Kopf gelegt hat. Meine Schwester war trotz ihrer schönen dichterischen Begabung auch eine gute Mathematikerin und konnte gar nicht begreifen, daß ich so wenig Sinn dafür aufbrachte. In dieser Hinsicht hatten wir manche Meinungsverschiedenheit, bis sie einsah, daß dieses Talent auf mich nicht mehr reichte.

## XII.

In diesem Winter war es, daß Mutter Alfred und mich in die erste Oper führte. Damals hatte Innsbruck eine sehr gute Gesellschaft unter Direktor v. Othegraben. Der Geschmack des Theaterpublikums war sicher ein weit besserer als es heute der Fall ist. Das Theater war eine Bildungsstätte und hielt sich durch viele Jahre auf der gleichen Höhe. Seitdem hat der Geschmack einen Tiefgang angetreten.

Als ich bei meinen verschiedenen Aufenhalten in Innsbruck in den späteren Jahren das Theater wieder besuchte, langweilte ich mich furchtbar. Heute ist das Publikum weit genügsamer geworden. Die modernen Autoren, die vielen leichten und frivolten Redewendungen sind daran schuld. Mir schien es keine gesunde Nahrung, keine Begeisterung, kein Ergriffensein, wo ein kleiner Tropfen verstoßen aus den Augen quillt, man konnte aber auch nicht befreiend und zwerchfellererschütternd lachen — nur ein Sinnesrausch, oft hart an die Grenzen der Sittlichkeit streifend und die Komik, dies gesunde, liebe Bühnenkind, wurde hysterisch oder leicht.

Die erste Oper, die wir sahen, war „Lucia von Lammermoor“. Heute noch entsinne ich mich jedes einzelnen Spielers und weiß die Namen der Sängernnen. Der lyrische Tenor und seine Partnerin standen nach der Beurteilung Sachverständiger schon auf dem erhöhten Podium der Kunst. Welch einen Eindruck die erste romantische Oper auf mein lebhaftes,

vierzehnjähriges Mädchengemüth machte, kann ich kaum beschreiben. Der schöne Gesang begeisterte mich, das Schicksal der beiden Liebenden erweckte inniges Mitleid und bei der Wahnsinns- und Grufszene reichte mein Sacktuch nicht hin, um die Tränen zu trocknen, die unaufhaltsam meinen Augen entströmten.

Selbstverständlich ist man in diesen Jahren nicht imstande, den Inhalt des Stückes von den Darstellern zu trennen; der Tenor war für mich eben Sir Edward und die Koloratursängerin war Lucia. So lange man solch ungetheilten, kritiklosen Genuß hat, ist man wirklich glücklich. Meine ganze dramatische Erfahrung stammte nur aus den Gesellenhausaufführungen. Hier aber fand ich, wie ganz anders Schauspielkunst und Musik auf die Menschenseele wirken könnte und müßte.

Alfred war musikalisch sehr gut veranlagt, — ich glaube, weit mehr als ich. Er interessierte sich in der Folgezeit sehr für die Oper, so daß er trotz des fleißigen Studiums für die Matura doch noch hie und da seine Erholung im Theater suchte. Er schrieb sich die Melodien oder einzelne Arien selbst in Noten, kaufte sich auch einzelne für die Zither gut spielbare Ausgaben und steckte mit seiner Begeisterung mich, die „unbedeutende Schwester“, an. In diesem Winter durfte ich nur einmal noch in die Oper und zwar in „Freischütz“. Wie selig war ich bei dieser Aufführung! Wie lieblich verkörpert sich darin deutsche Mädchentreue und Schalkhaftigkeit; wie freute ich mich mit den lustigen Bauern, wie bangte mir bei den Schauern der Wolfsjchlucht, bei der Gewalt des Bösen, wie erlösend wirkte das Wort des frommen Eremiten! Deutsche Art und deutsches Wesen werden sich an Webers „Freischütz“ immer erfreuen.

Selbstverständlich sah ich in der Wolfsjchlucht nicht die defekten Vorsatzstücke und fand es gar nicht komisch, als eine feuerpeiende Wildsau über die Bühne lief und ein Totengerippe ruckweise nachtaumelte — nein, ich fand alles recht so; mir gruselte bei dem Schrei der flügelschlagenden Eulen, dem lautlosen Streichen der Fledermäuse, beim Schweben der schleierhaften Gespenster und zuletzt, als Samiel bei prasselndem Feuerwerk erschien, als die Freifugeln entstanden und der wahnende Geist von Maxens Mutter unter lichten Schleiern abwehrend die Hände erhob, da fühlte ich all das Wehen des Geheimnisvollen, all die Schrecken einer dämonischen Macht. Kalt wehte es mich von der offenen Szene herab an, als ob der Sturm droben wirklich tobe.

Es ist etwas Wunderbares um unsere deutschen Opern und um ein kritikfreies Jungmädchengemüt. Wie oft dachte ich an den Ausspruch des Musikschriftstellers Hanslick, der ausländische, besonders italienische Opern, einem üppig blühenden Garten vergleicht, der unter der warmen südlichen Sonne Blumen hervorbringt sonder Wahl und Zahl und dem die deutsche Musik den grünen, duftenden Wald verkörpert, den Wald, in dem das deutsche Gemüt seine liebsten Märchen sucht und erlebt, dem Wald, in dem Herz und Sinn gesund und kräftig bleibt, dessen Stämme gleich den Säulen einer gotischen Kirche emporweisen und deren grünseidig wehende Fahnen Labung und Duftwogen herabsenden.

Wochenlang zehrte meine Phantasie an den Schönheiten des Gesehenen und Gehörten, überall sah ich die Gestalten, im Traume hörte ich die Melodien und beneidenswert schienen mir die Darsteller solch edler, interessanter Gestalten.

Wenn es mir am Wege möglich war, das eine oder andere der darstellenden Mitglieder zu sehen, war ich zuerst übergücklich, gewöhnlich aber auch etwas enttäuscht, denn das unbarmherzige Tageslicht zeigte eben die Menschen wie sie sind: mitunter ältliche mit vergilbter Haut und nicht ganz einwandfreier Kleidung, während mir die Bühne nur Idealmenschen vortäuschte, oder wenigstens solche, die im Guten wie im Bösen Großes leisteten.

Mit mir saß auf der gleichen Schulbank des ersten Kurses ein liebes, blondes Innsbrucker Bürgerstöchterlein. Sie war ziemlich vermögend, aber elternlos und lebte mit zwei Brüdern zusammen, die sie beinahe vergötterten. Wir beide hatten die gleichen Theatersympathien, daher gab es viel zu tuscheln und zu reden. Zu Zweien findet man ja alles noch schöner.

Da gab es in der Geometriestunde einmal einen Dreiecksbeweis an der Tafel auszuführen. Ich hatte ihn gut inne und machte ihn tadellos, aber anstatt A, B, C verwendete ich die Buchstaben, welche den Namen unseres Operntenors vorstellten und dabei blinzelten wir zwei Mädels uns furchtbar verständnisinnig an, als hätten wir miteinander weiß was für ein Staatsgeheimnis.

Später, als wir beide in das ernstere Leben traten, haben wir oft über unsere Theaterschwärmerei gelacht. Meine Gefährtin war etwa 25 Jahre alt als sie starb. Für ihren zarten Organismus taugte das Lehrfach nicht: sie ruht in der Gruft eines Frauenklosters.

An den törichten Auswirkungen der jugendlichen Theaterbegeisterung ist nichts Schlechtes, wenn die Erziehung eine gute war. Es sind Spuren einer Sympathie, die der Kunst und Romantik gelten, nichts Unreines an sich haben und manchmal

sogar vor sittlichem Tiefgang bewahren. Alles hat ja bei der Jugend seine Zeit — wenn nur eine kluge Mutter um die Schwärmerei ihres Kindes weiß, ein wenig Verständnis für seine Begeisterung zeigt und anfängt, dem reisenden Kinde Freundin zu werden und liebende Gärtnerin im Herzengarten, wo die Gefühle üppig emporstiehn.

Unter treuer, trauter Mutterhut bleiben die Blumen gehütet und veredeln sich, während das bißchen Unkraut von selbst abstirbt.

Ich konnte — Gott sei Dank! — mit Mutter über alles sprechen und habe keinen Schaden genommen. Mutter hatte selbst Freude an musikalischen Darstellungen, eiferte uns an, fleißig zu üben und sang mit uns — alles zu seiner Zeit. Auch die Strenge blieb uns nicht erspart, wo's nötig war.

Mit Ostern waren unsere Opfernfreuden geschlossen. Es gab viel zu lernen, denn sind einmal die Osterglocken verklungen, dann ist der Schulschluß merkwürdig schnell da. Die Zeit vergeht im Blühen und Lernen, in sommerlicher Freude und quälenden Prüfungsängsten und gar bald ist Zeugnisverteilung. Alfred nahm das Studium ziemlich streng; die Matura war damals entscheidend über Wohl und Wehe so vieler Studenten; der Fleiß des ganzen Jahres kam wenig in Betracht — es war so eine Art Lotteriespiel.

Eines Nachmittags kam Alfred mit einer geschwollenen Backe von der Schule heim und klagte über Mattigkeit und Kopfschmerz. Den nächsten Tag hatte er hohes Fieber und keinen Appetit, auch die Geschwulst nahm immer mehr zu.

Dr. Bereiter kam und erklärte die Krankheit für Rotlauf; er ordnete strenge Diät und Absonderung an, besonders jedes Absperren von frischer Luft.

Durch 14 Tage mußte Alfred ein förmliches Bisier tragen. Er phantasierte ziemlich stark, wobei ihn das Studium und das Versäumnis der Lehrstunden am meisten quälte. Dies war die erste Krankheit in unserem Hause. Es war uns ordentlich fremd, jemand im Bett zu wissen, so gesund waren wir bisher. Wegen eines Winterhustens oder verdorbenen Magens einen Tag das Bett zu hüten, war ganz angenehm, da gab es etwas Feineres zu essen, man konnte ausschlafen und Geschichten lesen, besonders die kleinen Hoffmann-Bändchen hatten es mir angetan und später — aber natürlich nur heimlich — „Peregrin“ von Ida Hahn-Hahn. Nun war es freilich anders. Besonders schwer waren die Nächte; aber auch da waren liebe Freunde aushelfend und beratend uns zur Seite, besonders Frau Dr. Thöni und unsere Kusine, die Wiltener Nanni.

Auch diese Zeit wendete sich zum Bessern; allmählich genas Alfred, durfte aber vorderhand an kein Studium denken, sich in keiner Weise anstrengen, sondern nur spazieren gehen, baden und sich kräftigen.

Indes rückte die Zeit zur Matura heran und von den drei unzertrennlichen Freunden, dem Triumvirat der Gymnasialzeit, kam keiner zur Prüfung. Ignaz Verdross mußte vom sechsten Kurs weg des Kaisers Rock tragen, ohne das Gymnasium absolvieren zu können, Alfred war eben erst in der Rekonvaleszenz und der Dritte im Bunde, Moïse Plattner, der spätere Vater Maurus, schien sich das Schicksal seiner Freunde so zu Herzen zu nehmen, daß er eine Woche vor der Matura sich ebenfalls legen mußte, mit dem Vorbehalt, daß er ebenso wie Alfred im Herbst die Prüfung nachtragen könnte.



In den Ferien durfte Alfred zur Erholung nach Mals, wo ihm Großmutter und unsere junge Tante alle denkbare Liebe erwiesen, wo er den ganzen Tag im Garten sitzen konnte und all seine Lieblingsspeisen zu essen bekam, besonders sein Leibgericht, ein „gefülltes Pfanzel“. Die Ruhe sowie die Luftveränderung kräftigten ihn so, daß er Ende August fast gesund heimkehrte. Die Nachtragsmatura verlief für beide Freunde gut; Alois Plattner ging bald nachher nach Brixen in das Priesterseminar, während Alfred sich schwer einem bestimmten Beruf zuwandte und sich daher für Philosophie inskribieren ließ.

Ich wußte, daß Alfred damals eine stille Neigung hegte zu einem lieben Mädchen aus guter Familie, das heute noch in Innsbruck als eine anmutige Frau und Mutter gilt. Ihre Schönheit hatte etwas rührend Madonnenartiges. Ich beobachtete gut, daß Alfred rot wurde, wenn wir ihr begegneten, daß er ihr nachschaute so lange wie möglich und gerne von ihr sprach. Trotzdem Mutter ihn sehr gerne im Priesterstand gesehen, war sie doch einverstanden, daß er sich eine Frist setzte. Schließlich konnte er auch noch das Freiwilligenjahr machen und die Entscheidung einmal hinauschieben.

Ich war im zweiten Kurse Pädagogium. Alles Lernen war mir wie eine Wiese voll bunter Blumen, nur Mathematik scheute ich wie Rattengift. Wie freute mich Literatur, Geographie, Geschichte! Wie interessant waren die physikalischen Experimente! Die Lehrerinnen verstanden es, die Vorträge fesselnd zu gestalten, die Unterrichtsstunden waren schön, nur nicht Mathematik und später ihre graue Schwester Algebra mit all dem Gefolge von Wurzeln und Gleichungen mit Unbekannten samt Sinus und Kosinus. Ich hatte kein Verlangen, diesen Fremden ins Auge zu schauen. Dazu kam noch

das geometrische Zeichnen, die Projektionen. Ach, was muß doch alles in Mädchenköpfe hinein, um bald möglich wieder vergessen zu werden!

Schnell verging auch dieser Winter. Unser Hauptvergnügen waren wieder ein paar Opernvorstellungen, von denen besonders die „Weiße Dame“ und „Das Glücklein des Eremiten“ mich fesselten.

Im Frühling mußte Alfred, der sehr kräftig war und blühend ausah, zur Militärstellung nach Brixen.

Jenes Jahr hatte einen kalten Frühling; rauhe Winde und Regenschauer in reizender Abwechslung waren uns beschieden. Auch jenseits des Brenners war es nicht besser. Alfred war Frau Wellers Logiergast; er freute sich der Fahrt und der Zukunft. Ich täusche mich nicht, wenn ich annehme, daß er gern sein Freiwilligenjahr gemacht hätte — aber die Vorsehung hatte andere Pläne mit unserem Bruder.

Die Assentierung traf gerade wieder auf einen rauhen, kalten Tag; eine Menge junger Burschen war beisammen; die Fenster des feucht-kalten Lokales standen offen; viel zu früh wurde das Ablegen der Kleider kommandiert. Infolgedessen holte sich Alfred eine heftige Verkühlung und bekam etwas Fieber, welches aber als eine gewöhnliche Katarrhbeigabe kaum beachtet wurde. Frau Weller kochte ihm heißen Tee und sorgte für gute Zimmerwärme. Am anderen Tag fühlte er sich dank ihrer gütigen Vorsorge auch wieder wohl und fuhr heim.

Mutter und ich holten Alfred vom Bahnhofe ab. Er hustelte fortwährend und hatte rote Flecken auf den Wangen. Mutter wurde sogleich ängstlich, doch schien die Sache durch Brusttee und Schwitzer nach einigen Tagen wieder behoben. Er fühlte sich wieder ganz wohl, ging viel mit Hermann spa-

zieren, hatte guten Appetit, nur zeitweilig ein leichtes, unbedeutendes Hüfteln, wie es wohl nach jedem Katarrh ein bißchen anhängt und da in unserer Familie — Gott sei Dank! — Lungenleiden nicht heimisch sind, glaubte Mutter alles behoben.

Da war es in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag — es war das Schutzfest des heiligen Josef und in meinem Leben werde ich diese Nacht nicht vergessen — daß Alfred, der im Zimmer nebenan schlief, öfters leicht hustete, so, als ob ihm etwas in dem Schlund steckte. Mutter rief, ob ihm etwas fehlte und Alfred antwortete, es sei ihm durchaus nicht unwohl, nur komme beim Husten Blut herauf.

Das war der Anfang von sechs hangen Leidenswochen. Ein fortwährendes Auf- und Abschwanfen des Befindens, bald fieberfrei, bald hohe Temperatur, ein Wechselzucken des Arztes, dazwischen wieder eine Besserung, ein stetiges Abmagern und Elendwerden, dabei aber immer neue Zukunftspläne und Lebenshoffnungen — und nach sechs langen, hangen Wochen, nach angstvollen Tagen und traumgequälten Nächten, denen ein erschrecktes Erwachen folgte, kam ein stilles, ruhiges Auslöschchen am 19. Juni, zwei Tage vor Mutters Namensfest und Alfreds Geburtstag.

Für mich war Alfred der erste Tote, den ich sah. Mutter war fassungslos.

Heute stumpft der Waffentod manch feine Fühlung ab, aber im einzelnen und für die Angehörigen behält das Sterben immer und überall seine Bitterkeit und doppelt bitter ist es, den einzigen Sohn einer Witwe dahingehen zu sehen in der Blüte der hoffnungsvollsten Jahre.

.....

---

In die angstdurchfurchte Zeit von Alfreds Krankheit traf am 4. Mai die feierliche Profeß unserer Schwester. Wieder kam Großmutter. In der Ursulinenkirche war es beinahe noch feierlicher als vor zwei Jahren, es war neben der Profeß auch eine Einkleidungsfeier. Pater Stentrup predigte in seiner begeisterten, schwungvollen Art. Ich hatte ein neues Kleid bekommen — aber die Freude fehlte gänzlich; auf uns allen lag ein Druck, das Vorahnen von etwas Schrecklichem. Selbst die religiöse Feier hatte alles Tröstende und Erhebende verloren; unser aller Gedanken waren daheim beim kranken Bruder, der natürlich die Feier nicht mitmachen durfte und mit Hermann allein geblieben war.

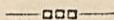
Diesmal wurde das Frühstück im Pensionat serviert, alles war so ziemlich gleich wie das erstemal und doch so anders, ganz anders. Rosa durfte bei uns sein; sie trug nun den schwarzen Schleier und darauf wieder das grüne Kränzlein wie vor zwei Jahren. Aber mit uns saß der Kummer bei Tisch und die traurigen Augen, mit denen er alles ansah, verbitterten jede Freude.

Viel und schön wurde gesprochen über das Glück des Berufes, über die alles verschönende Seligkeit, für und mit dem Heiland zu leben, über die beglückende, segensvolle Tätigkeit in Schulstube und Klosterzelle. — Damals dachte ich, daß es gewiß erhebend sein würde, wenn nur die graue Sorge nicht immer mit kalten Fingern nach unseren Herzen tasten dürfte.

Unsere lieben Freunde und Bekannten waren gleich uns besorgt. Großmutter schien überhaupt für Alfred keine Hoffnung mehr zu haben und äußerte sich auch Mutter gegenüber in diesem Sinne.

---

Schneller als vor zwei Jahren löste sich der Kreis. Wir waren froh heimzukommen und trafen Alfred in hohem Fieber, da er sich beim Läuten der Glocken so aufgereggt hatte, als Rosa ihre Professformel aussprach. Auch er glaubte, daß wir hätten beisammen bleiben können — und doch stand die zweite Trennung bereits vor der Türe.



## XIII.

Nun, da all die Aufregungen eines Todesfalles vorüber waren, all die traurigen Arbeiten, die letzten Liebesdienste, die man einem Dahingeshiedenen erweisen kann und der Begräbnisnachmittag in schwerer Wärme über den Häusern lag, rüsteten wir uns zur Fahrt nach Abjam. Meine damals liebste Freundin, Fräulein Elsa von Pflügl, heute Oberin im Kloster der Borromäerinnen in Teplitz und Leiterin eines großen caritativen Unternehmens, fuhr mit uns.

Es heißt so oft, daß die Angehörigen bis zum Grabe gehen sollen. Gewiß, es ist etwas Großes dabei — am Land weiß man es überhaupt nicht anders — aber es ist und bleibt nach all den ausgestandenen Sorgen und Strapazen eine große Anforderung an unsere physischen und seelischen Kräfte, denen man völlig nicht mehr gewachsen ist. Zudem ist wirkliche Herzens- trauer so leicht verletzt, ein unbedachtes Wort, ein unzarter Blick — wie abgrundtief fühlt man da alles. Der Schmerz entfernt sich gerne von zu vielen Menschen und weint sich allein aus; fremde Augen scheut er. Gemachte Trauer ist wie ein Parade- roß, welches sich gerne anstaunen und bewundern läßt, während die stille Trauer tief ist wie ein Waldsee und wahr wie das Auge des Kindes.

In der Kirche in Abjam hörten wir die Glocken von Zuns- bruck zur Beerdigung läuten. Deutlich tönten die von St. Jakob; die Glocken der Johanneskirche klangen in vollem Chor und die

hellen Stimmen der kleinen Ursulinenglocken fielen ein wie jammernde Frauenstimmen. Dieselben Glocken, die vor einigen Wochen die Freude unserer Schwester verkündet, läuteten nun den Bruder zum Grabe. Wie so ferne klang aber alles! Es war, als spräche das Leid mit leiser Stimme zu uns; die Kirche war ruhig und still, durch die Fenster brachen breite, gedämpfte Lichtbahnen und legten sich in leichter Zeichnung auf den Steinboden des Gotteshauses. Zuerst beteten wir zusammen, dann machte sich bei mir die Mattigkeit geltend. Es kam der Schlaf. — Deutlich hörte ich noch, wie eine Hummel ihren Kopf brummend an die gemalten Scheiben stieß — ich dachte, die Arme habe Sehnsucht nach den vielen Blumen und der warmen Sonne, welche da draußen blühten und gleißten — „arme, kleine Hummel, mußt halt die Türe suchen“ — dann schlief ich ein und für ein junges Gemüt ist der kürzeste Schlaf schon wie eine Gesundheitsquelle.

Später saßen wir drei beim „Ebner“. Ganz seltsam schien mir unsere schwarze Kleidung in der strahlenden Nachmittagsstunde — diese schwarze Kleidung, die so heiß war und so traurig aussah.

Mutter schien mir völlig fremd; ihr schmales, feingeschnittenes Gesicht sah so ganz anders aus in der Umrahmung von schwarzem Krepp, der sich schwer bis auf die Schultern legte. Tausend Bedenken kamen Mutter, ob wohl alles richtig angeordnet würde; die Hausfrau begann sich in ihr wieder zu regen, aber nur zur eigenen Qual. Großmutter war einige Tage vor Alfreds Tod heimgefahren; sie sah das Kommende voraus, wollte es aber nicht miterleben; für die alte Frau wäre es zu viel gewesen. Für den Kranken war der Abschied merkwürdig leicht; er glaubte mit der Hoffnungslosigkeit all dieser Leidenden, bis

in drei Wochen bestimmt nach Mals zur vollständigen Erholung fahren zu können. Großmutter raubte ihm den Glauben an seine Genesung nicht, aber am Weg zum Bahnhof weinte sie bitterlich. Es war ein Abschied für das Leben und dies ist immer ein schweres Leid für den voraussehenden Teil.

Mit dem Abendzug fuhren wir von Hall wieder nach Innsbruck zurück. Wir zwei Mädchen sprachen leise miteinander, während Mutter wieder ihrer tiefen Trauer nachhing. Es war ein prachtvoller Abend voll scheidendem Sonnenglanz über den blumigen Wiesen und dem teilweise frischgemähten Heu. In wundervoll zierlichen Bogen glitten die Schwalben über die kleinen glitzernden Wasserläufe, nach Insekten haschend für die junge Brut. Eine Libelle schwebte lange mit dem eilenden Zug am offenen Fenster unseres Wagens, wie feine, dünne Seide sahen ihre großen, blauen Flügel aus in den kosenden Abschiedsstrahlen der Sonne.

Mir kam der Gedanke, ob nicht irgend ein Seelchen uns Grüße aus dem Jenseits auf seinen schimmernden Flügeln zutrage. Gewiß ein recht einfältiger Gedanke — mir aber blieb er fest, so daß ich ein beinahe körperliches Leid empfand, als das schöne Sommergeistchen sich im Röhricht verflog. Diese kurze Strecke Bahnfahrt waren meine Gedanken auf weiter Wandererschaft, aber nicht mehr traurig war mir zumute. So trostvoll kam mir alles vor, ohne daß ich es mich zu sagen getraute, um Mutters Leid nicht zu stören. So etwas Schweres, wie dieser Todesfall, würde ja nicht mehr kommen. Der liebe Gott hatte nun wohl genug von uns genommen und zudem ist keine Gewißheit so schrecklich, wie das Ahnen derselben.

Am Bahnhof erwarteten uns wieder unsere lieben Freunde, Frau Doktor Thöny und ihre Nichte Fräulein Maria v. Söll.



Wir durften nicht in unsere Wohnung heimgen, die heute wohl noch den Stempel des Todes und der Verlassenheit an sich trug, sondern schliefen bei diesen guten, treuen Freunden.

Frau Doktor Thömy sowie ihrer herzensguten Schwester, der alten „Tante Benzi“, gelang es, auch Mutter ruhiger zu stimmen, so daß wir diese Nacht beide schliefen — so, wie man eben schläft, wenn man von den Aufregungen müde und matt ist, wenn die Seele einmal auf sich selbst vergißt und gemeinsame Ruhe hält mit dem Körper. Am nächsten Tage waren die Gottesdienste in der Johanneskirche; an allen Altären, an denen Alfred so oft gedient, wurden heilige Messen für ihn gelesen. Die Patres Redemptoristen waren sehr teilnehmend; allzeit waren sie uns gute Freunde, einer von ihnen spendete Alfred auch die letzte Wegzehrung und gab ihm mit den kirchlichen Gebeten das Geleit in die Ewigkeit.

Nach dem Gottesdienste gingen wir erst in die Wohnung. Zum Glück ist in solchen Fällen immer Arbeit und Räumerei genug, wodurch der Gedanke vom Traurigsten abgelenkt und den naheliegenden Lebenspflichten wieder ihr Recht eingeräumt wird. Unser getreuer weiblicher Eckehard, die Wiltener Nanni, war wieder da. So selten ließen sich die Geschwister sehen während Alfreds Krankheit, die letzte Zeit beinahe nie mehr. Mutter war schon etwas verletzt, weil sie wußte, wie sehr ihre Kinder an diesen Verwandten hingen und ebenso die Wiltener sowohl Hermann als Alfred, die beiden Stammhalter der Familie, sonst am liebsten auf einen Altar gestellt hätten. So war dies Zurückziehen gerade in dieser schmerzlichen Zeit wirklich auffallend. Nun aber, da wir daran waren, die alte Ordnung wieder herzustellen, blieb Nanni wieder bei uns. Gleich nach Alfreds Tod erschien sie zwar auch, doch kam es zu keiner gegenseitigen

Aussprache. Jetzt, nachdem die Aufregung sich gelegt, erzählte Nanni mit weinenden Augen, daß sowohl sie als auch ihr Bruder Johann es nicht über sich zu bringen vermochten, Alfred zu besuchen, weil sie bereits zu Beginn der Krankheit das Zeichen des Todes auf seiner Stirne erblickt hatten und dadurch so schmerzlich bewegt wurden, daß sie den Tränen nicht gebieten konnten.

Es war einmal ihr Schicksal, mehr zu schauen als andere Sterbliche und selbst darunter zu leiden. Es ist eine traurige Gabe um das Hellsehen und doppelt schmerzlich, wenn diese Fähigkeit der Seele sich auch den leiblichen Augen mitteilt.

Ich danke Gott, daß dieses Wahrzeichen der Ewigkeit in unser Leben nicht mehr hineinspielt. — Es mag wohl die Vermischung des Kravogelblutes mit dem meiner Mutter, die rein praktischen Bürgerfinnes voll war, die schwarzen Vögel verscheucht haben, die man etwas schauernd das „zweite Gesicht“ nennt. Es spielte in der Familie meines Vaters eine sehr große Rolle. Wohl könnte auch ich viel Unerklärtes aus meinem eigenen Leben berichten — gelte ich doch als Sonntagskind —, es ist aber nichts Schreckliches oder Grauenhaftes mehr dabei. Es scheint mir, als ob die Seele mit dem äußersten, feinsten Fühlen mitunter hinüberreiche in eine andere Welt, mit dem bestimmten Gefühl, daß eine andere Seele, an die ich eben denke, mir auf diesem Weg entgegenkommt, und zwar so wesentlich treffen wir uns, daß Frage und Antwort getauscht werden kann. Es ist ein Vorahnen und ein Zurückgreifen in weite, ungemessene Entfernungen, etwas, was sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen läßt.

Als die ersten Tage vorüber waren, in denen es so viel zu tun, zu denken und zu schreiben gab, kam die körperliche und seelische Abspannung über Mutter und mich.

Ich ging trotzdem, und zwar sehr gerne, in die Schule; der Schulschluß war nahe, auch war es mir daheim zu traurig, da immer und immer nur von dem Verstorbenen gesprochen wurde. Aber leisten konnte ich freilich in der Schule nichts, da ich unter den Vorträgen einschließ und beim besten Willen nicht imstande war, die Gedanken zu sammeln; sie schwärmten wie die Bienen auswärts, um Sonne zu suchen. Daheim war ich ebenso unaufgelegt und trotz allen Schlafens immer unausgeschlafen. Es war nichts mit mir anzufangen, bis zum Abend, der mich wieder frisch und leistungsfähig machte.

Meine schriftlichen Aufsätze machte ich am liebsten bei der Nacht. Mutter wollte es zwar nicht, mußte aber doch manchmal nachgeben. So saß ich als richtiger Bäckfisch bis Mitternacht und darüber bei der Lampe, machte mit frischem Kopf zuerst die verhassten Mathematikaufgaben, schloß dann die graue Prosa aus meinen Gedanken aus und begann in einer schönen, eigenen Welt zu leben. Mater Filumena gab uns mit Vorliebe solche Aufsatzthemen, in denen wir unsere geographischen und geschichtlichen Kenntnisse verwerten konnten, zum Beispiel die Donau oder den Rhein in seinem Laufe mit geschichtlicher und geographischer Berücksichtigung. Wie liebte ich diese Aufsätze! Mit dem jungen Wasser wanderte ich zu den Nebenflüssen, die sich als muntere Gesellschaft anreiheten, die viel zu berichten, Wichtiges zu erzählen wußten. Ich sah die verschiedenen Völker im Krieg und Frieden an den Ufern wandern, sah wie feindliche Lagerfeuer ihre zuckenden Lichter in das dunkle, stillgleitende Tiefwasser zeichneten, kam mit den Flößen vorüber an blühenden Städten und festen Burgen, schaute den grimmen, treuen Hagen, wie er den reichen Schatz der Nibelungen rotjunkernd in den Rhein versenkte, dies kostbare Gold, welches alljährlich emporsteigt und

den Trauben an den lieblichen Ufern des Rheines die goldige Farbe und dem Nebenjaß das Feuer gibt, das noch einmal aufblitzt in dem goldenen Kamm und den goldenen Haaren der sehnsuchtskranken Loreley.

Damals suchte ich mir die lebenden Gestalten für Krimhild und Brunhild, welche die Liebe für deutsche Herzen zu Gestalten der Unvergänglichkeit gestempelt hat. Für beide fand ich, was ich suchte. Auch um einen „Siegfried“ sah ich mich um. Er war für mich bei der gänzlichen Zurückgezogenheit eines Trauerjahres schwer zu finden, aber schließlich gelang es mir doch — und was ich wollte, entdeckte ich in der Kirche bei einem feierlichen Hochamt — unter den Theologen. So verbrachte ich glücklich schreibend und sinnend manche Stunde der Nacht, bis mir der Schlaf kam, der mich noch in den Träumen die Wege weiter führte, die ich beim Lampenlicht gegangen. Mater Filumena behielt einmal solch eine schriftliche Arbeit zurück und forderte mich auf, dieselbe der Klasse vorzulesen. Meine Mitschülerinnen, auch junge Mädchen und schwärmerisch veranlagt wie ich selbst, fanden den Aufsatz natürlich schön. Mater Filumena schaute mich mit ihren großen, sprechenden Augen lange an. Ich fürchtete ihre Kritik und glaubte, daß ich zu viel Worte und zu wenig Inhalt gegeben hätte — aber nach ein paar inquisitorischen Minuten lachte sie mich gütig an, ohne direkt Lob oder Tadel auszusprechen. Ein paar Worte nur waren es, die mir in den letzten Jahren wieder von so vielen, vielleicht allzu gütigen Menschen gesagt wurden als Aufmunterung und Anerkennung. Halte mich nicht für eitel, lieber Leser, wenn ich sie wiederhole: „Du weißt wohl nicht, was in dir steckt — Gott gebe, daß es dir zum Heile ausschlage.“ Ich konnte mir darauf einen ganz beliebigen Text machen. Viel später erst erfuhr ich,

daß sie mit meinen Aufsätzen zufrieden war und das Heft behielt als Erinnerung an ein junges, etwas überschäumendes Talentchen.

In diesem Jahre war es auch, daß ich eine tiefe, innige Liebe zu einer meiner Lehrerinnen faßte, eine Liebe, die bis heute in mein Leben hineinleuchtet wie der helle Morgenstern.

Wenn ich noch jetzt etwas recht Liebes träume, so bin ich gewöhnlich im Ursulinenkloster in Innsbruck in unseren alten Schulzimmern. Mein Ideal war damals auch noch jung, für mich bedeutete Mater St. aber die höchste Instanz im Geistes- und Gefühlsleben. Heute weiß ich, daß sie mir manche Stunde ihrer fargen Erholung geopfert, wenn sie im Physikzimmer am Fenstertritt bei mir saß und sich anschwärmen ließ, aber ich danke es ihr noch heute tausendmal. Mit hochklopfendem Herzen wartete ich auf ihren leichten Schritt und war sehr unangenehm berührt, wenn gleichzeitig eine Lehrerin oder eine Mitschülerin in dem Zimmer zu tun hatte. Letztere achteten meine Gefühle und gingen bald, aber hie und da eine andere Lehrerin konnte ich doch nicht hinausweisen, so gern ich es getan hätte.

So ein junges, lebhaftes Ding wäre wohl schwer zu hüten, wenn nicht eine erlaubte, vollständig reine Liebe die verlangende Seele erfreuen dürfte. Wäre mir damals alles geboten worden, was schön, reich, genußbringend gewesen — ich hätte nicht verstanden, wie man so etwas einer Mater St. vorziehen könnte; so unsagbar lieb war sie mir. Jedes Mädchenherz birgt einen Schatz von Liebe, aber seine rosenumrankten Tore sollen nicht zu früh geöffnet werden und Lilien sollen den Weg dahin säumen; er soll nicht zu früh verbraucht und verausgabt werden, sondern gehütet bleiben für das spätere Leben, in dem

wir viel Liebe brauchen, weil viel Not darnach ruft. Wie bedauere ich die jungen Mädchen, welche mit 14 Jahren kein Verständnis mehr haben für die hohe Verehrung, die wir einer geliebten Lehrerin zollen, für die scheue Zärtlichkeit, mit der wir unsere Hand in die ihre legen, für all die beinahe mütterliche Liebe und Geduld, die sie uns entgegenbringt, sondern die, noch an der Schultüre stehend, schon dem „Nachsteigen“ ihr Interesse zuwenden. Wo bleibt die feinfühlende Jungmädchenart, wenn so früh der Mehltau kindischer Gefallsucht sie bedeckt? Wenn uns Frauenberuf beschieden ist, findet er uns auch auf ungesuchten Wegen.

Für mich fällt gerade in diese Zeit der häuslichen Trauer, unter deren Druck ich geistig und körperlich litt, ein kleines Ereignis, das in der Folge durch Jahre meines Lebens sich hinzog wie ein roter Faden, um schließlich gleich einem Sommernebel zu zerfließen, ohne in meiner Seele etwas anderes zu hinterlassen als die Erinnerung an einen braven Mann, der mich sehr geliebt hat, den ich damals aber noch nicht verstand. Es war wohl Gottes Wille, daß mein Leben in stillen, ruhigen Bahnen ging, vielleicht gerade darum, daß ich besser auf das Pochen anderer Herzen hören könne. Alleinsein darf ja nicht gleichbedeutend sein mit liebearm, denn ein Frauenherz soll immer und überall geben, wo es eben nötig ist; es soll geben mit Freude und gutem Willen.

Ich ging nach der Schule eines Nachmittags vom Kloster weg den Innrain entlang. Der weiße Asphalt des Bürgersteiges brannte ordentlich an den Sohlen; heißer, staubiger Brodem stieg beängstigend empor.

Aus dem kühlen Schulzimmer kommend, wirkte die Hitze und das Flimmern der Luft ganz eigentümlich auf meinen

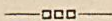
Kopf. Die schönen Allee-bäume standen so still, als wagten sie nicht, sich zu rühren, um der Sommerwärme keinen Pöffen zu spielen. Geblendet von Hitze und Licht, ging ich in sonderbarer Mattigkeit unserer Wohnung zu.

Plötzlich fiel eine wunderbare Rosenknospe vor mir nieder auf den Boden. Ohne etwas Besonderes zu denken, ohne Ahnung von einer Absichtlichkeit, hob ich die schöne Blume auf und schaute an dem Hause empor, da ich dachte, es müßte jemand sehr leid sein um die prachtvolle Knospe. Aber nichts war zu sehen, nur auf die Dauer eines Momentes zwei Herrenköpfe an einem Fenster, die aber so rasch verschwanden, daß ich niemand zu erkennen imstande war. Die Rose behielt ich und trug sie heim. Ich erzählte Mutter, wie ich dazu gekommen, doch bald waren die Ferien da und ich vergaß die Geschichte gründlich, bis ich später den Blumenspender kennen lernte.

Mutter erneuerte sich täglich selbst den Schmerz um den verlorenen Liebling. Der einzige Sohn einer Witwe ist eben die Hoffnung und der Inhalt eines Frauenlebens, wenn eine Mutter auch all ihre Kinder liebt. Wir gingen täglich mit-sammen zum Friedhof, obwohl ich mich oft sehr müde und zerschlagen fühlte. Oft kannte ich mich selbst kaum mehr: jedenfalls war ich auch krank. Setzte ich mich nieder, so schlief ich gleich ein. Ich sah schlecht aus und wurde gleichgültig und teilnahmslos. Dazu bekam ich einen heftigen Husten — kurz, Mutter sah ein, daß wir beide eine Erholung und Luftveränderung brauchten und so entschloß sie sich denn, nach vielen Jahren das erstemal wieder für ein paar Wochen heimzufahren, besonders da sie von Großmutter, Onkel und Tante so herzlich zum Kommen aufgefordert wurde.

Die Reisevorbereitungen waren keine kleinen. Die ganze Wohnung wurde wieder einer gründlichen Reinigung unterzogen. Alles mußte blank dastehen. Mir schien es, als ob Mutter bei diesen häuslichen Putzfesten neu auflebte.

Im Stöckelgebäude wohnte eine Packträgersfamilie, anständige Leute mit Namen Sauerwein (die verheirateten Kinder leben noch heute in Hötting), deren Mutter ganz bei uns beschäftigt war. Das ruhige, gutmütige „Weibele“ paßte vortrefflich zu Mutters Stimmung. Sie rieb und putzte, wo und wie oft Mutter wollte, wußte immer irgend einen Spruch, der zu allem paßte — ihre Basl mußte ein Weib mit viel Mutterwitz gewesen sein, denn von ihr kamen all diese Aphorismen und Lebensregeln — und dabei war sie sehr verläßlich und ehrlich, so daß ihr die Sorge über die ganze, nun allein bleibende Wohnung anvertraut werden konnte.





## XIV.

So kam endlich nach Portiunkula der Tag der Abreise. Mutter wollte noch in der Frühe zum Friedhofe gehen, da der Zug über den Brenner erst nach 10 Uhr abfuhr, aber irgend etwas, ich glaube ein verspäteter Besuch, trat hindernd dazwischen. Im Ursulinenkloster bei Rosa kehrten wir noch zu, dann ging es endlich zur Bahn. Einen Koffer von ziemlicher Dimension hatte Mutter bereits vorausgeschickt, trotzdem hatten wir noch eine Menge Gepäck bei uns. Heute kann ich mir selbst kaum denken, warum wir bei dauernd schwarzer Kleidung so viel Schachteln und Packelwerk brauchten, aber es war Tatsache, daß wir sogar den Schrecken der Mitreisenden, eine gewaltige Hutschachtel, mit uns führten. Zur Entschuldigung mögen nur die vielen Aufträge gelten, die uns von Mals aus zugekommen; zudem war das Reisen damals etwas komplizierter als heute. Als wir von Rosa weggingen, erbarmte sie mir. Ich glaubte, sie müßte sich ebenso sehnen nach Abwechslung, nach frischer Luft und besonders nach den trauten Erinnerungen unserer Kinderzeit wie ich. Wir verpflanzen unser Wünschen und Fühlen so gern in ein anderes Herz; dadurch können wir uns besser hineindenken in andere Seelen, obwohl wir dabei nicht immer die richtigen Pfadfinder sind.

Am Bahnhof erwartete uns Frau Doktor mit einem sehr respektablen Paket Reisefutter, sogar gefochte Würstchen hatte sie beigelegt; dazu kam ein Riesenauftrag

.....

.....

von Grüßen an ihre alte Heimat und deren Bewohner.

Endlich das dreifache Glockenzeichen — ein Grüßen und Winken von der Türe des Wartesaales und vom Waggon —, die Räder bewegten sich, es ging hinaus aus der heißen, staubigen Stadt in die frische, harzdurchzogene Luft der Berge! Im Herzen fühlte ich tiefes Mitleid mit all jenen, die nicht mit konnten, die wieder stadtwärts zogen; dankbar erkannte ich, daß ich etwas Schönerem, Freudigem entgegengehe, welches viele andere mehr und besser verdient hätten als ich. Der Herzschlag der Maschine wurde immer kräftiger und frischer. Nun kam ich erst dazu, unsere Mitfahrenden anzusehen. Kurz vor der Abfahrt stieg eine junge Frau mit ihrem ersten kleinen Mädchen zu uns ein, während der Gatte am Trittbrett erschien und Mutter bat, seine Frau und sein Kind in freundliche Gesellschaft zu nehmen. Er konnte dies um so leichter tun, als wir etwas verwandt zusammen waren und die Bezeichnungen „Herr Better“ und „Frau Base“ zusammen gebrauchten. Das kleine Mädchen mochte etwa ein Jahr alt sein, hatte daher zur Beruhigung seines aufgeregten Gemüthes den Kautschuk-Zucker im Munde, den die liebende Mutter in kurzen Zwischenräumen in Staubzucker tauchte, damit die Kleine früh genug die Süßigkeiten des Lebens kennen lerne und sich die jungen Zähnechen möglichst verderbe. Anfangs ging die Sache recht gut. Das Kind lutschte und schmagte in stillem Behagen, die Luft kam kühl und erfrischend beim offenen Fenster herein, wir freuten uns alle des Fahrens. Ich war besonders begierig, wie die Sache in unserem Stilleben aussehen würde, sobald der erste Tunnel käme. Ganz verheißungsvoll brannten die Lampen an der Wagendecke; in zitternder Bewegung flackerte das Lichtlein,

.....

als wir durch die rauchgeschwärzte Pforte des Berg = Insel-Tunnels eilten.

Ein seltsam Rauschen berührte unser Ohr — eine andere Welt, von der wir nur diese dunkle Straße kennen, umgab uns. Die von der Tageshelle belebten Umrisse lösten sich in Nichts auf; ab und zu huschte der unruhige Schein einer Arbeiterlaterne über feuchtes, tropfendes Gestein, einen Moment blitzten die Räder und Messingstangen, dann überdeckte ein häßlich dicker Rauchschwaden mit seinem finsternen Mantel wieder die Romantik des Berginnern. Im Coupé selbst entwickelte sich eine andere Szene.

Sobald wir mit gellendem Pfiff in den Tunnel einfuhren, riß das kleine Mädchen vor Schreck das Mündchen weit auf, das Dunkelwerden, die schwarzen Fensteröffnungen, die Wirkung der kleinen Deckenlampe, die eigentlich die Dunkelheit noch vertiefte, waren für das Kindergemüt zu viel; der frisch kandierte Kautschuktröster kollerte zu Boden und wir genossen die erste Gratisbegünstigung eines Vokalkonzertes, dem die Stimme der tröstenden Mutter einen beschwichtigenden Unterton verlieh. Der erste Konzertsatz dauerte die Länge des Tunnels und löste sich in das Moll eines stillen Schluchzens auf, als Gottes Sonne wieder durch das Fenster schaute. Das wiederholte sich in rührender Regelmäßigkeit, so oft der Berg seine Spalten unserem Wagen öffnete. In der Zwischenzeit bekam das Mariele aber Durst, vielleicht auch Hunger; das Gesichtchen sah ganz lackiert aus, wie mit Zucker überstrichen. All die Bedürfnisse eines kleinen Lebens meldeten sich in greller Notwendigkeit; erst gegen Ende der Fahrt, als die Kleine wirklich nach keiner Richtung mehr etwas verlangen konnte, schloß sie auf der Mutter Schoß ein, um für die Empfangsfeierlichkeit neue Kräfte zu sammeln.

So war uns, speziell mir, diese schöne erste Fahrt etwas verpaßt; das Beste war noch, daß keine anderen Passagiere zu uns herein verlangten. Die Kleine sorgte, daß wir doch nicht an Ueberfüllung des Abteils litten.

Mein Fensterplatz blieb mir unbenommen, obwohl auch die Kleine manchmal hinausschauen wollte und dabei mit feuchtkleberigen Fingern an meiner schwarzen Bluse herumtastete und nach meinem Hut griff — aber einem Kinde muß man etwas verzeihen. Dazu interessierte mich alles, was ich sah: die hohen Berge, die schönen, grünen, emporklimmenden Wälder, die rauschenden Bäche, die stürzenden Wasserfälle, die meist tiefliegenden Ortschaften, die Friedhöfe und die kleinen Kirchen, wobei ich die Menschen bedauerte, welche unter den weißen Steinen und verschiedenen Kreuzen schlummerten, während ich in der warmen Sonne mit dem ganzen Sehnsuchtsgefühl meiner 16 Jahre in die schöne Welt hineinfuhr. Bahrn bei Brigen war die Endstation für Frau Base und das kleine, süße Mariechen; sie wurden von Bekannten erwartet, während wir bis Brigen fuhren, um dort Nachtstation und Aufenthalt zu nehmen.

Meine Geburtsstadt Brigen sollte ich nun zum erstenmal wiedersehen, welche ich mit eineinhalb Jahren in gänzlicher Erinnerunglosigkeit verlassen hatte. Heute war es mir mehr die Stadt, welche das Grab meines Vaters besaß und der Ort, in dem ich liebe, alte Bekannte, besonders die Familie Weller, treffen sollte, ebenso wie meine Vizetaufpatin, die Frau Gerzabeck. Mit suchenden Augen schaute ich voraus, ob die alte Bischofsstadt nicht bald in Sicht komme. — Ich wünschte bereits ausgestiegen zu sein, um wieder etwas anderes zu sehen und zu erleben. Da Mutter die Gegend genau kannte, machte

sie mich auf dies und jenes aufmerksam; bald lag Neustift, das Knabenseminar, welches damals noch ein neuer, kaum vollendeter Bau war und dann die Stadt mit den Domtürmen, mit all der lieblichen Schönheit ihrer Lage und der Romantik ihrer Bauart, vor uns. Wir stiegen aus, ließen all das unnötige Gepäck am Bahnhof und gingen durch die grünen Wiesen, die sogenannten Angerfelder, dem schmalen Weg entlang der Stadt zu. Mutter erzählte mir, wie sie oft mit Vater, besonders abends, hier spazieren gegangen sei. — Es war noch keine Bahn gebaut und Ackerfeld und Wiesen dufteten in köstlichem Wachstum und grünender Frische.

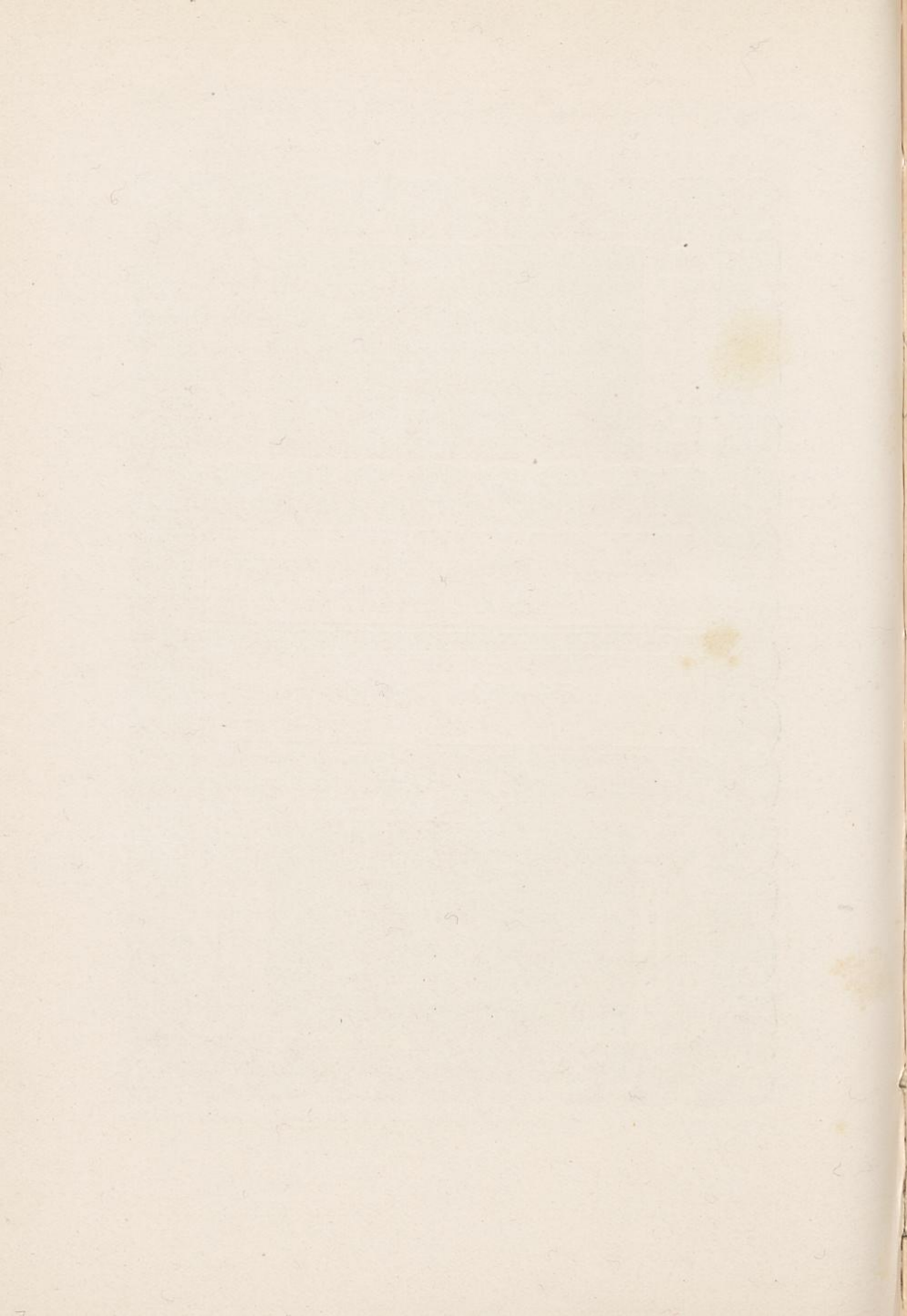
In einem der naheliegenden Gasthöfe nahm Mutter das Nachtquartier. Wir machten uns ein bißchen staubfrei und besuchten zuerst den Vater am Friedhof. Ein eigen Gefühl ist es für ein Kind, zum erstenmal am Grabe des Vaters zu stehen. Ich gehörte zu jenen Kleinen, welche ohne Schmerz ihre Väter verloren haben, ohne den Abgang und die gewaltige Lücke zu fühlen, — ich war ja noch ganz jung und dazumal bei meinen Großeltern in Mals, die ohne ein kleines Enkelkind nicht bleiben wollten. „Ein Haus ohne Kind,“ pflegte meine Großmutter zu sagen, „ist wie eine Uhr ohne Perpendikel.“ So war die Erinnerung an meinen Vater nur wachgehalten durch sein Bild, welches, so lange ich denke, im Wohnzimmer ober dem Sofa hängt und durch die Erzählungen von Mutter und den Geschwistern. Aber wie die lebensvollsten Bilder allmählich verblässen, so auch die Erinnerung an den Vater, den ich nicht gekannt, den ich mir aber als etwas unendlich Gutes vorstellte. Heute sollte ich das erstemal an seiner Grabstätte beten: an der Seite der Mutter, in tiefer Trauer gekleidet, wurde ich dem Vater vorgestellt.



*Karoline, Paula, Alfred Kravogl  
mit ihrer Mutter*

*Familie Weller*





Selten ist ein Ort, welcher einen so düsteren Weg zum Friedhofe aufweist wie Brixen. Kleine, niedrige Gebäude mit verkitterten, kerkerartigen Fenstern umsäumen die schmale Straße. Bei aller Sonnenwärme liegt ein undefinierbarer Feuchtigkeitsgeruch in dem Dämmer, daß man ordentlich mit schweren Gedanken den Friedhof betritt. Kaum aber hat sich das Gitter klirrend geschlossen, da ist das Bild auch schon ein anderes.

Wie ein Garten Gottes, in dem das Blühen sich nicht genug tun kann, so wirkte es auf mich. Wie möchte ich wünschen, daß die stille, so zarte Poesie der Kirchhöfe unserer lauten, drängenden Zeit nicht verloren gehe! Es würde beruhigend wirken, es würde manches Auge heller sehen, manches Herz richtiger schlagen, die Hoffnung würde neu ausleben und der Wiedersehensgedanke erstarken. In vollständigem Freilicht liegt der Brixener Gottesacker; ringsum grüßen die freundlichen Berge, die lieblichen, krippenartigen Ortschaften, mitten im Sonnenschein, wie eingesponnen in ein Goldnetz. Da ruhen die stillen Schläfer, zu denen kein greller Lebensklang mehr tönt, nur mehr das friedliche Zwitschern der Vögel, der Pfiff der Lokomotive, die eine dunkle Rauchfahne vor sich herwirbelt, das Läuten der Glocken, ab und zu ein paar verwehte Worte und die Klänge eines Liedes, von vielen Kinderstimmen gesungen. Es kam wie ein Engelchor, wahrscheinlich aus dem Kloster der Englischen Fräulein oder aus irgend einer Arbeitsschule.

So friedlich empfing mich die Ruhestätte meines Vaters, wie ein vertrautes Grüßen aus dem Jenseits. Warum sollte es auch anders sein? Unsere Seelen sind ja in steter Verbindung — ich war der Ueberzeugung, daß Vater sich gefreut habe, seine Frau und sein jüngstes Kind gerade dort zu empfangen, wo er so manches Jahr allein geruht, fern von den Seinen.



Alfred war im Frühling an seinem Grab gestanden; — es war sein letzter Besuch. Er hatte einen Kranz hartgrauer Blätter auf Vaters Grab gelegt, der lag noch dort, allerdings gelb und knisternd dürr, aber trotzdem gut erhalten.

Mir war nicht zu Mute, als weilte ich am Friedhof; mir war, als stünde ich vor meinem Vater und er spreche zu mir, als schaue er seine Tochter an, die er als kleines Kind verlassen mußte. Mutter war an Vaters Grab sehr ergriffen und weinte bitterlich. Die beiden Verluste vereinten sich zu etwas Großem, dem nur die Tränen Erleichterung verschafften.

Die südliche Natur der Stadt feiert ein großes Sommerfest auch am Friedhof. Alle Gräber voll Blumen, aus reich spendenden Händen schmückt die Natur die Totenhügel; die alten Steine und Kreuze sind umspinnen mit zartem Grün; mit feinen Würzelchen klammert sich der Epheu empor, damit er der Sonne besser in das gütige Antlitz schauen könne. In den Arkaden ist viel künstlicher Gartenschmuck; große Steinlorbeer-bäume bilden die Wächter, während blühende Topfkultur einen bunten Teppich auf dem Arkadenboden bildet. Trotzdem ist die Erde, welche die Natur so gleichmäßig an die Gräber verteilt, viel poesievoller, viel frischer als alles andere.

An dem wunderbaren Nachmittage, den uns Gott geschenkt, gingen wir noch rings um den Friedhof. Mutter suchte und fand manch bekannnten Namen: ein Wiederfinden eigener Art ist es auf einem Friedhof. Mir war aber trotz der Gräber nicht traurig zu Mute; ich hatte ein Gefühl im Herzen, über das ich mir keine Rechenschaft geben konnte. War es mir doch, als sitze auf jedem Grabhügel eine Seele, die sich freute über die leise nickenden Blumen und langstieligen blauen Friedhofskilien,

über die wuchernden Schlinggewächse, die Tausende von Rosen und üppig blühenden, farbenfreudigen Nelken.

Der erste Besuch des Brixener Friedhofes hat ihn mir lieb gemacht. Ich habe ihn seither oft besucht; ich sah ihn im Regenschauer wie im erwachenden Frühling, sah ihn im Herbststurm wie im Schnee und Frostreif — aber nur eine liebe Erinnerung an ihn ist mir geblieben: ich schaue ihn immer mit den Augen des ersten Besuches.

Nun gingen wir zur Familie Weller. In der Stadt selbst mußte Mutter genau Bescheid, hatte sie doch glückliche Jahre ihrer Ehe dort verlebt, allerdings auch das größte Frauenleid erfahren. Sie verließ Brixen als trauernde Witwe von 28 Jahren mit drei Kindern, deren jüngstes ich war.

Am Wege zeigte sie mir das Haus, in dem ich geboren; sie schaute durch die offene Haustüre, fand aber nicht mehr die frühere Nettigkeit, sondern Verwahrlosung. Mit den Häusern geht es wie mit den Menschen, sie werden im Laufe der Zeit nicht schöner. Das Leben zupft und rüttelt an körperlicher und materieller Schönheit, von der nur das eine und andere Erkennungszeichen übrig bleibt, damit wir uns auch im Alter noch zurechtfinden.

Ich weiß nicht, warum Mutter unser Kommen nicht Frau Weller mitteilte. Gedachte sie zu überraschen oder war es, daß sie für den kurzen Aufenthalt keine gastliche Mühe machen wollte — wir kamen unerwartet. Die Häuser unserer Tiroler Landstädte sind oft schwer zu lösende architektonische Rätsel. Man geht durch einen Hausflur, durchschreitet Höfe, überquert Altanen, die wie Verbindungsbrücken aussehen, geht so weit zurück, daß man in ein Hintertreppenhaus zu kommen wähnt, betritt wieder einen Vorraum oder eine riesige Küche, durch-

schreitet ein Holzmagazin, welches drei Normalzimmer abgeben könnte, hier ein paar Stufen abwärts, dort ebenso aufwärts, — auf einmal stehen wir in einem großen, zweifensterigen Wohnzimmer, welches trotz aller behaglichen Einrichtung und des hellen Tages in ein gewisses Dämmern gehüllt ist, da seine Dimensionen für vier Fenster berechnet wären.

Niemand war uns bisher begegnet, nur an der unteren Haustür wurde uns der Weg gewiesen. Wir klopfen an: drinnen ein Rücken mit Stühlen, ein rasches Aufstehen, ein paar Knabenstimmen riefen ein lautes „Herein!“ Mutter machte die Tür auf und da saß am großen Tisch mein alter Freund Hans und sein Bruder Pepi beim Studium. Beide waren furchtbar verlegen, kaum getraute sich Hans, mir die Hand zu geben; ich wußte auch nichts anderes zu sagen, als daß sie beide gewachsen und groß geworden seien. Mutter fragte um Frau Weller. Sie war ausgegangen, doch überboten sich die beiden an Dienstfertigkeit, die Mutter suchen zu wollen.

Beinahe fluchtartig verließen sie das Zimmer, polterten über den Verbindungsbalkon und die Treppen, indes wir uns im Zimmer niedersetzten. Es waren die alten, lieben Möbel, die ich von Innsbruck her so gut kannte, die schönen, zusammengestellten Betten, das Biedermeier-Kanapee, am Fenster stand der Stuhl mit der geschnitzten Rücklehne, die ich oft bewundert hatte; der alte Kollkasten machte sich breit wie ein wohlgenährter Hausfreund; auf seiner Oberseite trug er ein Tintengeschirr, dort lagen Kalender und Tagesblätter, ganz wie vor Jahren; auf dem Schubladenkasten stand die schöne, alte Uhr, ein goldig glänzendes Sonnengesicht schwang sich zwischen den weißen Tempelsäulchen wie ein ewig gleicher Pulsschlag der

Zeit, wie ein leises Pochen an die Tore der Unendlichkeit. Von den Wänden grüßten die alten Bilder, sie nickten mir beinahe zu, als wollten sie sagen: „O, du wilde Hummel bist auch wieder da; aber groß bist du geworden, vielleicht auch ein bißchen gescheiter. Wo sind deine alten Träume geblieben, wo die stillen Freuden und die lauten Spiele deiner Kindheit? — Warum kommst du mit Mutter allein und so schwarz gekleidet, wo ist denn eure heilige Dreizahl hingekommen?“

Ein Fenster des großen Zimmers war der Liebhaberei des Hausherrn geweiht und reserviert; vollständig umhängt und umstellt mit Vogelsteigen, in denen es hüpfte und sprang, piepste und flatterte; das andere Fenster war offen und dem Himmelblick freigegeben.

Ich schaute hinaus und gewahrte erst jetzt, daß wir in keinem Stöckgebäude, sondern im Haupt Hause, im ersten Stock weilten, gerade ober der Haustür und dem Geschäft. Gar nicht lange dauerte es, als wieder Schritte durch die Küche kamen. Schon draußen hörten wir Frau Weller sprechen, — gar bald feierten wir ein freudig-schmerzliches Wiedersehen. Frau Weller hatte noch alle ihre Kinder, während an Mutters Seite nur mehr ich allein stand. Bei solchem Wiedersehen geht die Stimmung aber bald in das Gemütliche über. Auch wir junges Volk kamen allmählich wieder in das Neden. Jung waren wir freilich noch, aber anders waren wir doch geworden. Ich hatte den zweiten Kurs Pädagogium hinter mir, Hans stand bereits auf der ersten Stufe des Obergymnasiums, da mußten wir uns gegenseitig schon etwas respektieren. Ich glaube, jedes von uns wollte gescheit reden und doch hätten wir uns besser verstanden, wenn wir ein bißchen kindisch-dumm geblieben wären; die frühere Unbefangenheit blühte wie ein

kleiner Schalk hie und da durch, aber verschwand bald wieder wie ein schüchternes Kind, welches sein Verslein nicht mehr gut auswendig kann. Hans schaute mich so eigentümlich, mit völlig fremden Augen an, ab und zu bekam er wieder eine kleine Rüge von seiten der Mutter. Die kleineren Brüder hatten sich weniger verändert, standen meiner Kindheit aber nie so nahe wie Hans.

Gegen Abend kam Herr Weller heim, den ich wirklich gern hatte und hochschätzte, trotzdem er wie alle Männer seine Schrullen und Eigenheiten besaß. In meiner Erinnerung bleibt er immer der Aristokrat im Bürgerkleide, ein braver Mann in Gesinnung und Sorge für seine Familie, ein Mann, der die bürgerlichen Tugenden hochhielt und übte in Fleiß, Einfachheit und Frömmigkeit. Die Zeit verging rasch; auch beim Abendessen saßen wir noch beisammen und gingen nur zum Schlafen in das Gasthaus. Am nächsten Vormittag war Frau Weller bei uns. Wieder besuchten wir den Friedhof, der im Morgenlicht neue Schönheiten aufwies und durchflutet war von Duft, Farbe und dem schmelzenden Lockruf der Schwarzdrossel. In einer kleinen Kapellennische entdeckte ich zwei blühende Lilien in rot-gelbem Kolorit von solcher Formschönheit und so wunderbarem Bau, wie ich seit dort keine mehr gesehen. Wir besuchten die Domkirche mit dem Kreuzgang, der mir einen beinahe schreckhaften Eindruck machte; damals verstand ich viel zu wenig von alter Kunst, um diese Auffassung schön zu finden; wir kamen in die bischöflichen Gärten und Glashäuser, in denen ich die Palmen und Orangebäume bewunderte, sahen den ganz feudalen Bau der Bischofsburg und landeten wieder am gemütlichen Mittagstisch der Familie Weller. Mein gastronomischer Sinn weiß sich noch

gut zu erinnern an einen herrlichen Limonistrudel, von dem sich Mutter das Rezept erbat. Als Nachtisch kam ein prachtvoller, schöngestaltiger Biskotten, den wenige Frauen so bereiten konnten wie Frau Weller. Ihr Geheimnis war ein ganz einfaches. Im Sommer rührte sie den Teig in der Sonne fest aus, im Winter am lauwarmen Herd.

Der Nachmittag galt noch einem interessanten Besuch bei Frau Gerzabek, welche mit ihrem Manne meinen Eltern treu befreundet war und auch als Witwe oft an Mutter schrieb.

Sie war meine Bizetaufpatin; die eigentliche Patin war Frau Doktor Tappeiner von Meran, die Gattin des großen Wohltäters von Meran, der die Aufmerksamkeit der Welt auf die milde Lust und die Schönheiten des Burggrafenamtes lenkte. Leider habe ich sie selbst nie gekannt; das Taufgeschenk, ein silbernes Nähkästchen, steht noch in meinem Schrank; ich habe es nie benützt, da es zu schön ist, um dem alltäglichen Gebrauch zu dienen.

Also, der Nachmittag gehörte Frau Gerzabek. Sie wohnte in einem großen Hause am Domplatz, die Fenster der Kirche zugewendet, im zweiten Stock. Auch dies war eines jener alten, kühlen Häuser, die Hoffensthal so richtig, beinahe persönlich charakterisiert. Das ganze Haus so kühl und gewölbig, dazwischen leere Fässer und ausgeräumte Kisten und alles so still, daß man jeden Schritt von draußen deutlich wahrnahm und unsere Stimmen ordentlich widerhallten. Ueber eine Steinfliege ging es empor in den ersten Stock. Ein dunkel glänzender Strick diente als Führer. Droben wieder, nach Art der Südtiroler Häuser, eine weite Halle, daß man glauben konnte, das ganze Haus wäre hohl. Aber dieser weite Flur sah sehr gut aus. Er gehörte zur Wohnung des Hausherrn. In der Mitte

ein großer Tisch mit Stühlen, rückwärts ein schönes Kreuzifix, überall ein bißchen Behaglichkeit und Nettigkeit, alles so sonntäglich still und ruhig. Ein Dienstmädchen in Pustertaler Tracht segt eben den Boden rein; wie ein gutes Hausgeistchen arbeitet sie mit stillzufriedenem Gesicht. Die zweite Stiege empor — wieder die große Halle, aber weit einfacher; hier wohnen kleine Parteien, die den Gesamteindruck nicht aufkommen lassen, weil jedes sein eigenes Gepräge haben will.

Vor einer Thür stand ein Schaff mit eingeweichter Wäsche, dahinter ertönte Kindergeschrei und die beschwichtigende Stimme einer Mutter oder Wärterin, — dort eine Schüssel mit halbgeschälten Kartoffeln, hinter einer dritten Thür klapperte unermüdlich eine Nähmaschine, kurzum, es war Leben der verschiedensten Art nach allen Seiten.

An der Stirnfront der Halle war eine Thür nur leicht angelehnt, darüber ein goldig glänzendes Schildchen mit der Visitenkarte des verstorbenen Gemahls der Frau Herzabek. Blitzblank war alles, was zum Bereich dieser Wohnung gehörte, sogar der Glockengriff spiegelte sich in Sauberkeit; der Boden sah wie neu aus, so rein und sauber gegen den anderen; hier war eine Partei, die etwas hielt auf Ordnung und Nettigkeit.

Raum hatte Mutter die Glocke gezogen, da kamen von innen schnelle, ungleiche Schritte, so, als ob man erwartet würde und ein hinkender Gang das Laufen erschwerte. Im Rahmen der Thür stand ein kleines Frauchen mit altem, runzeligem Gesicht, auf dem glattgestrichenen, ziemlich dunklen Scheitel ein schwarzes, altfräulich-kokettes Spitzenhäubchen mit violetter Flügelmasche nach oben, ebenso ein flatterndes Band unter dem Kinn, welches bei den raschen Bewegungen wie ein Festfährnchen

flatterte. Der kleine, schwächliche Frauenkörper versank beinahe in dem riesigen Umfang einer Krinoline; es war wie ein Untertauchen, wie ein Verschwinden in die glockenartige, schwingende und schwuppende Hülle. Mit ungeheurer Lebhaftigkeit, mit emporgehobenen Armen, die Augen voller Tränen begrüßte sie zuerst Mutter, dann mich, nachdem ich ihr selbstverständlich die Hand geküßt hatte.

Brigen war ein stilles, sich gleich bleibendes Städtchen, von einer Kleinbürgerlichkeit und stillem, beschaulichem Leben, wie Ottilie Wildermut die schwäbischen Landstädte beschreibt, in denen das ganze Jahr die Hennen am Hauptplatz spazieren gehen, welches seinen Gesangsverein und im Winter einen Kassinoball hat, an dem die Honoratioren teilnehmen, in dem man von jedem Fremden, der den geheiligten Boden betritt, gar bald das Nationale weiß — sogar, ob er wohl doppelt geimpft ist. Es ist eine Poesie eigener Art über solch einem allgemeinen Interesse; mir gefällt es besser als die Fremdheit und Verlorenheit der großen Städte. Seitdem ist Brigen nun wohl auch ein anderes geworden.

Am Friedhof sprach Mutter mit ein paar alten Weiblein, die in Pfünde waren; die beobachteten uns mit den scharfen Augen der Leutchen, die so genug Zeit haben, sahen, daß wir bei Vaters Grabstein standen, schwarze Trauerkleider trugen und bald war die frühere „Frau Kommissär“ erkannt; auch Frau Gerzabel wußte durch diese Gilpost schon von unserem Aufenthalt. Seit dort erwartete sie uns. Ihren besten Staat hatte sie angelegt; den ganzen Tag über war Wein und Kaffee bereitgehalten worden und der Tisch gastlich gedeckt. Um den Hals trug Frau Gerzabel sogar eine goldene Kette, die über das eingefunkene Brüstlein herabbaumelte und oben als Kragenschluß



eine goldene Brosche mit einem Madonnenbild, viel zu groß für die körperliche Umgebung.

In dem ganzen Wesen und Gebaren der alten Dame lag etwas so Grundgütiges, ihre Wiedersehensfreude war so ungeheuchelt, daß auch mir jungem Ding die Augen naß wurden. An der linken Hand trug sie einen schönen Ring mit einer Diamantroschette, die in Folge des lebhaften Händespieles der Frau Patin fortwährend kleine, lichte Blitze warf.

Wie im Triumph führte sie uns in das Wohnzimmer, ein großes, längliches Gemach mit anschließendem Alkoven; die Einrichtung war sehr gut erhalten, alles peinlich sauber und sorgfältig behandelt. An der Längswand stand ein breiter Divan mit grellem Musterbezug, die Sessel dazu passend mit herzförmig geschnittenen Lehnen, die Schubladenkästen wie in frischer Politur prangend. Man war ordentlich versucht, an die goldig schimmernden Ringe zu greifen und die Laden herauszuziehen, in denen es musterhaft ordentlich sein mußte und wo jedenfalls Lavendelduft wie ein zarter Schleier über allem lag.

An der Wand über dem Sofa hingen zwei Bilder — junge Menschen in einer Kleidung, die schon längst zu den Kostümmstudien gehörte; die Farben waren etwas verblichen, die Stellung möglichst steif, so wie die Porträtmalerei vor hundert Jahren arbeitete. Am meisten Fleiß hing wohl an dem dekolletierten Hals und dem hauschigen Kleide der Frau, beim Manne an dem röhrenartigen Zylinder; die Hauptsache war die hochgehende, dunkle Halsbinde, unter der die beiden scharfen Spitzen des Vaternörders hervorsahen.

Wir saßen gemütlich am Tisch, die Frauen in eifrigem Gespräch; ich studierte die beiden Bilder in der altertümlichen Kleidung.

„Ja, mein liebes Kind,“ meinte die Frau Patin, „dies bin ich und der selige Gerzabel, als wir ganz jung verheiratet waren — o mein Gott, wo sind die Zeiten hingekommen!“ Darauf kam ein Tränenstrom, der dem seligen Gerzabel galt; alle seine Tugenden zählte sie auf, seine Liebhabereien, sogar seine Lieblings Speisen, unter denen ein gebratenes Gansl den ersten Platz einnahm. Schließlich erzählte sie noch von Minko, dem treuen, alten Begleiter aus dem edlen Geschlechte der Dachse, der seinen seligen Herrn um einige Jahre überlebte und der alten Frau ein liebes Andenken aus glücklicher Zeit war. Kinder hatten die beiden nicht gehabt. Sie lebten für sich und ihre Pflichten, eine kleine Welt, in der kein Tag zu lang wurde, weil er ausgefüllt war durch Beschäftigung. So oft Frau Patin aufstand — und sie stand oft auf, trotz ihres starken Hinkens — bemerkte ich, daß sie den Rock vorne etwas in die Höhe hob und einen brettsteif gestärkten Unterrock mit großen gestickten Lochspitzen sehen ließ. In steter Bewegung war die kleine Gestalt, der die hohe, etwas grelle Stimme und die lebhaften Bewegungen etwas ungemein Komisches gaben; aber bei all dem war ihr eine gewisse Grandezza eigen, die eine allzu große Vertraulichkeit anderer Menschen einfach ausschloß.

Gar bald zeigte sie mir den schönen, alten Ring, den sie wohl auch nur heute ausnahmsweise trug, und weihte mich in Mutters Gegenwart zu seiner künftigen Eigentümerin. Dies Schmuckstück sei von jeher mir zugebracht gewesen, auch in ihrem Testamente sei es erwähnt und fest geschrieben. Mir war es peinlich, davon zu hören. Ich getraute mich von dieser Minute an nicht mehr auf den Ring hinzusehen, um nicht den Verdacht zu erwecken, daß vorzeitig verlangende Gefühle in meinem Inneren schlummerten, was tatsächlich auch nicht der Fall war.

.....

Alles Liebe und Gute sah ich an meiner Patin, aber der Gesamteindruck war ein — komischer. Als wir Kinder noch in der Malser Wohnstube waren, verfertigte Mutter einmal einen Kaffeewärmer, der eine Dame mit großem Reifrock vorstellte, oben mit einem Puppenleib und zartem Porzellanköpfchen. Wie vor einem Wunderbild stand ich als Kind davor, betastete den drallen Umfang des zarten Figürchens und wünschte mir, daß der Rock nicht so lang und die Füßchen dafür greifbar wären. Und merkwürdig, so oft ich die Frau Patin ansah, fand ich die größte Ähnlichkeit mit dem Kaffeewärmer. Mutter lächelte dazu, als ich es ihr nachher sagte.

Nun zeigte uns Frau Patin ihre Wohnung; alles war ordentlich, die Küche blitzsauber mit einer Unmasse Kaffeeschälchen hinter einem Glaschuber. Die ganze Nüchternheit der alten Zeit war auf den Tassen niedergeschrieben: „Aus Liebe“, „In ewiger Treue“, „In Freundschaft“, dann ein kleines Muster von Frauennamen „Luiße“, „Abelheid“, „Fanny“. Dazwischen verschlungene Hände, die sich seit Jahrzehnten festhielten und eine ganze Gartenkultur in Farben und Porzellan; besonders gefielen mir die hochroten Rettige auf einem Polster von arsenikgrünem Spinat. Nichts Zerbrochenes war zu sehen, alles gut erhalten. Heute schien eine kleine Revolution unter die porzellanenen Küchenfräulein gekommen zu sein; der Glaskasten war offen, vieles stand am Unrichttisch neben hohen Kannen mit goldgezeichneten Rippen, in trauter Harmonie mit einem ehrwürdigen Lederetui, welches sechs silberne Löffelchen enthielt. Im anschließenden dritten Zimmer hatte sie einen „kommoden Zimmerherrn“, der gar nichts „hereinmachte“, weil er den ganzen Tag zwischen der Kanzlei und seinen Mahlzeiten verbrachte. Der Herr war Beamter bei irgend einer Behörde und zahlte

.....

für das Zimmer mit Frühstück — zwei großen Schalen Kaffee und wenigstens drei Töpfeln — acht Gulden. Ein hochgetürmtes Bett war das Paradestück und der Stolz der Vermieterin; besonders die Gediegenheit der beiden Koffhaarmatratzen war sehr erbaulich, ebenso die polsterig abgenähte rote Decke, das Leinenzeug gut und rein, die Spitzen alt, aber weich und glänzend wie Seide.

Der Herr Aktuar war ein braver Mann, nur geordnete Kästen waren ihm unangenehm; er hatte eine virtuose Art, alles untereinander zu bringen, besonders, wenn frisch eingeräumt war; die abgelegte Wäsche machte im Zimmer ihre Entdeckungsreisen und „die Strumpfsocken bindet er nie zusammen. Sonst ist er ein patenter Herr mit etwas Erspartem, nur heiraten will er nicht“, erzählte Frau Patin.

Während wir in seinem Zimmer sprachen, kam der Herr nach Hause; ein richtiger Landstadtbürokrat mit Bartkoteletten und ausgerasiertem Kinn, schon etwas auf der behaglichen Altersseite, ich meine 46 bis 48 Jahre. Nach großen Seelenkämpfen und Leidenschaften sah der Herr Aktuar nicht aus, wohl aber nach abgeklärter Ruhe und einem guten Tisch. Nun wurde Frau Patin völlig elektrisch. Ganz zeremoniell wurde vorgestellt, dann fing sie in der Gegenwart des „kommoden Zimmerherrn, der nie daheim ist“, nochmals an, die Tugenden des seligen Gemahls aufzuzählen. Als Gegenseite wurde hierauf unsere Familienchronik aufgeschlagen, in der auch nur Großes und Heroisches verzeichnet war, was schließlich zu dem befriedigenden Schluß führte, daß gerade ich und keine andere zur Lebensgefährtin des Herrn Aktuars passen würde.

Von meinen Tugenden wußte sie ebenso wenig wie ich selbst, dafür aber mußten die Eltern herhalten, in der Voraus-

setzung, daß ein oder anderes Tugendlein sich vererbt haben und in mir Auferstehung feiern würde.

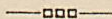
Auf mich wirkte die Szene belustigend — ich zählte sechzehn Jahre! — Der gezwungene Bräutigam lachte etwas steif und suchte ein glückliches Entkommen in der Voraussetzung, es könnte einem Innsbrucker Fräulein in Brigen doch nicht recht gefallen. Nach glücklich überstandener gegenseitiger Ablehnung kam die große Aktion des Kaffeetrinkens mit all den kleinen Einzelheiten einer Kaffeewisite. Zuerst große Entschuldigung, daß der Kaffee gewiß nicht so gut sei als bei uns daheim, das Loben und Tadeln der verschiedenen Sorten, die Vorzüge der Milch aus Bahrn gegen jene anderer Orte, tausend Kleinlichkeiten, unnötendig, aber gut gemeint, bis schließlich der Herr Aktuar, der der wichtigen Sitzung beigezogen wurde und seine zwei Tassen mit ein paar Guglhupfsschnitten verzehrte, eine Ausrede vorbrachte, um dann verschwinden zu können. Ich habe es ihm gewiß nicht übel genommen! — Die Kausse war vorzüglich bereitet, ein altes Pusterer Mädchen war Bedienerin, ein Moidele, das eigentlich schon in Pension war, mit einem Zunamen, den ich vergessen — ich glaube, sie hieß „Schabser Moidele“. Sie bediente sehr nett und schwang das kurze Pusterer Kittlele wie ein junges Mädchen. Vom Konditor hatte Frau Patin eine riesige Menge Konfekt holen lassen; wie zwei Berge türmte es sich rechts und links des Tisches. Damals waren noch Wespennester in der Mode, groß wie ein Teller, Butterkrapsen, die heute einem gastronomischen Märchen gleichen, Mandelschnitten wie kleine Brückenbögen — und all die Süßigkeiten von damals waren überreich bei unserer Marend vertreten. Die alte Frau hatte jedenfalls noch manchen Tag Mehlspeise von dem Allzuviel dieses Kaffeestündchens.

.....

Lange zog sich der Besuch hin, aber langweilig war es nicht; noch vom Fenster aus grüßte uns die alte Frau auf den Domplatz herab und schwang dazu ein riesiges Taschentuch, mit dem sie ab und zu ein Tränlein wischte.

Abends vereinte uns wieder der Tisch im Weller'schen Wohnzimmer, dann gab es späten Abschied von den Geschwistern und dem Herrn Vater, der uns freundlich zur Nachtherberge geleitete.

Frau Weller mit ihrem Töchterlein wollte uns noch am nächsten Tag treffen und dann zur Bahn begleiten. Der Zug ging zwischen 9 und 10 Uhr nach Bozen ab. Am Morgen machten wir noch einen kurzen Abschiedsbesuch bei Vaters Grab, dann gingen wir zu viert den schmalen Wiesensteig, zwischen den geschnittenen Hecken hindurch dem Bahnhofe zu.



## XV.

Ich freute mich auf die Weiterreise, zuerst nach Bozen, welches ich bereits kannte und nach Meran, aber über all den blühenden Freudentönen strahlte Mals wie eine Sonnenblume, — der kleine Ort, der ja eigentlich neben Innsbruck gar nicht in die Wagschale fällt und doch mein Erstes und Letztes war, als der Aufenthalt meiner Kindheit, als die Wiege meiner Erinnerungen. Die bunte Abwechslung meiner Gedanken erleichterte mir den Abschied ungemein; ich bedauerte schon wieder alle jene, die nicht mitfahren konnten. Ich fühlte mich glücklich, in einen heißen, sonnendurchglühten Waggon einsteigen zu können und schaute ohne Bedauern hinein in die kühlen Straßen der alten Bischofsstadt mit den silberig glänzenden Dächern der hohen Häuser und dem etwas eintönig-nüchternen Domplatz. Mein letzter Blick aber, der suchte den Friedhof und die Richtung von Vaters Grab. Wie ein bunter, ummauerter Fleck lag er da im hellen Wiesengrün.

Endlich wieder der Herzstoß der Maschine, noch ein Danken, Händereichen und Zurückgrüßen und weiter ging es — dem Süden zu.

Am meisten fesselte mich Klausen mit dem Festungskloster Säben.

Daheim hatte ich in irgend einem Gedichtbuch „Die Nonne von Säben“ gelesen; eine Strophe wurde angesichts des Klosters in meinem Gehirn lebendig:

.....

Das Glöcklein tönt, die Nonne schwebt zur Hora durch den Gang,  
 Die geisterzarte Stimme bebt im nächtlichen Gesang,  
 Dann geht auf ihren leisen Druck die Thür der Zelle auf,  
 Ein Totenkopf — als einz'ger Schmuck ein Kreuzifix darauf.  
 Als Gruß aus jener Welt bescheint ein Mondstrahl ihr Gesicht;  
 Sie küßt das kalte Bild und weint und seufzt: „Hienieden nicht“.

Welches Mädchen in meinen Jahren, mit so viel Sympathie für klösterliche Romantik, wäre nicht bis in das junge Mark hinein erschüttert über dies geseufzte „Hienieden nicht“!

Säben ist ein wunderbarer Anblick in seinem Aeußern; innen wird es halt auch die Vorzüge und Schattenseiten aller alten Bauten aufweisen.

Groß und weithallig, mit tiefen Fensternischen und kleinen Fenstern, die eine kampfbereite Nehnlichkeit mit Schießscharten haben, dicke Mauern mit feuchten Flecken, lange, perspektivisch verlaufende Gänge, vielleicht mit Holzplafond, an den Wänden viele alte, nachgedunkelte Bilder, Bischöfe mit langen Bärten und kriegerischen Gesichtern, in schwerer Hand den Krummstab haltend, ebenso Lebtfinnen aller Jahrgänge, neben sich das fromme Buch und ein stilles Entfagen in den weltfremden Augen: so dachte ich es mir, gesehen habe ich es nicht. Ich bevölkere gern alte Bauten mit den Gestalten meiner Phantasie und lebe mich mit ihnen ein in ihre Zeit. Wahrscheinlich gehe ich oft falsch, aber so ein historischer Bau wäre ein Erzähler von Gottes Gnaden, wenn er die Gabe der Sprache hätte. Er überdauert Menschenglück und Lebensleid, steht fest trotz Haß und Himmelftürmender Liebe und wankt nicht, ob auch Generationen unter ihm vergehen. Hätte so ein Kastell ein Herz, dann müßte es viel früher zusammenbrechen, schon unter dem



Herzeleid eines Einzelnen; es müßte zerbröckeln unter dem Jammer sich befehrender Völker; es müßte aber auch klein und mürbe werden vor Glücksgefühl und selig in sich zusammensinken vor stiller Zufriedenheit; aber es hat kein Herz, darum steht es fest und spricht zu uns.

Ganz in Banne des alten Klosters fuhr ich weiter. Mutter hatte Gesellschaft gefunden und erzählte der betreffenden Dame von dem großen Verluste, der sie betroffen, dem Tode ihres einzigen Sohnes. Wenn man jung ist, flattern die Gedanken wie junge Vögel; sie bleiben nicht gern hängen an Tod und Leiden; sie suchen die Sonne und das Himmelsblau, sie suchen die schönen Seiten des Lebens und die Abwechslung. So war es auch bei mir. Wenn ich Mutters Leidenserzählung nicht aufhalten konnte, so suchte ich mir eben ein anderes Objekt für meine Gedanken.

Immer heißer strahlte die Sonne; auf allen Gesichtern zeigten sich feine Schweißperlen, alle Augen wurden matt und müde und manch stilles Nickerchen entwickelte sich in den Coupé-ecken, endlich hieß es „Bozen“!

Es war ein altes Herkommen, daß alles, was vom Winchgau kam oder hinauffuhr, beim „Nachmarkt“ übernachtete; so auch wir. Dort oder ganz in der Nähe hielt der Stellwagen Bozen—Meran. Wir bezogen ein Niesenzimmer, kühl und wohltuend — für wenigstens fünf Betten Raum bietend.

Das erste Bedürfnis nach einer heißen Bahnfahrt ist Wasser; Gesicht und Hände waschen, aber auch trinken hätten wir mögen. Aber o weh! wie warm und schal war der Trunk, so ganz anders als das Innsbrucker Wasser! Ich ersuchte um frische Füllung und wiederum stand dieselbe Suppe vor uns.

Das Zimmermädchen sah mein erstauntes Gesicht und beeilte sich daher mit der Aufklärung, weil sie gewiß fürchtete, daß ich sie nochmals schicken würde.

Die Trinkwasserfrage war in Bozen damals eine sehr warme, obwohl das Bedürfnis der Bevölkerung sich weniger auf Wasser als auf Leps konzentrierte. Ich verarge es den Bozern gewiß nicht, seit ich ihr Wasser verkostete.

Im unteren Lokal, auf dessen Türe kein „salle à manger“ prangte, aßen wir zu Mittag. Alles so recht altbürgerlich einfach und gut, die Speisen noch ohne französische oder englische Tausche, die Preise sehr billig, Bedienung durch ein einfaches Mädchen, dem keine exotische Frisur das junge, lebensfrische Gesicht entstellte, in einfachem Kleid und weißer Schürze. Nach Tisch war die Hitze völlig nicht mehr zu ertragen. Trotzdem wollte Mutter einen Besuch machen bei einer ihr sehr lieben Dame, welche sie bereits als junges Mädchen gekannt, bei der sie viel gelernt und profitiert hatte: bei Frau v. Romini. Die Dame war der Sprosse eines alten Patriziergeschlechtes aus Bozen, eine geborene v. Tschiderer. So lange ich meine Mutter kannte, hörte ich sie von ihr mit unbegrenzter Hochachtung und Verehrung sprechen; die Stunden in ihrem Hause zählten zu den genußreichsten ihrer Jugend, viel geistige Anregung verdankte sie dem Umgange mit dieser Dame, die eine echte, edel denkende Frauennatur repräsentierte.

Sie lebte mit ihrem Manne, der Forstbeamter war, längere Zeit in Mals und Mutter kam als junges Mädchen nach der Arbeits- und Erziehungsschule des „Monten Pepele“ in die praktische, feinere Schule der Frau v. Romini. In einer kinderreichen Familie macht ein junges Mädchen eine ganz andere Schule durch als bei einem alleinstehenden

Fräulein. Wie vielmal dankte ihr Mutter noch, besonders da sie sehr früh, mit 19 Jahren, sich schon verheiratete!

Unter der „feineren, praktischen Erziehung“ verstand man damals die Pflege von Kindern, das feinere Kochen, wie es ein Festtagstisch mit all seiner früheren Zierlichkeit verlangte, ebenso die dauerhaften Perlarbeiten, das Häkeln von Geldbörsen in Seide mit eingearbeiteten Perlen, das Nähen feiner Hohlsäume in den Leintüchern, wie sie noch heute die Zierde meines Wäscheschranks bilden, ferner eine schöne, gerade Haltung und nettes Gehen, ein bißchen Diskurieren und gesellschaftlichen Ton, eine gewisse, gelernte Mädchenhaftigkeit, die ein zeitweises Erröten recht gut kleidete. Auch die Gitarre spielen lernte Mutter in diesem Hause und spielte recht gut: — es gehörte alles so in Mutters Zeit.

Mit Wonne hörten wir Kinder der Mutter zu, wenn sie mit wirklich hübscher Stimme die Lieder sang, die in jenen Jahren die Herzen rührten. Gewiß waren sie schöner und gedankenreicher als die heutigen „Schlager“: „Margarete, Mädels ohnegleichen“, oder „Kind, du kannst tanzen“. Sie sind berechnet für eine gedankenlose Welt, wenn auch die Musik tadellose Tanzrhythmen darstellt. Ganz besonders ergriff mich „An der Quelle saß der Knabe“; ich fand das Bleichen seiner Jugend und das Verblühen der Blumen unsagbar rührend, ohne daß ich den tieferen Sinn der Dichtung verstand. Mit wohllichem Gruseln hörten wir „Im Garten zu Schönbrunnen, da liegt Napoleon“, von lustigen Liedern: „Das Kramersstandl“ und „Das Einschicht-Bäuerle“. Mit unseren hohen, noch ungelenteten Kinderstimmen sangen wir mit und glaubten an Kraft ersetzen zu müssen, was wir an Schönheit der Stimme nicht ausbringen konnten. Das letzte Lied, welches wir als

Kinder in Mals lernten, war „Der Rekrut“ und „Die deutschen Brüder“, letzteres eine schöne Dichtung, die ich heute noch gern singe.

Bis auf das letztgenannte lernte Mutter all ihre Lieder bei Frau v. Romini, zu der wir nun hingehen wollten. Durch ein paar sonnenbeschienene Gassen, durch eine in Hitze stimmende Luft nahmen uns die kühlen Lauben auf, in denen es duftete, nicht nur nach den köstlichen Früchten des Südens, nicht nur nach feinen, frischen Pfirsichen und herrlichen Äpfeln; all dem Guten war ein kräftiger Beigeruch gegeben von scharfen Rettichen, verspätetem Sauerkraut und heißendem, grauem Käse. Durch ein großes Haustor hinein ging es empor über düsternde, kühle Treppen in den zweiten Stock vor eine weißlackierte Tür, auf der eine bescheidene Visitenkarte mit dem Namen der Dame, geborene v. Eschiderer, darüber ein Krönlein, prangte. Auf den schrillen, nachbimmelnden Klang eines Glöckleins öffnete eine Frau mit blassem, vergrämtem Gesicht, dem der Kummer viele scharfe Linien eingezeichnet hatte. Sie war, wohl infolge der Hitze, in einer weißen Negligéjacke, mit breitem, überhängendem Kragen und selbstgefertigten Stickereispitzchen an den Ärmeln. Ein paar Sekunden sahen sich die beiden Frauen an, dann lagen sie sich weinend in den Armen. Das Zimmer, welches wir betraten, zeigte eine einfache, aber bewußte Vornehmheit ohne jeden Prunk; alles war gediegen und deutete auf eine vornehme Bildung.

Frau v. Romini war der Typus der hochgeborenen Dame, welcher vom Leben mehr Leid als Freude zuteilt wurde. Auch sie hatte erwachsene Kinder verloren, sie hatte alle die Schmerzen einer Mutter verkostet und hatte noch eine Tochter bei sich, die an

einem Kehlkopfleiden unheilbar frankte und den beständigen Schmerz, die täglich wiederkehrende Sorge des Mutterherzens ausmachte.

Es war ein schönes, hochgewachsenes, junges Mädchen, welches keinen lauten Ton in der Kehle hatte, nur der beängstigende Husten klang rasselnd und hart aus der kranken Brust.

Mich erbarmte die Dame unsagbar. Einem einzigen Kinde gegenüber fortwährend von Besserung sprechen zu müssen, während die Mutter das Todesurteil bereits vernommen, ist ein Martyrium seltener Art und braucht ein starkes Herz, eine treue Seele und feste Willenskraft. Das Zimmer war wie in versteckte Sonne getaucht, die Saloujien geschlossen, aber wie lose Buben schauten mit gelben Augen die Sonnenpfeilchen in den Raum, fielen wie ein überquellendes Bündel durch ein ausgebrochenes Aftloch auf den Fußboden, zahllose kleine Stäubchen in ihrem Lichtkreis belebend.

Ziemlich lang saßen die beiden Frauen beieinander; sie erzählten sich Leid und Freud, weinten mitsammen und lächelten wieder unter Tränen. Auch ich erfreute mich der besonderen Beachtung der Dame. Sechzehn Jahre, normal an Geist und Körper — da ist es eben die Jugend, welche uns schön macht.

Gegen Abend besuchten wir die Bozner Pfarrkirche, die mir viel zu dunkel schien und den Bozner Friedhof. In der Leichenkapelle lag ein junges Mädchen in meinen Jahren, ein steifes Lächeln in dem weißen Gesicht. Ueber die wachsblassen, zusammengebundenen Hände fielen Rosen der schönsten, üppigsten Art, von glühenden Farben und herrlichem Bau; aber auch die Blumen waren bereits sterbend, halbweß — sie paßten zum toten Kind. Wieder dankte ich dem lieben Gott im stillen

.....

tausendmal für das Leben und für das Gute und Schöne, dem ich entgegenging.

Am Morgen wollten wir mit dem Stellwagen nach Meran fahren und mußten daher sehr früh aufstehen. Noch graute kaum die Dämmerung, als wir zur Abfahrtsstelle des Wagens gingen. Es waren wenige Passagiere: das Kabriolett teilte mit uns ein umfangreicher Weinhändler aus der Terlaner Gegend, der die brennende Pfeife, so eine echte Stinkadores, bereits mitbrachte.

Wir fuhren ohne Frühstück von Bozen weg; damals bekam man in den Gasthäusern zu so früher Stunde keinen Kaffee. Man war also in Folge des Frühaufstehens im Magen doppelt empfindlich.

In der Nacht hatte es geregnet, die Luft war angenehm kühl und frisch, ein leichter Wind erlöste uns von den Wolken, die der Tabakpfeife entstiegen. In aller Bequemlichkeit humpelte der Wagen durch Gries hinaus, vorbei an stillen, rebenumspinnenen Villen mit schlafenden Fenstern, vorbei an der schönen Kirche und dem vielfensterigen Kloster, um gar bald schon die erste Kast zu halten vor einem Weinhaufe, schlecht und recht wie die Landstraße sie damals aufwies. Vor dem Hause hantierte an der Futtertrippe ein ungewaschener Knecht und eine Magd in höheren Jahrgängen, die ganz gut zusammenpaßten. Auf einer Zinntasse stand ein großes Glas mit weißem Wein für den Kosselenker bereit. Der Kutscher war noch nicht weinlüstern, dafür konnte unser biederer Terlaner kein volles Glas sehen.

Was es sagen will, mit nüchternem Magen den Gerüchen einer Tabakspfeife und dem Duft des Weines Stand zu halten, mögen jene beurteilen, die einmal darunter ebenso litten wie

.....

ich. Aber den Höhepunkt des Leidens hatten wir noch nicht erreicht. Es klang wie eine sehr unangenehme Mär, daß in der Nacht bei Lana-Burgstall eine große Mure niedergegangen sei, welche die Straße unfahrbar gemacht haben sollte, so zwar, daß alle Passagiere aussteigen und zu Fuß gehen müßten. Das Gerücht war noch anzuzweifeln, aber uns beiden wurde schon Angst. An ein Weiterkommen bis Mals war an diesem Tage gar nicht mehr zu denken, man mußte sich in alles schicken und froh sein, überhaupt bis Meran zu gelangen.

Dazu wurde mir nun noch gründlich übel; ich fühlte mich so elend, daß ich kaum imstande war, die Augen aufzumachen und wie eine matte Fliege in der Ecke lehnte. Mutter hatte verschiedene Belebungsmittel bei sich, auch der gutmütige Weinherr wollte mich mit seinem Lieblings-schnaps, einem echten Kranebitter, kurieren; aber jeder Geruch nach Wein oder Spirituosen machte die Sache nur um vieles schlechter. Die nächste Wagenstation brachte mir Erlösung. Endlich war der Tag so weit vorgeschritten, daß man auch an die Küche eines Gasthauses seine Ansprüche machen durfte, nicht nur an den Keller: es gab Kaffee, — aber als unliebame Beigabe auch bestimmte Nachricht von dem Straßenunglück in Lana. Nun war es keine Mär — sie hatte greifbare Formen angenommen; wir wußten, daß wir den Anschluß nach Mals nicht mehr erreichen würden.

Dazu unser vieles Gepäck, die Brücke weggerissen, die Straße auf eine geraume Strecke unterbrochen — na, schöne Ausichten!

Zum Glück verlor sich infolge des Frühstückes und der Aufregung die mich belästigende Ueblichkeit; ich war wieder imstande, mit Mutter über alles zu sprechen und voranzuforsorgen.

---

Unser Rabriolettnachbar trank überall sein Seidl, wo der liebe Gott seine Hand in Form eines Wirtshauschildes heraushielt; dabei beteuerte er fortwährend, daß man von wirklich gutem Wein unbegrenzt trinken könne, ohne einen Rausch zu bekommen. Seine Gesprächigkeit hatte einen beängstigenden Höhepunkt erreicht, in den Augenwinkeln glänzten unheimliche Lichtlein, auch Nase und Wangen zeigten ein intensiveres Rot als gewöhnlich.

Gar nicht lange dauerte es, bis uns die ersten Anzeichen des Nur-Unglückes entgegenkamen. Ganze Truppen Männer und Burtschen mit Schaufeln und Spaten zogen des Weges; einzelne Abteilungen Militär wurden sichtbar; immer langsamer fuhr der Wagen, da ihm Fuhrwerke entgegenkamen, beladen mit Flüchtlingshabe, begleitet von traurigen Menschen. Das ganze Kunterbunt eines Haushaltes war auf den Wagen vertreten: Küchengehirr, Stühle, schadhafte Tische, Betten und Polster mit grellen blau- oder rotgestreiften Bezügen; zwischen den vier Füßen eines umgekehrten Tisches auf einem Strohsäcklein lag ein kleines Kind, welches noch nicht laufen konnte; alles in Eile zusammengeworfen, um nur noch überhaupt etwas zu retten: eine traurige Fuhrre beinahe wertloser Gegenstände. „Aussteigen!“ hieß es bald darauf. Unwillig stampften die Pferde; sie schienen sich zu schrecken vor einer mächtigen Naturgewalt. Gurgelnde braune Wasser schossen daher; wo die Straße war, konnte nicht mehr ermittelt werden, rechts und links lagen ungeheure Mengen von Sand und Geröll, die sich zu Hügeln aufstürmten und den Verkehr stauten. Unter dem zähen Schlamm hervor sahen die noch frisch-grünen Blätter entwurzelter Reststücke, Mauerwerk und Holzsparren; Teile von zerstörten menschlichen Wohnungen lagen hier in großer Menge und darüber



schossen unbeirrt die Wasser zu Tal. Man schaute aufwärts, woher denn dieser Unfegen kommen mochte mit solch einer Zerstörungsmut. Als wäre hoch oben eine Quelle des Flusses aufgegangen, so gurgelte und flutete die Vernichtung zu Tal. Mit Aufbietung aller Kräfte wurde gearbeitet, um einen kleinen Weg frei zu machen. Ueber den reißenden, tosenden Bach war bereits ein schwankender Notsteg geschaffen, zwei Bretter breit, den allein zu betreten keinem weiblichen Wesen gestattet wurde. Jedes von uns mußte beide Hände einem Soldaten reichen, der vor uns herschritt und so das weibliche Element über die drohenden, wirbelnden Wasser führte. Drüben standen wir vor einem großen Lehmhügel, der überstiegen werden mußte. Zum Reisen hatte ich neue, schwarze Lastnig = Stiefelchen bekommen; es war eine Eitelkeit meinerseits, da ich mit schönem Schuhwerk nach Mals kommen wollte. Wie hatte ich bisher achtgegeben, um die neuen Schuhe nicht zu beschmutzen und nun sollte ich über diesen Lehmhügel hinauf, in dem schon vorher tiefe, tiefe Fußstapfen eingebohrt waren. Ein Brett war wohl darübergelegt, aber es versank unter den Tritten der ersten Passagiere, während der nasse Schmutz sich von beiden Seiten darüberlegte und den schwanken Steg unsicher machte. Das Weinen stand mir sehr nahe. Ich zögerte, den ersten Schritt zu tun, aber es hieß „weiter“! So tief versanken meine Füße samt den neuen Schuhen, daß den zwei netten Quästchen, die am oberen Rand baumelten, die Bewegungsfreiheit genommen wurde; sie waren ganz mit Lehm umkleidet und klopften wie zwei starre Filzklößchen an meine Füße. Als wir endlich wieder festen Boden und die Fahrstraße erreicht hatten, war mein Schuhwerk lehmgrau und meine Füße so schwer, als trüge ich Taucherstiefel. Ein anderer Stellwagen mit

Pferden bespannt stand bereits hier. Die Verzögerung währte beinahe zwei Stunden; selbstverständlich gab es keinen Anschluß mehr nach Mals, wo sie uns heute erwarteten: meine Schuhe waren so zugerichtet, daß ich mich scheute, in Meran aufzusteigen, denn damals waren farbige Schuhe noch nicht Mode.

Mutter war in ihren Lederschuhcn weit glücklicher daran; die waren bald hergerichtet. Ich hoffte, daß die sommerliche Hitze von außen und die natürliche Wärme des Fußes von innen die Lehmkruste trocknen und zum Abfallen bringen würde — aber es war eitle Hoffnung, die sich nicht erfüllte. Gegen Mittag humpelte der Stellwagen durch Meran, wir stiegen bei der „Sonne“ ab — und wurden angeschaut wie Gerettete, waren wir doch die ersten, welche diese neue Störung überschritten hatten.

Zum Glück hatte ich nette Hauschuhe bei mir und konnte dem Zimmermädchen die übel zugerichteten Lastnig-Stiefelchen übergeben, für deren Wiederherstellung sie sich sehr optimistisch aussprach, was mich natürlich hoch beglückte. So saßen wir denn einen ganzen Nachmittag lang im Hotelzimmer; zum Glück hatte es die Aussicht auf die Straße; später gingen wir ein bißchen in die Restauration und lasen die Zeitungen, — ich stürzte mich mit Vorliebe auf die „Fliegenden“ — trotzdem dauert so ein Tag lang.

Abends kamen meine Schuhe. Schönheit und Gestalt waren ihnen genommen; kaum hätte ich sie mehr erkannt; es war ein trauriges Wiedersehen, mußte aber auch als ein Nadelstich des Schicksals ertragen werden. Die Stellwagenplätze für den morgigen Tag waren bestellt, — was konnten wir Besseres tun als früh schlafen gehen, um wenigstens den kommenden

Morgen zu einem Spaziergang zu verwenden, da der Wagen erst um 9 Uhr nach Binschgau abfuhr!

Ein herrlicher Tag stieg empor, die ganze Umgebung war in Licht und prangende Farben getaucht, als ich mit Mutter zur Obermaiser Kirche emporstieg.

Wie sehr wirkt doch die Schönheit der Natur auf die Seele, wie stark ist die Wechselwirkung zwischen diesen beiden Gottgeschaffenen!

Mir war es, als gehörte all die Pracht und die heitere Ueppigkeit mir allein; so voll und groß fühlte ich mein Glück, daß ich immer nur still vor mich hinlachte, bis ich von Mutter einen Verweis bekam, da sie sich keinen Reim auf meine stille Glückseligkeit machen konnte. Zuerst gingen wir in die Kirche. Mutter war sehr fromm, sie kniete sich nieder und war gleich im Beten. Ich fühlte mich nicht andächtig, aber dankbar. Mein ganzes Gebet lautete: „Lieber Gott, ich weiß, daß ich es so gut und schön nicht verdiene, aber ich danke dir dafür tausendmal.“ Es gibt im Leben wirklich so glückliche Momente, in denen die Seele wunschlos in Gottes Armen ruht, in denen man kein Bittgebet spricht, sondern nur Dank und wieder Dank — aber doch, eine Bitte ist immer dabei: „Lieber Gott, nimm mir nichts von dem, was Du mir gegeben, laß mir alles, so wie es ist.“ Vielleicht kam es mir damals nicht einmal so zum Bewußtsein, daß mich der ideale Besitz, das Schauen mit den Augen der Seele in dies irdische Paradies, so beglückte.

In der Obermaiser Pfarrkirche stand ich lange vor den zwei Ritterbildern, die nahe dem Eingang nach rechts hängen. So viel ich mich erinnere, ist es Kunz v. d. Rosen, der getreue Begleiter Kaiser Maximilians, des letzten Ritters, mit seiner Frau Eheliebsten. Sie trägt eine Rose in der Hand, möglichst

steif, als wäre die Blume auf Draht gesteckt. Wie immer, so war es auch da: alle Porträte haben eine gewisse Macht über mich. Lange kann ich darauf hinsehen, aber allmählich steigt das Leben in ihre Augen, sie bewegen die Wimpern, sie lächeln mich an, die weißen Hände mit den funkelnden Steinen beginnen ein Spiel und schaue ich noch länger, dann sprechen wir miteinander.

Etwas idyllisch Schönes liegt in der Obermaier Pfarrkirche — ein zur Wirklichkeit gewordenes liebliches Bild. Einzelne Villen sehen aus verschlossenen Gärten, in denen das Märchen mit den Sommerblumen zu spielen scheint, überall Farbe und frisches Grün; es wuchert hernieder von Fenstern und Balkonen, es klettert vom Boden aufwärts in Tausenden blühender Rosen und üppiger Clematis, in den traubenartigen Blumen der Glyzinien. Vornehm und verschlossen sieht es aus, — so eine richtige Dornröschenheimat in verschiedenen Exemplaren. Den Horizont begrenzen die hohen, schützenden Berge, die schönen Schlösser und Herrnsitze, die alle Geschichten erzählen könnten, so groß und bedeutend, weil sie Glück und Elend beherbergt haben. In der näheren Umgebung träumen die traubenschweren Laubengänge, dazwischen prachtvolle, alte gepflegte Bäume, Patriarchen ihrer Art und in der Ferne rauscht die Passer ein ewig hohes Lied vom treuen Mann und dem heiligen Land Tirol. Durch dies Paradies schritten wir wieder abwärts zur Stadt bis zur „Sonne“. Am wenigsten befreunden konnte ich mich mit der Laubengasse in ihrer endlosen Schmalheit und dem Chaos von Gerüchen von der feinsten bis zur verletzendsten Sorte. Heute weiß ich, daß diese kühlen, mitunter düsteren Hallen und Häuser, diese stark bevölkerten, wenn auch nicht vornehm wirkenden Gassen eine tüchtige Bürgerschaft, ein reges Handelsvolk

beherbergen, notwendig zu den süddeutschen und südlichen Städtebildern gehören und sogar recht stilvoll wirken.

Vor der „Sonne“ stand bereits der Binschger Stellwagen. Ganz heimatlich mutete mich der alte Kasten an, es stand ja auf seiner Seitenflanke „Stellwagen Meran—Mals“. Der Kutscher schien mir bekannt; er brachte Grüße mit von der Apotheke und daß sich alle auf unser Kommen freuten. Dazu sprach er den ganz unverfälschten Binschger Dialekt mit dem klingenden, etwas hohen Sagen. Mir gefiel es, denn es klang heimatlich. Am Dach des Stellwagens wurde mit großem Gepolter verladen: auch unsere Gepäckstücke waren droben untergebracht. Wir frühstückten noch schnell, kauften bei dem gegenüberliegenden Bäcker etwas Mundvorrat und trugen ein.

Eine Zeitlang waren wir allein im Kabriolett; die Pferde zogen an und peitschenknallend ging es hinaus zum Binschger Tor. Mir war es unendlich behaglich auf dieser Fahrt, sogar meine tiefbeleidigten neuen Schuhe hatte ich vergessen.

Seit dem schönen Morgen war ein festtägliches Gefühl in meiner Seele. Vorbei am Schloß Vorst fuhren wir, von dem ich wußte, daß Frau Margareta Maultasch, die frühere Landesmutter, einst ihre Flitterwochen darin verlebte, von denen Großmutter oft erzählte. Bei der Fürstin Hochzeit soll in den öffentlichen Brunnen Wein anstatt Wasser geflossen sein, solch ein Ueberfluß sei im Lande gewesen. Als später der päpstliche Bannstrahl die allzu große Leppigkeit niedergeworfen hatte und dem Lande der Trost der Religion und deren Ausübung entzogen war, entstand in dem ohne Schuld am meisten bedrängten Volke ein Klage lied, von dem uns Großmutter

einige Strophen lehrte — leider habe ich bis auf ein paar Zeilen alles vergessen.

„Wo früher Wein ist g'runnen,  
Fließt jetzt ein Bächerbrunnen.  
Das Weinen und der Wein  
Wohl nahe Brüader sein.“

Empor ging es die schöne Bergstraße, oben umrauscht vom Waldesgrün, unten umtozt von der ungestümen Wildheit der Etsch, einer geborenen Vinschgauerin, die sich ein tiefes, steiniges Bett in die blühende Landschaft gegraben, — der Töll zu.

Schöne, alte Kastanien stehen am tiefen Wegrain, sie bergen in stacheliger Kugelhülle die süße Winterfrucht, bei deren Nennung ein Traum lieblicher Stubenseligkeit bei Flockengewirr und weihnachtlicher Heimlichkeit durch unser Denken zieht.

Kühl und feucht ist die Luft; am Begrande läuft klares Bergwasser, die Pferde ziehen gemächlich im Trott; der Kutscher geht zu Fuß, es ist ihm angenehmer, „er hocht se heunt no gnua“, meint er und schreitet pfeifend neben den Tieren her.

Ja, der Stellwagen war freilich keine „Mercedes“, ich lasse ihn aber nicht schmähcn; er barg einen Schatz von Poesie und schönen Bildern, war eine Fundgrube köstlichen Volkshumors und einmal kam man ja auch an sein Ziel. Ich verdanke dem alten, holperigen Wagen viele schöne Erinnerungen, manch angenehme Gesellschaft, zugleich eine ziemlich genaue Kenntnis der Gegend, der Gebirge, Heilquellen und alten Schlösser. Die Mahlzeitstationen, in denen man schließlich bekannt war, boten viel des Angenehmen, auch konnte man im Wagen nach Tisch recht gut sein Schlässchen machen; all die taktmäßige Gleichförmigkeit trug mächtig dazu bei. Ein Arzt, mit dem wir

einmal fuhren, erklärte der Gesellschaft des Langen und Breiten, daß diese Ermüdung ein Zeichen der Gesundheit sei und zum Verdauungsieber gehöre. Auf der Töll hielt unser Kutscher bereits die dritte Weinstation. Mutter versäumte nie, auf der Töll mich aufmerksam zu machen auf das alte Badl, die Heimat unserer Urgroßmutter. Damals sah es nicht gut aus, es neigte dem Verfalle zu, jetzt scheint es wieder in besseren Händen zu sein; die moderne Technik hat davor das Stauwerk für die elektrische Beleuchtung angelegt; es läßt sich noch Geschäft machen, trotzdem die Bahn den alten Straßen das Todesurteil gesprochen und ihre Bedeutung der Vergangenheit angehört, — mit Ausnahme des Landbaues und der Touristik.

Merkwürdig ist es, daß man bei so einer Wagenfahrt immer Appetit hat; ich glaube, die frische Luft sowie die stoßende, hupfende Bewegung macht viel. Wenigstens ein Stücklein Brot oder etwas Obst verschmäht man nie auf der Reise.

Der Weg bis Naturns zieht sich sehr in die Länge und wirkt ermüdend; doch um 11 Uhr war man schon beim Mittagstisch. An der Familie Flora hatten wir in Naturns liebe Bekannte. Man fühlte sich der Heimat näher, man hörte von diesem oder jenem Bekannten, der eine oder andere war gerade hier, die ganze heimische Art kam uns wieder entgegen.

In Naturns bestieg ein Herr mit uns das Kabriolett; er kam vom Dehtal durch Schnals heraus, um mit dem Stellwagen bis Spondinig zu fahren, wo er dem Ortler von Sulden und Trafoi aus näherrücken wollte. Ein sehr freundlicher Mann, so zwischen 32 und 36 Jahren, der sich alsbald vorstellte als Herr Sch., Apotheker aus Potsdam bei Berlin. Alles wäre recht und gut gewesen, wenn unser Nachbar nur in der Sprache den Norddeutschen etwas weniger hervorgekehrt

und das Schnarrende, Schluckende in seinen Reden nicht geradezu verwirrend gewirkt hätte. Dazu war er sehr geschwätzig; er erzählte in einem Atem viel und lang; der Wagen rasselte und holperte, die anderen Insassen sprachen, der Kutscher pffif und sang, wenn er nicht gerade jemand neben sich aufsitzen ließ. In einer Ecke saß ich, Mutter in der Mitte, der Herr Apotheker neben ihr auf der anderen Seite. Mutter war oft in tödlicher Verlegenheit, da sie den Herrn absolut nicht verstand; mir ging es etwas leichter, obwohl ich nicht immer ganz mit den Gedanken bei ihm war und oft „Ja“ sagte, nur um eine Antwort gegeben zu haben, die ihn wieder beruhigte.

Er erzählte viel von seinen Reisen in der verschiedenen Herren Länder, fragte um vieles, was man ihm gern mitteilte, — aber alles in einer hastig überstürzenden Weise, die mich unendlich müde machte. Trotz der Nachmittagswärme bekam der Mann gar keinen Schlaf; auch der eintönige Wagenlärm machte ihn nicht ruhiger oder stiller. Mutter schlief endlich ein bischen ein; ich tat wenigstens, als ob ich schlief, um den Redefluß des sonst gewiß liebenswürdigen Herrn auf eine Zeitlang zu unterbrechen. Unter oftmaligem Stillhalten und den Nebenherbesorgungen des Kutschers kamen wir nach Kastellbell.

Wie schön wird dies Schloß gewesen sein in seiner Glanzperiode, von Efeu umspinnen, von Neben und prachtvollen Kastanienbäumen umschattet, wahrscheinlich auch ein Hort mittelalterlicher Kunst und edlen Minnesanges, ein Stellbühnen feuchtfrohlichen Ritterlebens und zarten Frauendienstes, während unten die Etzch vorübertollte und ihre glänzenden Wellenarme um große Steinblöcke warf, die sie in sinnloser Wetterwut sich selbst hergetragen und nun liegen läßt. Wie schön müßte eine Mondscheinpartie, ein nächtlicher Rundgang durch dieses Schloß



sein! Ich glaube, man vernähme die Lieder zum Preise münzlicher Frauen, dazu rauschten die Harfen in feinen, tönenden Akkorden. Frohes Becherklingen tönte aus der Trinkhalle und vom Turmfenster wehte ein weißes Schleiertuch hinab in das südliche Gelände. Und draußen vor dem Schlosse läge ein Kastanienhain von solcher Lieblichkeit, als wäre er vom Schöpfer hingestellt, um Frau Sage und dem lieblichen Märchen ein Heim zu schaffen und die hastenden, arbeitenden Menschenfinder zu erfreuen.

Wie schade, daß dieses schöne Bauwerk, das nicht umsonst Kastelbell heißt, von den Kugeln der Franzosen zur Ruine geschossen wurde, so zwar, daß nun der Wind durch die öden Hallen streicht und des Himmels Wolken in die stillen Kaminen schauen und über den früher liederdurchrauschten Festsaal ziehen!

„Da wachst a guater Tropfen, beim Schloß uni“, meinte der Kutscher und leckte sich begehrlieh die Lippen; ihm gefielen am besten die schwerbehangenen Hügel der Neben, ihm lag die ganze Poesie im funkelnden Glase und im behaglichen Fahren. Die Poesie der Landstraße war ihm genug, in ihrer Art war sie ja auch ganz schön.

Weiter rollte der Wagen durch den sonnendurchglühten Nachmittag, da kam, ehevor wir die Latscher Brücke erreichten, der Malser Stellwagen uns entgegen. Er hielt an — wahrscheinlich hatte er einen wichtigen Bericht für seinen Kollegen, denn auch unser Kutscher brachte mit einem langgedehnten „Deh“ seine Kofse zum Stehen.

„Woast schun,“ schallte es herüber, „as vor Laas die Lahn niedergegangen ist? Die Stroß ist aweck, die Leut müassen alle umsteigen, die Weiberleut kannst onitragen lassen.“ Ein

neuer Schrecken! Sollten wir zum zweitenmal vor solch einer Zerstörung stehen und gezwungen sein, wieder irgendwo zu nächtigen? Alle möglichen Mutmaßungen flogen uns durch den Sinn, indes der Wagen durch die liebliche Talbreite dem schönen Orte Latsch zuratterte. Für diesen Ort hatte ich von jeher eine besondere Vorliebe, solange man mit dem Wagen fuhr.

Wenige Dörfer zeigen sich so hübsch und stattlich: die Straße ist schön gehalten, der Wagen fährt vorbei an einem hübschen Kirchlein, welches durch einen Papst geweiht worden sein soll, wahrscheinlich zur Zeit des Konstanzer Konzils, als die Päpste durch Tirol fuhren und mit großem Gefolge über den Arlberg stiegen. In Latsch fühlte ich mich immer wie in einer Vorstadt; der Wagen hielt auf dem schönen Platze vor der Kirche; die Häuser sahen gut erhalten und freundlich aus, die Kirche so stattlich. Durch das Bittertor schaute ich hinein auf die vielen stillen Gräber der Gemeinde, auf die alten Kreuze und die gelben Blumen, die gleich Flammen aus den Hügeln hervorsproßten. Vor der Friedhofsmauer saß eine saubere Obstfrau, die in einigen Körben schöne, leckere Ware bereithielt. Dabei strickte sie mit stets ruhiger Miene an einem riesigen dunklen Wollenstrumpf. Gewiß war sie eine fürsorgliche Hausmutter. Fuhr man Winschgau zu im Anfang des August, so hatte sie goldgelbe Marillen mit rötlichem Anlauf, Ringlotten von der verschiedensten Farbe und Größe, die ersten Birnen (Heubirnen) und Frühzweitschen. Die Frau kam mit dem freundlichsten Gesicht und bot ihre Früchte den Reisenden an. Zudem war sie auch nach den damaligen Begriffen so spottbillig, daß man sich für ein paar Kreuzer einen schönen Vorrat einkaufen konnte.

Allen aber war diesmal Freude und Appetit vergangen über der Aussicht, zum zweitenmal ein Schlammfußbad nehmen zu müssen.

Schlanders war bald erreicht, dort war Hausenstation. Damals war Schlanders noch viel schöner als heute. Die wundervollen Kastanienwäldungen gaben ihm so einen schönen, südlichen Ton und verdeckten viel von dem fahlen Gebirge, welches die Nordseite des Ortes bildet. Heute mußten die Kastanienhaine den niederen Kalvillanlagen weichen, die besonders in ihrer papierenen, reisenden Flatterhaftigkeit ganz unschön in der Landschaft wirken. Handel und Schönheit kommen nicht immer zusammen in der Welt; in Schlanders stehen sie sich bestimmt feindlich gegenüber. Am Kaffeetisch saßen ein paar behäbige Bürger, die das Unglück besprachen, welches dem Staate wieder „an Hausen Geld“ kosten würde und doch nur Flickarbeit bleibe, die jedes wilde Wetter neuerdings zerstören werde. Sogar unser Berliner war etwas stiller geworden; er mußte vielleicht nicht, was für eine Katastrophe uns erwartete und stellte sich die Sache vor wie ein Eisenbahnunglück oder einen Bergsturz; denn das Wort „Lahn“ blieb ihm unverständlich, ebenso wie das Wort „Mur“. Wenn ein richtiger Berliner auf der Reise still wird, so muß in seiner Seele schon etwas Besonderes vorgehen, was ihm einfach die Sprache verschlägt, sonst wäre es nicht denkbar.

Nun also hinauf durch die Schlanderjer Schlüpf, über die Laaser Höhe der Unglücksstelle entgegen. Wo das wilde Bergwasser aus dem Alliztal herauskommt und sich mit ungestümer Hast in die Etzch ergießt, da lag jetzt eine Flußbreite aus nassem Sand und Geröll, in vielfachen Verästelungen von trüben, braunen Wasserbächen durchbrochen. In der Mitte dieses

Schlammбетtes war ein reißender Bach, der wohl das Hauptwasser mit sich führte und weiter unten einen kleinen Stausee bildete, aus dem die frischen Wurzeln eines Baumes hervorstarrten, während mit der blattrreichen Krone die gurgelnden Wasser ihr Spiel trieben. Die ganze Sache war aber doch viel harmloser als drunten in Lana-Burgstall. Freilich gab es auch hier wieder Wagenwechsel und einen ziemlichen Aufenthalt, aber da nur mehr wir zwei Damen den Wagen weiter benützten, wurden wir von stämmigen Männern einfach auf den Rücken genommen und über Wasser und Schmutz getragen wie man Kinder am Buckel trägt. Die Männer mußten schauen, wie sie durchkamen. Viel schneller und leichter war diesmal alles beendet. Bald hatten wir im jenseitigen Wagen wieder unsere Plätze eingenommen und hofften nun eine normale Heimfahrt. Unser Berliner kam feuchend mit nasser Fußbekleidung uns nach; er wollte sich nicht übertragen lassen, denn „selbst ist der Mann“ — aber die nassen Füße und Beinkleider waren auch nicht gut, zudem sah „schön“ schon bedeutend anders aus.

Wir trösteten ihn wegen seines Mißgeschickes und sagten ihm, wie es uns gestern ergangen. Auch seine Befürchtung, daß nasse Füße den Todeskeim mit sich trügen, zerstreute Mutter, da es ein so warmer, milder Tag war, an dem man ein bißchen Wasser schon vertragen konnte.

In Spondinig war ohnehin seine Endstation, dort mußte er aussteigen. Er bat in aller Höflichkeit um die Erlaubnis, uns in Mals besuchen zu dürfen, um einen gemeinsamen Spaziergang mit uns zu unternehmen.

Knapp vor der Abfahrt kam ein junger Mann dahergesprungen, den wir auf den ersten Blick wohl nicht erkannt

hätten — und doch war er ein lieber Bekannter aus den Tagen der Kindheit.

Als wir in Mals noch daheim waren, kam ein junger Meraner Student in die Apotheke zum Lernen, ein lustiges, fideles Haus, der schon damals hübsch zu singen wußte, alle Tierstimmen täuschend nachahmte, wunderbar Radschlagen und Klettern konnte, uns Kindern manch Münzenzuckerl und Gerstenschleim, sogar ein paar Brocken Kandiszucker aus den Apothekenvorräten spendierte und sehr gern gegen Abend mit uns spazieren ging.

Sollte er jetzt, da er bereits ein grauhaariger Apotheker ist, dies lesen — er lebe ja in Meran und sei seines guten Humors wegen noch immer beliebt — so soll es ihm einen Gruß bedeuten aus jenen Tagen, in denen er mit uns drei Kindern spazieren ging, wobei er mich als die kleinste fest an der Hand hielt und treulich meine verlangenden Füße über Steinhäufen und Straßenschotter leitete, aus jenen Tagen, in denen er uns manches Liedlein lehrte, besonders den „Rekruten“, aus jenen Tagen goldener, sorgenloser Lebensfreude, ganz gleich, ob draußen Regen und Sturm herrschte oder die goldene Sonne wirklich schien. Wir Kinder hatten ihn aufrichtig gern; er war unser Vertrauter und Helfer; kein Vergnügen war vollkommen, wenn der Alois nicht dabei war. kamen wir von der Schule heim, so sah sein lustiges Bubengesicht gewiß durch die Glastüre der Apotheke recht vielversprechend und war gerade der gestrenge Herr Chef nicht da, so hatte er uns stets etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Er hatte immer neue Spiele erdacht und war wegen Entdeckungsreisen in Dachboden, Kammern und Garten beinahe berühmt, — gewöhnlich nicht zu Großmutter's Erbarmung. Sehr oft bekam er von seinen

Ungehörigen Obst, besonders Trauben; damit war er sehr freigebig, wofür wir ihm nach Kinderart anhängen. Beim Versteckenspielen fand er wunderbare Ecken, machte uns sogar neue Winkeln aus Kisten und Decken und erreichte einst den Siegerpreis, als er seine ganze lange Bubenherrlichkeit in die Sägmehlkiste praktizierte und selbe halb zuzog, jedoch in den abenteuerlichsten Lauten seine Gegenwart kundgab. Jedes von uns weihte er in seine Geheimnisse ein, jedes glaubte bevorzugt zu sein, dabei hatten wir alle drei einen lieben, großen Spielgefährten.

Er wußte, auf welchen Bäumen zuerst Äpfel und Birnen reiften; er bereicherte unsere heimischen „Mohnester“, von denen Großmutter und Mutter nur eine leise Ahnung hatten, wenn wir zeitweise Kamillentee brauchten, um einer Palastrevolution des Innern vorzubeugen. Es ist ja merkwürdig, wie in Kindertagen das unreife Obst so gut schmeckt! Ein saurer, giftgrüner Apfel kann zur Delikatesse werden, weit besser als die köstlichsten, ausgereiften Früchte.

Und nun waren Jahre vergangen; aus dem unfertigen Studenten war ein junger Mann geworden, dem die Geheimnisse der Pharmazie bereits erschlossen waren und der nach einigen Jahren des Herumfugels an Universitäten und in verschiedenen Geschäften wieder dorthin als Assistent zurückkam, wo er als junger Praktikant ausgezogen war. Gerade heute hatte er seinen Ausgangstag, den er dazu benützte, um der erste zu sein, der uns begrüßte. Wir beide freuten uns von ganzem Herzen; er bat, das vertrauliche „Du“ beibehalten zu dürfen, setzte sich zum Kutscher auf den Bock und nun ging es lustig heimwärts.

Er erzählte von der Großmutter und mit ganz besonderer Liebe von der jungen Frau und ihrem frischen Walten im alten

Pöhlhause; sie sei für alle ein freundliches Licht, ein wärmendes Feuer, der Herr Chef vergöttere einfach seine Frau; auch die Kinder seien recht lieb, besonders der zweite Sohn sei ein Regimentspitzbub, obwohl er noch im Bubenröcklein stecke.

Etwa eine Stunde verzögerte sich durch die Laaser Mure das Heimkommen; dadurch hatte ich Zeit genug, mein Glückgefühl in mir selbst auszukosten. Ich kann es nicht beschreiben, wie mir war; es schien mir, als flöge meine Seele weit voraus und feierte Wiedersehen mit Tausenden von kleinen Gegenständen und Erinnerungen.

Die ganze Gegend mitsamt den Bergen, all die alten Häuser — sie schienen mich erwartet zu haben. Tartsch, das letzte Dorf mit dem großen Brunnen vor dem Gasthause, ach, wie bekannt war mir doch alles!

Hier über die zerfallenen Stufen hinauf wohnte unser Schuster, der unsere Kinderfüße abmaß und jedesmal erklärte: „Die Kinder wachsen wie der Teigl.“ Ich war gern in seinem Zimmer. Es war dort alles ordentlich, nur eine Ecke gehörte der Arbeit. Da stand die Schusterbank mit den vielerlei Sachen und den beiden kleinen Stühlen, auf denen der Meister und der Bub saßen, den ich mir nie recht ansehen konnte, weil er immer ungewaschen war. Am Boden lagen die zerrissenen Schuhe eines halben Dorfes in verzweifeltsten Stellungen mit durchgetretenen Sohlen und schiefen Absätzen, daneben ein paar Rollen Leder und ein Schaff mit Wasser. Ueber all dem ruhte der undefinierbare Geruch von altem und neuem Leder, Schusterpech und ziemlich eingesperrter Luft. Ich hatte nur angenehme Erinnerungen an den freundlichen Meister und bedauerte es, als ich hörte, daß er gestorben sei. Vor dem Gegenüber des Schusterhauses hatten wir immer unsere Furcht gehabt. Dort

---

wohnten drei reiche, arme Burſchen, die mit ihren blöden Augen aus einem kleinen Fenſter auf uns ſchauten, oder ſie ſaßen auf dem kleinen Bänklein vor ihrem Hauſe: alle drei Kretine und in ihrer Freundlichkeit der Schrecken unſerer Spaziergänge.

Alles ſchien mir ein „Weißt du noch?“ zuzurufen, zuletzt gar das kleine, alte Kuhnens-Häuschen, welches immer mehr in die Erde zu verſinken ſchien und ſich drückte unter ſeinen baulichen Gebrechen wie ein altes Bettelweiblein unter ſeiner Bürde. Eines war aber daran unverändert geblieben: auch heute balgte ſich eine ganze junge Generation in allen Jahresſtufen vor dem Hauſe und ſchaute mit luſtigen Augen auf die Vorübergehenden, während die kleinen, braungebrannten Füßchen dem Wagen nachliefen.

Wie viel fröhlicher ſind ſolche Kinder, als die zarten Menſchenpflanzen unſerer höchſten Kultur! „Do ſein olm Kinder wie die Kinighaſen,“ meinte erklärend der Kutſcher. Alles, was ich ſah, kam mir etwas älter und verfallener vor, aber wir kannten uns doch gegenseitig.

Beim Tartſcher Kreuz wartete ein kleiner Trupp Menſchen: eine alte Frau, eingehängt in ihre Schwiegertochter, ein kleines, noch nicht ganz ſchulpflichtiges Mädchen und zwei Buben, von denen der kleinere noch im Röcklein war: und ſie erwarteten uns. Wie begrüßt man ſich nach ſo vielen Jahren, nach ſo manchen Schickſalsſchlägen! Ich weiß nur, daß die Frauen weinten, während ich mich ſo freudig erregt fühlte, wieder den Boden der Kinderzeit betreten zu können; die Kinder taten ein bißchen bang und ſcheu, getrauten ſich kaum die Händchen zu geben und ſchauten fragenden Auges empor zur neuen Tante und Ruſine.



Großmutter wollte etwas zu lange werden in ihrer Nührung, da war es wieder der „Herz Subjekt“, der mit einem guten Wit; alles heiter stimmte und wieder in den Wagen bracht.

Nun saßen wir so eng als möglich beisammen und tauschten die ersten Grüße und Nachrichten aus. Schon gestern hatten sie uns erwartet, da brachte der Kutscher die Nachricht von dem Mordbruch — natürlich war Großmutter in allen Nengsten um uns gewesen und hatte die ganze Nacht, wie sie sagte, keinen Augenblick geschlafen. Heute konnte man sich der überstandenen Abenteuer beinahe freuen, es war ja vorüber. Tante Kathi war eine hübsche, bereits etwas rundliche Frau geworden, die sich sonnte im Gefühle ihres häuslichen und mütterlichen Glückes und dabei prächtig gedieh.

Das Kleinste, ein Ludwig, war noch daheim im Kinderwägelchen.

Großmutter war wieder ganz in ihrer Rolle. Sie machte uns schnell bekannt mit den Eigenheiten der Kinder, lobte und tadelte in einem Satz, trug getreulich die Sorgen mit für die heranblühenden Enkel, als die Geehrteste, die Patriarchin des Hauses und der Familie.

Nun fuhren wir in den Markt ein. Die ersten Häuser sahen mich gealtert und verwittert an, vor den Häusern standen Leute, die ich kannte. Ganz zum Mauerwerk passend waren sie grauer, schütterer und gefurchter geworden. Die Zeit hatte sie im „Abwärts“ bereits gekennzeichnet. Wenn man selbst mit jungen, glücklichen Augen dies bemerkt, wie sehr muß erst den Leuten selbst die Veränderung auffallen. Auf den weißen Stufen, die zur Haustür emporsführten, stand endlich Dunkel, um alle herzlichst zu empfangen.

Wie ein recht zufriedener, glücklicher Bürger stand er vor dem Hause, die brennende Zigarre zwischen den Fingern. Er hob zuerst seine Kinder aus dem Wagen, dann die Frauen, während ich selbst flink genug zu Boden sprang. Als ich die Haustür hinter mir hatte, war es mir, als lägen nicht Jahre des Lernens und Wachsens zwischen einst und jetzt, Jahre der Freude und der Bitterkeit: mir war, als wäre ich noch das sorglose Kind, welches unbewußt die schönste Zeit seines Lebens verbrachte, welches seine kleinen Anliegen der alten Base ins Ohr sagte, wo es immer Hilfe und Verständnis fand.

Lach' mich nicht aus, wenn ich Dir erzähle, wie sehr der Geruch unserer Einbildungskraft zu Hilfe kommt, der Geruch, der in einer Apotheke das Haus vom Keller bis zum Dachboden durchzieht.

Nun roch ich wieder den eigentümlichen herb-würzigen Geruch von Heilkräutern, Spirituosen und Tinkturen; er schloß mich momentan völlig ab gegen die Außenwelt, zeigte mir aber um so deutlicher die Jugendheimat.

Schon in Innsbruck ging ich mit Vorliebe durch die alten Lauben an den beiden Apotheken vorüber, besonders im Sommer, wenn die Türen offen waren, nur um den Geruch wieder zu haben, der mich immer in die alte Heimat zurückversetzte. Dieser Geruch ersetzte mir alles andere „Gutriechende“ an teuren Essenzen.

Im Winter blieb ich oft vor den erleuchteten Fenstern stehen, um das geschäftige Hin und Her zu betrachten, interessierte mich, wenn ich die Herren über die Recepte gebeugt sah, beobachtete die Mischungen aus den verschiedenen Tiegeln und Flaschen, sah dem Zusammenwägen und Umschütten zu und glaubte mich noch als Kind bei den Großeltern zu sehen. Und nun war ich wirklich wieder da! Nur das gute, von weiß-

silberigem Haar umrahmte Gesicht der alten Base ging mir sehr ab. Sie war nicht mehr im Hause zu finden, sondern hatte ihren Platz am Friedhof nahe bei der Kirche.

Wir bewohnten für den Sommer das gleiche Zimmer, welches wir als Kinder mit der Mutter inne hatten, nur war aus meinem Bettstattl ein Bett geworden und der Platz, wo Alfred und Lina geschlafen, war mit anderen Möbeln verstellt.

Ganz meiner Gewohnheit entgegen, war ich am ersten Abend sehr still, beinahe schweigsam. Vielleicht war etwas körperliche Ermüdung dabei, innerlich war mir aber ganz anders zu Mute, denn ich feierte ein stilles Wiedersehen eigener Art.

So vieles war anders geworden im Hause, so viel andere Gegenstände schmückten die alten, trauten Räume. Tante Kathi hatte ihr Heim mit Geschmack und feinem Wohllichkeitsinn eingerichtet, trotzdem fand ich noch manch liebes, altes Stück, welches ich still begrüßte.

Die Kinder wurden bald zur Ruhe gebracht. In dem großen Zimmer standen bereits drei kleine Bettchen sowie das Wägelchen; in einer Ecke war das große, hochgetürmte Bett einer alten, etwas schlechtgelaunten Kindsmagd, wie der Thron eines Potentaten. Mich freute es, abends durch die Gitter auf die bereits schlafenden Kinder hineinzusehen — ich kam mir damals so erwachsen und erfahren vor, daß ich glaubte, dieser Unterschied könne sich nie mehr verwischen.

Ein Kind ist im Schlafe etwas ungemein Liebliches. Das Kleine, Unberührte zeigt sich dort am deutlichsten auf seiner Stirne. „Ihm ruhen noch im Zeitenschosse die dunklen wie die heitern Lese!“

---

.....

Fest und gesund schliefen wir diese Nacht, erst in der Frühe, als die Sonne bereits durch die Fenster blizte und die altbekannten Glocken klangen, wurde ich wach.

Glockenton hat eine große Macht; es ist die oberste Stimme in unserem Gedächtnis, diejenige, die täglich ruft und spricht in Freud und Leid. Der Tag, in dem ich als kleines Mädchl in den Turm gehen durfte, um diese lieben, lauten Sprecherinnen in der Nähe zu sehen, war für mich ein Festtag voll freudigbanger Herzklopfens. Es schien mir, als sei etwas Gewaltiges in mein kleines Leben getreten und als wir nachher auf der Galerie des Turmes standen, die von unten so klein aussieht und oben doch so groß ist, als ich nach allen vier Seiten in das Land blickte und den Wolken näher gerückt schien, da fürchtete ich mich — es war zu viel geworden für ein kleines Mädchl.

Und nun riefen dieselben Glocken der Heimat, aber nicht störend klangen sie mir, nur grüßend.

Mutter war schon früher aufgestanden und ich machte mich gleich daran. Was würde ich heute alles Neues sehen und hören! Heute wollten wir ja erst überall Nachschau halten und alle Veränderungen schauen, die seit unserm Weggang stattgefunden hatten. Ich freute mich darauf, denn die Jugend fürchtet ja Veränderungen noch nicht, sie kennt nicht das Bittere, das in manchem Wechsel liegt.

Als ich fertig war, lockte mich die Thür zum Dachboden zu allererst: die große, eisenbeschlagene Thür, welche zu öffnen für uns Kinder immer eine Kraftprobe war. Heute lachte ich darüber. Wieder schlug mir, wie ein mutwilliger Bub, eine Welle Kräuderdust entgegen, der dem Dörrboden da oben entquoll.

Empor die steinerne Stiege, stand ich wieder in dem dämmerigen, weiten Raum, der für uns so viel fremde, kindische

.....

Geheimnistuerei barg. Viel mehr Schubladen und Stellagen waren da, seitwärts die große Wage, eine Unmenge Kisten und Kistchen. An den langen Holztramen hingen die halb und ganz getrockneten Weibbuschen, aus denen die Donnerkugeln und Herrgottens Blas noch gut kenntlich hervorlugten. Alte Apothekengefäße standen in Menge herum, die ausgemustert worden waren und hier oben über die Vergangenheit nachsinnen konnten. . .

\* \* \*

Unvermittelt bricht das Manuskript ab. — Paula Kravogl arbeitete nicht auf Vorrat; mitten aus regem, freudigem Schaffen heraus rief sie der Tod in das Land der Ewigkeit, wohin ihr so viele teure Angehörige und Freunde vorausgegangen sind. „Jungmädchenjahre“ sind unvollendet geblieben, aber sie bilden doch ein Ganzes; sie spiegeln ja eine erwachende Frauenseele in ihrer lieben Zartheit und reinen Schöne wieder.

— o o o —

# Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

Erzählungen von Reimmichl:

## **Auf unseren ewigen Bergen.**

Erzählung aus dem großen Kriege. Geb. K 3.—.

Ich möchte das Buch „Auf unseren ewigen Bergen“ hineintragen in jede Bauernhütte, aber auch in jede Stadtwohnung. Dort wird es freudige Zustimmung und ein stolzes Heimatgefühl erwecken, hier Bewunderung und Sehnsucht nach der reinen Gottesluft der schneegekrönten Berge. — Namentlich auch im Schützengraben wird ihm ein Plätzchen gesichert sein.

Maria Köck.

## **Bergschwalben.**

Geschichten. Broschiert K 1.80, geb. K 3.—.

## **Weihnacht in Tirol.**

Ein Volksbüchlein. Brosch. K 1.50, geb. K 2.40.

## **Die schwarze Frau.**

Erzählung aus dem Tiroler Freiheitskrieg.  
Broschiert K 1.80, geb. K 3.—.

## **Aus den Tiroler Bergen.**

Lustige und leidige Geschichten.  
8. bis 10. Tausend. Gebunden K 3.60.

In Vorbereitung:

## **Im Tirol drin. (Neuaufgabe.)**

## **Die Glocken von Hochwald.**

\*

. . . . Auf allen Sachen Reimmichls lag von Anfang an ein berückender Duft poesieumspinnener, echter Herzlichkeit; überall pocht und erschüttert die Freude und der Schmerz eines nachgelebten, blutwarmen Lebens. In den Sammlungen „Aus den Tiroler Bergen“, „Im Tirol drin“, „Bergschwalben“ und vor allem in dem entzückenden Bändchen „Weihnacht in Tirol“ stehen Geschichten, die Reimmichls Ruhm als einen der feinsten Volksschriftsteller für immer rechtfertigen. Dr. Johannes Eckardt.

## **Tiroler Helden ohne Namen.**

Von **Matthias Ortner**. Kartoniert K 2.50.

..... Ein Offizier von der Westfront schrieb mir:  
„Sind denn alle Tiroler solche Helden und Heilige? Veranlassen Sie M. Ortner, ja alles, was er weiß, in Büchern zu sammeln. Er ist ein eminenter Volksschriftsteller. . . .  
Schmidinger im „Raphael“.

## **Wiener Gmüat.**

Erzählungen und Skizzen von **Maria Köck**.

Broschiert K 6.—.

Es ist ein wundervoller Flor von leuchtenden Heimatblumen . . . von der größten bis zur kleinsten loben sie alle die schaffende Hand. E. v. Handel-Mazzetti.

## **Das blutige Jahr.**

Gedichte von **Bruder Willram**. Gebunden K 2.60.

## **Der heilige Kampf.**

Neue Kriegslieder v. **Bruder Willram**. Geb. K 3.50.

Alles Große, Edle und Erhabene konzentriert der Meister auf einen einzigen Punkt: auf die Not des Vaterlandes. In den jugendlich frischen Liedern, die zum Teile schon vertont sind, widerhallt sein Gram, seine Hoffnung, sein Siegesjubel, seine Trauer, seine Treue, seine Liebe, aber auch sein Dichterhaß. Wer diese Lieder liest und die Gnade hat, sie mitempfinden zu können, freut sich, ein Oesterreicher zu sein.

Korrespondenzblatt f. d. kath. Klerus Oesterreichs.

## **Wir brechen durch den Tod.**

Gedichte aus dem Felde von **Arthur v. Wallpach**.

Kartoniert K 2.—.

Ein schmales Bändchen nur. Aber es ist reich an Liedern von schmetternder Kraft und rührender Innigkeit, Liedern von unvergänglicher Schönheit, die einen neuen glänzenden Beweis für unseres wehrhaften Tiroler Sängers hohe Meisterschaft erbringen.

Aurelius Polzer (Deutsche Rundschau).

**Die Wiedergeburt der deutschen Familie nach dem Weltkriege.**

Von Prof. Dr. **Franz Walter**. Geb. K 3.—.

